

Systemtheoretische Geographie I

Geographie systemtheoretisch

Habilitationsschrift zur Erlangung der Venia Legendi ›Geographie‹



**University of
Zurich^{UZH}**

eingereicht bei der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät
der Universität Zürich

von Pascal Goeke (Deutschland)

Februar 2015

Zusammenfassung

Die Geographie als Disziplin, die soziologische Systemtheorie, wie sie maßgeblich von Niklas Luhmann formiert wurde, und geographisches Arbeiten mit den Mitteln der Systemtheorie stehen im Zentrum dieser Arbeit. Einleitend und grundlegend wird das Verhältnis von Systemtheorie und Geographie (genauer und im Folgenden in der Regel gemeint: Humangeographie) analysiert, um die Limitationen systemtheoretischen Denkens in der Geographie auszuloten und um meine Beiträge einordnen zu können. Meine bereits publizierten Beiträge untergliedern sich in zwei Stränge. In einem Strang geht es um typische Gegenstände der Geographie und um das Praktizieren und Adaptieren der Systemtheorie innerhalb der Geographie, mithin um eine *systemtheoretische Geographie*. Der andere Strang wendet sich der Geographie als Disziplin zu und versucht ausgewählte Aspekte der Geographie mit systemtheoretischen Mitteln zu untersuchen: *Geographie systemtheoretisch*.

Zu den Teilen im Einzelnen: Die rahmende Einleitung thematisiert und analysiert das Verhältnis von Systemtheorie und Geographie. Die Leitfrage lautet, weshalb die vielgelobte Systemtheorie innerhalb der Geographie kaum zu verfangen scheint, obwohl sich Spuren eines systemtheoretischen Denkens im Sinne Luhmanns bis mindestens in die 1980er Jahre zurückverfolgen lassen. Bei der Suche nach den Gründen für das Nicht-Verfangen zeigt sich schnell, dass wissenschaftskritische Erklärungen, z. B. eine einseitige Orientierung an angelsächsischen Diskussionen, das Verhältnis nicht hinreichend ausleuchten können. Weil auch ein Abgleich von Argumenten für und wider die Theorie angesichts epistemologischer Dekonstruktionen von Vernunft und Wahrheit unmöglich geworden ist, liegt das Hauptaugenmerk auf den selbstkonstruierten und partiell inkommensurablen Perspektiven und Weltbildern von Systemtheorie und Geographie. Dazu werden in einer theoriethoretischen Analyse die Architektur der Systemtheorie sowie das zentrale Weltbild der Geographie dargelegt und aufeinander bezogen. Deutlich wird, dass sich die Systemtheorie mit ihrer auf (soziale) Komplexität fokussierten Problemstellung, ihrem differenztheoretischen Systembegriff und ihrem Versuch, Umweltkomplexität durch theorieinternen Komplexitätsaufbau zu reduzieren, markant von der in der Geographie dominierenden Sichtweise und praktizierten Forschungsarbeit unterscheidet. Dies deshalb, weil die Geographie mehrheitlich eine Vorstellung von der Welt als Ganzes und ihrer Teile hat, diese Welt als begrüßens- und bewahrenswerte Einheit von Vielfalt begreift und statt einer wissenschaftsinternen Reduktion von Komplexität das wissenschaftsinterne Spiegeln der Welt präferiert. Falls diese Einheit der Vielfalt gefährdet zu sein scheint, möchte sie als engagierte Disziplin eingreifen.

Das Aufdecken dieser Differenzen verdeutlicht einerseits die Hürden für systemtheoretisches Arbeiten in der Geographie. Andererseits führen diese Differenzen vor, welche Möglichkeiten, Reflexionschancen und kreativitätsfördernde Grundeinstellungen die Geographie vergibt, wenn sie sich der Systemtheorie verschließt. Zentral zu nennen sind hier das große Auflösungs- und Differenzierungsvermögen, der autoreflexive Umgang mit selbstkonstruierten Erkenntnissen sowie der immerwährende Auftrag zur Kreativität bei der Suche nach dem kontingenten Verhältnis von Problemen und Lösungen. Diese Chancen nicht nur zu benennen, sondern auch zu nutzen, ist das Ziel meiner einzelnen Beiträge.

Im Kontext einer *systemtheoretischen Geographie* behandeln meine Arbeiten zur Medien|Formwirtschaft, zum Markt der Wirtschaft, zu den Geographien sozialer Systeme, zur Kontrolle des Raums durch Netzwerke und soziale Systeme sowie die vorbereitenden Bemerkungen zu einer all-

gemeinen Ökologie der Gesellschaft mehr oder minder typische Gegenstände der Geographie. Über den jeweiligen Fall hinausgehend beabsichtigen diese Arbeiten der Geographie durch einen breiteren Ausbau systemtheoretischer Perspektivierungen sachlich und disziplinär erweiterte konzeptionelle Möglichkeiten zu eröffnen.

Der Publikationsstrang *Geographie systemtheoretisch* hat die Disziplin Geographie als Thema, problematisiert ausgewählte Strukturen der Geographie und versucht sie mit den Mitteln der Systemtheorie aufzuschlüsseln. Dabei geht es in den einzelnen Publikationen um das Verhältnis geographischer Migrationsforschungen zu ihren Gegenständen, um die Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Begleitforschungen, um die innere Wissensstruktur der Geographie, um die Ausdifferenzierungsschwierigkeiten der Disziplin, um personalisierte Strukturen innerhalb der Geographie, um dissidente Partizipation in der Geographie am Beispiel der Person Elisabeth Bühler und der Geschlechterforschung sowie um die besondere Konfliktlastigkeit kritischer Geographien. Auch in diesen Beiträgen geht es teilweise um eine Anempfehlung der Systemtheorie für die Geographie, das heißt um eine Explikation der systemtheoretischen Leistungsfähigkeit. Die zentrale Gemeinsamkeit dieser Beiträge besteht aber darin, die Praxis und die Strukturen der Geographie zu reflektieren, also das zumindest in der deutschsprachigen Geographie weitgehend vernachlässigte Feld der Wissenschaftsforschung zu bestellen.

Inhalt – Teil I – Rahmenpapier

1. Systemtheorie und Geographie – Konturen eines Verhältnisses und die Frage nach den Ursachen	6
2. Die Architektur der Systemtheorie und kritische Umgänge mit ihr	14
2.1 Die Architektur der Systemtheorie.....	14
2.2 Kritische Umgänge mit der Systemtheorie	23
3. Systemtheorie und Geographie – kontingente Inkommensurabilitäten.....	29
3.1 Die Geographie als Disziplin und ihr Umgang mit Welt.....	30
3.2 Statt eines wertenden Vergleichs: Eine Theoriebilanz	40
4. Meine Beiträge in der Übersicht	46
4.1 Systemtheoretische Geographie.....	47
4.2 Geographie systemtheoretisch	49
5. Literatur	51

Inhalt – Teil II – Publikationen

Systemtheoretische Geographie

- Goeke, P. und Zehetmair, S. (2015): Räumliche Konditionen und die Kontrolle des Raums durch Netzwerke und soziale Systeme. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme. Wiesbaden: Springer VS. 177-201. (*Eigener Anteil 80%*) *Publikationen // 2*
- Goeke, P.; Lippuner, R. und Wirths, J. (2015): Von der Geographie sozialer Systeme zu einer allgemeinen Ökologie der Gesellschaft – eine Einleitung. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme. Wiesbaden: Springer VS. 9-22. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 27*
- Goeke, P. und Lippuner, R. (2011): Editorial: Geographien Sozialer Systeme. Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie 17(2), 227-233. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 42*
- Goeke, P. und Moser, E. (2011): Der Markt der Wirtschaft. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 55(4), 226-238. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 50*
- Goeke, P. (2011): Medien | Formwirtschaft – Ein Klärungsversuch in der schillernden Kreativwirtschaftsdebatte. In: Geographische Zeitschrift 99(2+3), 163-181. *Publikationen // 64*

Geographie systemtheoretisch

- Goeke, P. (2013): Grenzenlose Konflikte. Programme kritischer Geographien und ihre Folgen. In: Geographische Zeitschrift 101(1), 1-19. *Publikationen // 84*
- Goeke, P. und Bühler, E. (2013): Dissidente Partizipation: Elisabeth Bühler und die Geschlechterforschung in der Geographie. In: Geographica Helvetica 68(2), 139-144. (*Artikelteil 100% von mir, Rest Interview*) *Publikationen // 104*
- Goeke, P. (2012): Personalisierungen in Abwesenheit einer Disziplintheorie. Netzwerke in der Humangeographie. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 86(4), 427-434. *Publikationen // 111*
- Goeke, P. und Moser, E. (2011): Raum als Kontingenzformel der Geographie. Zu den Ausdifferenzierungsschwierigkeiten und -besonderheiten einer Disziplin. In: Soziale Systeme. Zeitschrift für Soziologische Theorie 17(2), 234-254. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 120*
- Glückler, J. und Goeke, P. (2009): Geographie sei, was Geographen tun: Ein Blick hinter den Organisationsplan einer Disziplin. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 83(3), 261-280. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 142*
- Goeke, P. (2009): Was kann und soll öffentliche Wissenschaft leisten? Der Fall der wissenschaftlichen Begleitforschung. In: Geographische Revue 11(2), 27-33. *Publikationen // 163*
- Goeke, P. (2007): Drei Blicke und ein Problem – Migrationsforschungen und das ungebrochene Verhältnis zum Gegenstand. In: Geographische Zeitschrift 95(4), 179-198. *Publikationen // 171*

1. Systemtheorie und Geographie – Konturen eines Verhältnisses und die Frage nach den Ursachen

Die moderne soziologische Systemtheorie, wie sie maßgeblich von Niklas Luhmann^{1, 2} formiert wurde, hat beeindruckendes Lob und vielfältige Anerkennung erfahren.³ Selbst Jürgen Habermas, der beständig monierte, dass Luhmann die „neokonservative Affirmation der gesellschaftlichen Moderne auf die Spitze“ treibe, gestand ihr ein Reflexionsniveau zu, auf dem alles, „was die Anwälte der Postmoderne irgend vorbringen konnten, ohne Anklage und differenzierter schon vorge-dacht worden“ sei – ihre „Konzeptualisierungskraft, theoretische Phantasie und Verarbeitungskapazität“ seien unvergleichlich (Habermas 1985, 411).⁴ Verwandte Auszeichnungen finden sich vielerorts. Gelobt und bestaunt werden die begriffliche Ausdifferenzierung, die zeitdiagnostische Produktivität, die Radikalität des Denkens, die Art und Weise, wie die Grenzen der Soziologie gesprengt wurden oder mit welcher visionären Beständigkeit das Programm von Niklas Luhmann unter Berücksichtigung von Entwicklungen in der Kybernetik, Evolutionsbiologie, Mathematik und anderen Wissenschaftsbereichen entwickelt wurde (vgl. z. B. Baecker 2005; Borch 2011; Gumbrecht 2006; Gripp-Hagelstange 2000; Knodt 1995; Schwanitz 1998). Luhmann sei „in einem geradezu unglaublichen Ausmaß kreativ“ gewesen – „ein Vulkan im Gewand, im Fleisch eines preußischen Ministerialbeamten, in der Disziplinierung dieser Kraft ähnlich genau und beständig wie Kant, jener andere Alleszermalmer“ (Fuchs 1998, 13). Errichtet wurde eine (Gesellschafts-)Theorie, „die im Raffinement ihres Designs, in der Reichweite ihres Anspruchs und der Radikalität, mit der sie sich von ‚alt-europäischen‘ Traditionsbeständen verabschiedet, heute ohne Beispiel dasteht“ (Schwanitz 1998) und die wie kaum eine andere Theorie im Glauben an die Gültigkeit und kognitive Stärke theoretischen Denkens entstanden und von diesem Geist bis heute geprägt sei (Stichweh 2001, 910f.).

Ogleich die Elogen nur wenig vom Inhalt der Theorie verraten, kann man sich, auch mit Blick auf die gewaltigen Zitations- und Verkaufszahlen der Schriften Luhmanns und anderer prominenter Systemtheoretikerinnen und Systemtheoretiker, auf die umfangreiche Sekundärliteratur

¹ Aus leseästhetischen Gründen enthält diese Einleitung relativ viele Fußnoten. So soll der Text von überbordenden Zitaten, ausführlichen Belegen oder legitimatorischen Absicherungen entlastet werden. Der Text beansprucht auch ohne Fußnoten verständlich zu sein. Wer aber Zweifel an der Argumentation hegt, wer Verweise auf die wissenschaftliche Tradition vermisst oder nach Erläuterungen sucht, wird in den Fußnoten fündig werden.

² Alle Aussagen dieser Theorie allein Niklas Luhmann (1927–1998) zuzuschreiben, wäre falsch und würde den ohnehin „monströsen Widerspruch“ zwischen dem „unsterblichen Corpus der Schriften und dem sterblichen Körper des Menschen Niklas Luhmann“, wie ihn Dietrich Schwanitz (1998) in seinem Nachruf ausmachte, über Gebühr weitertreiben. Als Architekt der modernen soziologischen Systemtheorie kann man Luhmann hingegen vorbehaltlos würdigen. Wenn in diesem Text von Systemtheorie ohne weitere Kennzeichnung die Rede ist, dann ist ebendiese Version von Systemtheorie gemeint.

³ Systematische und lesenswerte Beobachtungen zur Rezeption der Systemtheorie in verschiedenen Disziplinen finden sich zum Beispiel in de Berg/Schmidt (2000) oder in Jahraus et al. (2012). Einschätzungen zur internationalen Rezeption finden sich z. B. bei Stichweh (2003a, 225), Rasch (2012) und teilweise bei Straussfoegel/von Schilling (2009).

⁴ Eine ähnliche Anerkennungsstruktur findet sich bei Eisel, der sich ebenfalls dem linken Spektrum zuordnet. Mit Blick auf Umgangsformen zur geographische Naturadaptionsproblematik sagt er, dass man entweder den luhmannschen Weg wird gehen müssen oder aber wieder zum Anfang bei Herder wird zurückkehren müssen – mit letzterem könne man den Anschluss an den „banalen Zeitgeist“ sicherstellen (2009 [2004], 303f.).

zur Systemtheorie sowie angesichts der Forschungen über Luhmann⁵, zu wundern beginnen, weshalb ausgerechnet diese Theorie innerhalb der Geographie, und gemeint ist hier und im Folgenden im Wesentlichen die Humangeographie, bis heute relativ selten verfängt.⁶ Und die Verwunderung steigt, wenn man registriert, dass die Humangeographie beständig vorgibt, (auch) eine Sozialwissenschaft zu sein.⁷ Bei der Überführung dieser ersten Verwunderung in eine konkrete Frage ist Vor- und Umsicht geboten, reagiert man doch auf eine wissenschaftliche Struktur mit wissenschaftlichen Mitteln und bekommt es daher vermehrt mit Selbstreferenz zu tun.

Von Nicht-Verfangen zu reden heißt, die Option einer intentional-machtvollen Ausgrenzung der Systemtheorie weitgehend auszuschließen. Es ist empirisch schlichtweg nicht zu erkennen, dass einzelne Personen oder die Institutionen der Geographie Systemtheoretikerinnen und Systemtheoretiker ständig intentional ächten oder absichtsvoll ausgrenzen würden – Ausnahmen bestätigen die Regel.⁸ In einer diffusen Disziplin wie der Geographie kann eine systemtheoretische Geographie noch nicht einmal eindeutig den Status der Querdenkerin für sich reklamieren – zu was kann man heute eigentlich noch querstehen (vgl. Eisel 2014, 316)? Hinzu kommt, dass eine systemtheoretische Geographie sich auch deshalb kaum als Querdenkerin bezeichnen kann, weil sie nicht nur Gegnerschaft provoziert, sondern auch außerhalb ihres eigenen Feldes Anerkennung erfährt: Die luhmannsche Systemtheorie werde von einer „dynamic and productive group of German geographers like M. Redepenning, R. Lippuner, A. Pott, or P. Goeke to name a few“ verwendet (Graefe 2013, 63). In dieser Lage sensibilisiert der Begriff des Nicht-Verfangens dafür, dass es jenseits einer leicht erkennbaren und oft betonten Perspektiven- und Theoriediversität in der Geographie noch andere weniger offensichtliche Limitationen gibt, die über den Erfolg oder Misserfolg von Theorien entscheiden. Und nur wenn diese Limitationen aufgespürt und aufgedeckt werden, wird hinreichend verständlich werden, weshalb sich Spuren modernen systemtheoretischen Denkens seit nunmehr 30 Jahren in der Geographie finden lassen, ohne dass es zu einem Momentum oder einer festen Etablierung dieses theoretischen Denkens gekommen wäre.⁹ Diese Limitationen sind

⁵ An dieser Stelle nur ein Beispiel. Das Forschungsvorhaben *Niklas Luhmann – Theorie als Passion. Wissenschaftliche Erschließung und Edition des Nachlasses* wird seit kurzem mit über 5 Millionen Euro für eine Laufzeit von 16 Jahren finanziert. Im Zentrum stehen vor allem die über 90.000 Notizzettel des luhmannschen Zettelkastens.

⁶ ‚Selten‘ ist gewiss ein relativer Wert – hier einige Belege: In der fünften Auflage des *Dictionary of Human Geography* wird Luhmann in nur zwei Einträgen jeweils flüchtig erwähnt (Barnes 2009a; Gregory 2009a). Im Lemma *Systems* wird System lediglich im Sinne eines Ganzen und seiner Teile präsentiert, ein Verweis auf die differenztheoretische Fassung der luhmannschen Systemtheorie fehlt (Johnston 2009). Auch in deutschsprachigen Einführungssammelbänden und Lehrbüchern wird die Systemtheorie nicht oder nur knapp erwähnt (vgl. z. B. Werlen 2000; Weichhart 2008a; Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer 2003; Gebhardt et al. 2011). Die wenigen Ausnahmen bestätigen die Regel (z. B. Egner 2010; Oßenbrügge/Vogelpohl 2014a).

⁷ Die Selbstverortung der Geographie wandelt sich selbstverständlich. Eindeutig ist aber, dass die Humangeographie sich nicht als Naturwissenschaft versteht. Vielmehr ist zu beobachten, dass seit den 1970er Jahren mehr oder minder glaubhaft versichert wird, im Konzert der Sozialwissenschaften mitzuspielen oder mitspielen zu wollen (Wirths 2001). Diese wichtige Selbstverortung erfährt Konkurrenz durch die Beschreibung als Brückenfach (vgl. dazu skeptisch und schelmisch Weichhart 2008b) und durch die Hinwendung zu Theorien, die in Bezug auf Sozialität und Materialität eher symmetrische Positionen einnehmen (z. B. Akteur-Netzwerktheorie, das Programm der Animal Studies (vgl. Buller 2014)). Was immer genau en vogue war und ist, aus den vergangenen und aktuellen Selbstverortungen lässt sich kein zwingender Grund gegen die Systemtheorie ableiten.

⁸ Krüger (1997) etwa bringt in einer Rezension die Geographie und die engagierte angewandte Entwicklungsländerforschung als normativen Bewertungsmaßstab gegen Beiers (1995) systemtheoretische Dissertation in Stellung. Die Geographie und die Entwicklungsländerforschung, so wie Krüger sie kennt und haben mag, würden nicht zur Systemtheorie passen.

⁹ Erste tiefgründige und positiv gestimmte Rezeptionen von systemtheoretischen Arbeiten, die der luhmannschen Theorie relativ nahestehen, finden sich Ende der 1970er Jahre. Steiner (1979) bespricht ein Buch von

vermutlich auch für die Beobachtung verantwortlich, dass das Vorrücken von Systemtheoretikerinnen und Systemtheoretikern ins Dauerstellenzentrum der Geographie oft mit einer deutlichen Aufgabe, Modifikation oder Abmilderung systemtheoretischer Positionen einhergeht, hier also offensichtlich Anpassungsleistungen erwartet und praktiziert werden, die einer weiteren Entfaltung systemtheoretischer Positionen abträglich sind. Kurzum, der Begriff des Nicht-Verfangens macht auf tiefere und den beteiligten Beobachtern nicht immer vollumfänglich bewusste Gründe, mithin auf systemische Ursachen für den Erfolg oder Misserfolg von Theorien aufmerksam.

Was aber sind die Ursachen für dieses Nicht-Verfangen? Wie gestaltet sich das Verhältnis von Systemtheorie und Geographie? Erneut ist die Wortwahl wichtig. Nach dem Verhältnis zu fragen, soll Wertpräjudizen im Zaum halten. Es geht also nicht in einem trivialen fortschritts-, wahrheits- und vernunftgläubigen Modus um die Frage, weshalb die Geographie die vermeintlich so tolle und avancierte Systemtheorie noch immer kaum rezipiert, sondern um eine Rekonstruktion ihres Verhältnisses. Diese Rekonstruktion geschieht im vollen Bewusstsein darüber, dass alle Theorien an ihre immanenten Horizonte gebunden sind, sodass sich abschließende Werturteile mit dem Habitus der Gewissheit verbieten. Allein die Frage, welche Möglichkeiten die Geographie mit der Systemtheorie außen vor lässt, sei hier noch gestattet. Bei diesem Vorgehen stehen die Chancen gut, viel über die Konstruktion der Systemtheorie *und* der Geographie zu erfahren und damit auch, gleichsam als beabsichtigter Nebeneffekt, die einzelnen Beiträge dieser kumulativen Habilitationsschrift differenzierter einordnen zu können. Noch aber müssen die Frage und die Antwortrichtung genauer ausgelotet und begründet werden, denn leicht ist zu erkennen, dass die Frage als nichtig oder irrelevant abgetan werden kann und sich unterschiedliche Erklärungsmodi anbieten.

Wer die Frage für irrelevant oder müßig hält, wird geneigt sein, sie zu relativieren. Das seltene Anschließen an die Systemtheorie sei kein zu erklärender Sonderfall, sondern Normalität, da die Geographie bis in die 1990er Jahre sehr theoriefern gewesen sei. Und auch wenn man heute glaubt, diesen Zustand hinter sich gelassen zu haben (z. B. Oßenbrügge 2014, 30f.; Korf 2011, 151), wird man noch immer erkennen müssen, dass konzentrierte Theoriediskussionen in der Geographie rar sind und es gerade komplexe Theorien daher in der Geographie schwer haben. Dieser relativierenden Erklärung kann man hinzufügen, dass das seltene Anschließen an die Systemtheorie auch des-

Geoffrey P. Chapman (1977) und nimmt dies als Anlass für die Frage, weshalb die Geographie, die wie die Systemanalyse den Anspruch erhebt, „komplexe Situationen analysieren und simulieren zu können“, in der Geographie relativ wenig Aufmerksamkeit erhält (Steiner 1979, 185). Die erste umfassende Adaption der luhmannschen Systemtheorie in der Geographie findet sich in Helmut Klüters Dissertation (1986), die sodann ausführlich und lobend besprochen wurde (Hard 1986). Hard ist es auch, der seitdem zunehmend häufiger auf Luhmann verweist. Das fällt ihm insofern leicht, als dass er bereits vor dem erstmaligen Zitieren Luhmanns auf ähnliche Argumentationsfiguren und Referenzautoren wie Luhmann zurückgegriffen hatte (vgl. Redepenning 2014). Die Zahl der weiteren Qualifikationsarbeiten mit systemtheoretischem Charakter ist überschaubar. Für die 1990er Jahre ist meines Wissens lediglich die Arbeit von Christoph Beier (1995) zu nennen. Ab dem Jahr 2000 steigt die Zahl deutlich. Ohne Anspruch oder gar Garantie für Vollständigkeit sind hier die Promotion und Habilitation von Andreas Pott (2002, 2007), die Promotion und Habilitation von Heike Egner (2001, 2008a), die Promotion und Habilitation von Roland Lippuner (2005, 2007, 2008a, 2010, 2011), die Habilitation von Andreas Koch (2004) sowie die Promotionen von Marc Redepenning (2006), Pascal Goeke (2007a), Jan Lorenz Wilhelm (2012) und Swen Zehetmair (2012) zu nennen. Systemtheoretische Anleihen finden sich auch in der Promotion von Johannes Wirths (2001) oder in der Physiogeographie (z. B. von Elverfeldt/Glade 2011). Ein interessanter und unbedingt zu erwähnender Fall ist Wolfgang Zierhofer, der sich vermutlich selbst nicht als Systemtheoretiker versteht, sich aber immer wieder von dieser Theorie hat inspirieren lassen und sie auch der anglophonen Welt empfohlen hat (2002; Gren/Zierhofer 2003). Weitere Literatur zur systemtheoretischen Geographie findet sich online unter www.systemtheoretische-geographie.de.

halb keine Besonderheit ist, weil die Theoriesituation in der Geographie ohnehin einem zwanglosen Stelldichein von Theorien und Konzepten ohne erkennbaren oder tatsächlichen Willen zur Einheit gleicht, weil es also schon immer eine Vielzahl von „disparaten Ein-Mann- bis Kleinstgruppen-Paradigmen“ mit allen Folgelasten gegeben hat (Hard 2003 [1982], 183).¹⁰

Noch radikaler lässt sich die Frage relativieren, wenn das durch die Fragestellung implizit hervorgerufene Bild von einer Disziplin mit einem Zentrum und der Systemtheorie am äußersten Rand in Zweifel gezogen wird. Entwirft ein solches Bild eine sinnvolle Verfasstheit von Wissenschaft? Sind normative Organisationspläne, normierende Praktiken, Einträge in autoritative Wörterbücher oder in Lehrbüchern kanonisierte Theorieoptionen ein angemessener Maßstab, wenn die Bedeutung von Theorieoptionen bewertet wird? Ist Wissenschaft nicht treffender als eine chaotisch-fraktale und von Turns und Twists geprägte Unternehmung zu verstehen, deren Einhegung in Disziplinen vielleicht mehr Probleme schafft als bearbeitet (vgl. Abbott 1999, 2001; Campbell 1969)? Ist das Attribut ‚selten‘ also sinnvoll gewählt, wenn man schon erkennt, dass die Geographie eine in vielerlei Hinsicht diffuse Disziplin ist?

Keine der beiden Relativierungen ist gänzlich von der Hand zu weisen. Mit Blick auf die erste Relativierung werde ich allerdings darlegen, dass der Systemtheorie innerhalb der theoretischen Normalsituation in der Geographie eine Sonderrolle zukommt, denn auch gemessen an keineswegs leichteren oder verständlicheren Theorien, man denke nur an die Resonanz der *Tausend Plateaus* von Deleuze und Guattari (1987) in der Geographie, ist die Resonanz der Systemtheorie in der Geographie doch ausgesprochen gering und somit erklärungsbedürftig. Und so attraktiv die radikale zweite Relativierung mit Blick auf eine zukünftige Organisation der Wissenschaft auch sein mag, die Frage nach dem Verhältnis von Systemtheorie und Geographie ist eben angesichts der aktuellen Ist-Situation formuliert, geht also von der sich so und nicht anders präsentierenden Geographie aus, ohne dazu normativ Stellung nehmen zu wollen.

Erklärungsoptionen zum Verhältnis von Systemtheorie und Geographie im engeren Sinn eröffnen sich, wenn man beginnt, etwaige Gründe oder Motive bei der Theoriewahl genauer zu beachten. Dazu gehört beispielsweise die Einsicht, dass Luhmann in seiner Bielefelder Singularität ungleich weniger charismatische Strahlkraft entfaltete als die Ballung von französischen Theoretikern wie etwa Michel Foucault, Gilles Deleuze oder Félix Guattari (vgl. allgemein dazu Raulff 2014). Dass man aus einer ästhetischen Perspektive hinzufügen kann, dass die Systemtheorie mit ihren harten dual-binären Unterscheidungen geradezu „brutal“ operiere (Scheffer 2011, 369) und von einer „kristallinen Kälte“ sei (Birnstiel 2015, 21), spricht ebenfalls nicht für ihren Eros. Komplementär dazu wird man zudem den großen Lese- und Arbeitsaufwand zum Verstehen der Sys-

¹⁰ Dieses Argumentationsmuster – generelle Zerstreuung – findet sich in vielen Auseinandersetzungen zur Theoriearbeit in der Geographie. Neben der bereits erwähnten Arbeit von Hard (vgl. weiterführend Hard 2003) ist dies bei Barnes immer wieder deutlich zu sehen (z. B. 1998, 2004, 2006). Überdeutlich bis grotesk sein Urteil zur Situation der Wirtschaftsgeographie: „Perhaps the most striking feature of the history of economic geography is the lack of overall disciplinary progress. Later approaches rarely take up and refine ideas contained in earlier ones. Rather, much more likely is caustic criticism and rejection. [...] As with the new methodological practices, loose uses of theory (‘reading around’) has been liberating. There is no single authority to kowtow. One simply draws upon the theoretical tradition most appropriate to the task at hand. Critics complain that the result is anarchy, eclecticism in which nothing fits, producing flighty, sloppy, and sometimes incomprehensible works. The overall result is Balkanization, a discipline of solipsisms and solitudes. The counter response is that fragmented theorizing is necessary to understand the increasingly fragmented geographical economy in which we live and study. [...] Contemporary economic geography is almost unrecognizable by comparison. It is intellectually lively, open, eclectic, pluralist, possibly chaotic and anarchic. Inconstancy is the only constant, inconsistency the only consistency“ (Barnes 2009b, 320-325).

temtheorie betonen wollen. Wer nicht muss oder keine diesbezügliche hohe intrinsische Motivation hat, wird vor der Theorie eher zurückschrecken. Die (geographische) Markierung der Systemtheorie als deutschsprachige soziologische Theorie bei gleichzeitiger und oft submissiver Orientierung an der anglophonen Diskussion (und an den dort (!) rezipierten ‚französischen‘ Theorien) lenkt die Aufmerksamkeiten weg von der Systemtheorie, die in ihrer luhmannschen Variante im anglophonen Kontext weitgehend unbekannt ist. Weil zudem nicht zu erkennen ist, dass systemtheorieaffine Professorinnen und Professoren in der Geographie eine besonders starke oder überhaupt eine systemtheoretische Schulbildung in der Lehre oder Forschung betreiben, bleiben die Durchsetzungschancen der Systemtheorie relativ gering – dies gilt insbesondere angesichts der stark ausgeprägten feudal-hierarchischen Universitätsstrukturen im deutschsprachigen Raum und einer sich daraus ergebenden deutlich personalisierten Cliquenstruktur in der Geographie (vgl. Steinbrink et al. 2010; Goeke 2010a, 2012a; Wardenga/Weichhart 2012).

So treffend die genannten und weitere vergleichbare Gründe jedoch sein mögen, eine Zentralstellung dieser Gründe, das ist leicht zu sehen, würde nahezu allen Entscheidungen ihre wissenschaftliche Legitimität entziehen respektive den beteiligten Beobachtern tendenziell unlautere Gründe oder gar niedere Motive unterstellen – oder welcher wissenschaftliche Beobachter kann zum Beispiel ohne Reputations- und Glaubwürdigkeitsschaden öffentlich behaupten, dass die Entscheidung für eine Theorie aufgrund des geringen Leseaufwandes gefallen sei? Das Problem bei diesem Erklärungsmodus ist also, dass die angedeuteten handlungs- und/oder machttheoretischen Erklärungen die kognitiven und wissenschaftlichen Ansprüche und Strukturen von Systemtheorie und Geographie tendenziell verkennen, also nicht anerkennen, dass es in der Wissenschaft mehr ums Erleben als ums Handeln geht (vgl. Kieserling 2004, 8). Genau in diesem Sinn ist die Frage nach der marginalen Stellung der Systemtheorie auch nicht als eine verschwörungstheoretisch inspirierte Unterstellung zu verstehen, sondern als Frage, warum die Systemtheorie in der Geographie *kognitiv* so selten verfährt.

Wendet man sich angesichts dieser Einwände konzentrierter der Theorie an sich zu, so kann man die Kritiken an ihr als mögliche Ablehnungsgründe aufführen. Zwar wird Kritik an der luhmannschen Systemtheorie selten bis nie aus der Geographie heraus expliziert, man kann aber dennoch sagen, dass die Geographie sowohl in den allgemein verfügbaren Kritiken aber auch in den allgemeinen Selbstbeschreibungen der Systemtheorie ausreichend Gründe zu finden scheint, um sich auch weiterhin nicht mit dieser Theorie zu beschäftigen. So etwa wenn es zu Beginn von *Die Gesellschaft der Gesellschaft* heißt, dass hier der „Übergang zu einem radikal antihumanistischen, einem radikal antiregionalistischen und einem radikal konstruktivistischen Gesellschaftsbegriff“ gewagt werde (Luhmann 1997a, 34f.) – warum also noch die weiteren 1.115 Seiten einer a-räumlichen Theorie lesen? Zudem endet die systemtheoretische Provokation nicht mit diesen drei Eigenschaften. Luhmanns Systemtheorie hat nahezu alle Begriffe, die der Soziologie wie auch der Geographie als engagierten Disziplinen ans Herz gewachsen sind (z. B. Ideologie, Subjekt, Kritik, Gesellschaft speziell für die Soziologie, aber mit Blick auf die Geographie auch Materie, Natur, Raum etc.), normativ entleert, theoretisch technisiert und in die zweite Reihe der historischen und empirischen Begriffe verbannt (vgl. Nassehi 2012a, 404). Ähnliche Abkehrgründe finden sich im scheinbaren Ordnungs- und Aufräumwahn der Systemtheorie. Speziell in ihrer differenzierungstheoretischen Version solle sie aufhören, sich „zum großen Bereiniger der Unsauberkeiten und Vielschichtigkeiten sozialer Realität zu stilisieren“ (Knorr Cetina 1992, 413). In der Geographie, die dem konkreten

Arbeiten im konkreten Feld eine so hohe Bedeutung beimisst, findet das leicht Zustimmung,¹¹ zumal manche systemtheoretische Aussagen zur empirischen Forschung in der Tat „wie das Trommelfeuer der Kritik aus der Zeit des Positivismusstreits“ klingen (vgl. zusammenfassend und entgegenend dazu Nassehi 1998, 200ff.). Wenn es dann noch heißt, dass sich die Systemtheorie wie andere Theorien hoher Komplexität der empirischen Überprüfbarkeit entziehe (Amann/Hirschauer 1997, 11; Egner 2010, 11), ist ein weiterer Grund für die Abwendung zu Hand, ohne dass man allerdings erkenntnistheoretisch diskutiert hätte, inwiefern das Kriterium der Überprüfbarkeit überhaupt ein valides Kriterium ist, und ohne dass man mit Blick auf die Methodenpraxis der empirischen Forschung sagen könnte, ob die dort anvisierte Ordnung aus der Unordnung wirklich mehr Ordnung und Überprüfbarkeit garantiert (siehe dazu Law 2004). Das Urteil scheint klar: „Luhmann’s theory can be seen as part of the age-old dream to give life to the machine, in this case the machinelike system. [...] I take these intellectual and cultural phenomena as further signs of the capitulation of autonomous life to the automaton“ (Halton 1992, 35).

Das Problem bei dieser Argumentation des stillschweigenden Anschlusses an die Kritik ist allerdings, dass sich die Lage für andere in der Geographie prominente Theorien so oder ganz ähnlich darstellt.¹² Hinzu kommt, dass Systemtheoretikerinnen und Systemtheoretiker der Kritik in der Regel mit mehr oder minder guten Argumenten entgegen können.¹³ Offensichtlich führt eine hier nur angedeutete Gegenüberstellung von Lob, Kritik und Gegenkritik nicht zu einer klaren Antwort. Der Grund dafür ist, dass ein derartiges Verfahren letztlich auf die Möglichkeit eines vernunftbasierten Verständigungsprozess setzt, der endet, wenn die präsupponierte eine Wahrheit konsensuell erkannt wird. Eine solche Idee verkennt nicht allein, dass die Karrieren von Theorien in die oben angedeuteten und viele weitere nicht-theorieimmanente Strukturen eingebettet sind, sondern auch, dass disziplinäre und theoretische Interessen und Geltungsansprüche immer als kontingent-konstruierte Perspektivierungen oder Einmalerrfindungen zu sehen sind, die sich nur dann bewähren, wenn an sie, in welcher Form auch immer, angeschlossen wird.

Diese tautologische Einsicht – Bewährung nur im Fall des Anschlusses – zwingt zum empirischen Blick: Welche Kriterien müssen Theorien erfüllen, um sich in der Geographie zu bewähren, und wieso scheint die Systemtheorie diese nicht zu erfüllen? Mit diesen Blickjustierungen ist der theoretische Kontext der Verhältnisfrage nun fester umrissen und die Antwortoption erreicht, die im weiteren Verlauf verfolgt werden soll. Mit den Mitteln der nicht sonderlich sedierte Theo-

¹¹ Die Zustimmung ist zwar nicht mit Blick auf Knorr Cetina und auch nicht mit Blick auf die Systemtheorie formuliert, aber es lassen sich zu jeder hier angeführten Kritik leicht allgemeine Äquivalente in der geographischen Literatur zu finden. Hier nur ein Beispiel: Ettliger argumentiert für eine „critical theory of untidy geographies“ (2004). Zum Thema Systemtheorie und Empirie vgl. ausführlich Moser (2015).

¹² Hier nur drei beispielhafte Andeutungen: Auch Foucault hat erkennbar wenig zu Raum gesagt und wurde erst von Soja (1989) als postmoderner Geograph präsentiert (vgl. Redepinning 2008, 320; Füller/Michel 2012); auch die Akteur-Netzwerktheorie oder die Non-Representational Theory wurden wegen ihrer normativen Leere und ihres ungeklärten Machtbegriffs kritisiert (Jóhannesson/Bærenholdt 2009, 16; Cresswell 2012, 98); auch Derrida hat (vermutlich absichtlich) Verstehenshürden in seine Texte eingebaut, war radikal konstruktivistisch und wollte das Verfahren der Dekonstruktion, welches er letztlich nie positiv definierte, zuerst nicht als politische Haltung verstanden wissen (Shatz 2012).

¹³ Zentral zu erwähnen sind hier die unterschiedlichen Einwände gegen die angebliche Raumbindheit der Systemtheorie respektive die Versuche, das Thema Raum adäquat zu integrieren. Bereits Klüter (1986) hat hier ein starkes Argument vorgebracht. Einen davon unabhängigen Diskussionsauftakt mit mehr Resonanz zum Thema Raum und Systemtheorie machte Stichweh (1998; für weitere Präzisierungen siehe Stichweh 2003b, 2008a). Für Diskussionen und Modifikationen zur Deutung Stichwehs oder zum Thema Raum in der Systemtheorie siehe zum Beispiel Hard (2002 [1999], 2008), Drepper (2003), Kuhm (2003) oder Bahrenberg/Kuhm (1999).

rietheorie (vgl. z. B. Alexander 1982; Grizelj/Jahraus 2011; Kieserling 2004; Luhmann 1978) sollen die kognitiven Verfasstheiten von Systemtheorie und Geographie ausgeleuchtet werden. Diese Theoriwahl versucht also zuerst, den Intentionen der Beteiligten gerecht zu werden, dass heißt anzunehmen, dass es bei der Formulierung und Auswahl von wissenschaftlichen Programmen zentral um Erkenntnisse im Medium der Wahrheit geht.¹⁴ Entsprechend stelle ich die differenten Architekturen von Problemstellungen und Theorien sowie deutlich nachgeordnet auch von Methoden ins Zentrum der Untersuchungen, ohne dabei auszuschließen, dass theoretische Moden, Seitenblicke auf die Kolleginnen und Kollegen, institutionelle Zwänge, Opportunitäten, Sympathien, Zufälle und dergleichen mehr die Geschicke von Theorien mitbestimmen. Dieses Vorgehen, das ist wichtig zu betonen, fällt nicht hinter Maturanas Beobachtung zurück, dass Zu- und Abneigungen die (Theorie)Wahl beherrschen, aber die Vernunft sie zu erklären versucht (1980, 23).¹⁵ Zum einen fällt sie nicht dahinter zurück, weil weder die Geographie noch die Systemtheorie als eine rundum vernünftige Konstruktion der Welt präsentiert werden, sondern eben nur als mögliche und eventuell unterschiedlich viable Konstruktionen von Welt. Zum anderen ist Maturanas Aussage nicht dahingehend zu interpretieren, dass es allein um eine emotionale Haltung zur Theorie geht – Vernunft und Argumente sind unhintergehbare Bestandteile von Wissenschaft. Hinzu kommt, dass letztlich von außen nicht entschieden werden kann, ob wissenschaftliche Beobachter aufgrund emotionaler Zu- oder Abneigungen entscheiden, zumal sie doch offiziell und bei der Begründung ihrer Argumente Sachgründe vorgeben. Und hinzu kommt auch, dass eine Kritik an Ideenkomplexen nicht bei Personen ansetzen kann, sondern Gesellschaft im Blick haben sollte (Habermas 1973, 9).

Geboten werden sollen nun nicht etwa schematische Klassifikationen. Sie würden den vielfältigen Differenzen auf beiden Seiten nicht gerecht. Vielmehr setze ich, auch und vor allem mit systemtheoretischen Mitteln, multiperspektivisch und dezentral an. Die Möglichkeit einer Gesamtansicht, das lehren alle Differenztheorien, ist dabei nicht mehr gegeben, sodass auch meine Beobachtungen als kontingente Unterscheidungen zu verstehen sind, die die Strukturen der jeweiligen Blicke erhellen und in ihrer Kontingenz vorführen, sie aber prinzipiell nicht unterminieren wollen und auch gar nicht können, weil auch dies wieder das Bild einer beobachtungsunabhängigen Realität oder die Chance einer Gesamtansicht voraussetzen würde. Mit Blick auf Theorien und Perspektiven orientiere ich mich grundsätzlich an der alten Erkenntnis, dass es, in den Worten Poppers, keine reinen Beobachtungen gibt, sondern alle Beobachtungen von Theorien durchsetzt und von Problemen und Theorien geleitet werden (2005 [1935], 89). Insofern es keine strikte Trennung von Empirie und Theorie gibt (dazu ausführlich Joas/Knöbl 2011, 13ff.), schließt die Einleitung an die Überlegungen Jeffrey C. Alexanders an, der Wissenschaft als einen Prozess sieht, der sich zwischen den zwei unterschiedlichen Polen der empirischen Welt und der nicht-empirischen metaphysischen Welt vollzieht. Niemals sei es möglich, die Theorie von nur einem Pol her zu verstehen (vgl. Abbildung 1).¹⁶

¹⁴ Abstrakt formuliert wird also zuerst das theoretische Beobachtungsschema mit dem im System verwendeten Beobachtungsschema in Deckung gebracht, also das System in Übereinstimmung mit ihm selbst identifiziert und darin der „Realitätsbezug der Erkenntnis“ gesehen (Luhmann 1984, 245). Erst anschließend werden inkongruente Perspektiven gewagt – „perspective by incongruity“ (Burke 1984 [1935], 95ff.; vgl. auch Luhmann 2009 [1967], 86).

¹⁵ Im Original: „Reason explains, but like and dislike command“ (Maturana 1980, 23).

¹⁶ Das ist auch in der Geographie seit langem weitgehend unstrittig: „It should be clear, [...] that an adequate methodology provides the *necessary* condition for the solution of geographical problems; philosophy provides

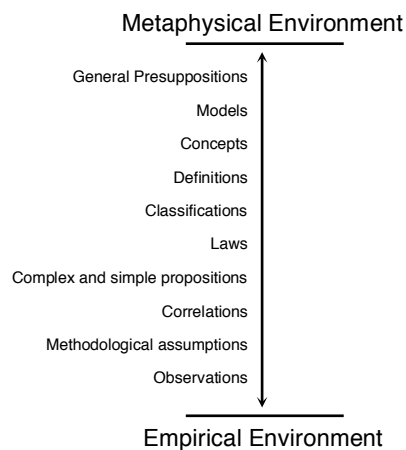


Abbildung 1: The scientific continuum and its components (Alexander 1982, 3)

Der Vorteil einer solchen Sicht für diese Untersuchung ist klar: Die sich gerne als empirische Disziplin beschreibende Geographie und die manchmal über den Wolken fliegende Systemtheorie werden nicht auf Entweder-Oder-Positionen reduziert, sondern als sich potenziell begegnende Sichtweisen betrachtet, bei denen sich die eine auch in die andere Perspektive einschreiben kann – *Théorie croisée*. Wenn die Einleitung stärker zum metaphysischen Pol schauen wird, dann deshalb, weil in den metaphysischen Aspekten und Formalismen oder in den immanenten Ontologien die entscheidenden und individuell fast unüberwindlichen Unterschiede zwischen Systemtheorie und Geographie vermutet werden. Es sind diese Unterschiede, die „den erfahrungswissenschaftlichen Forschungsprozeß zwar grundlegend organisieren, aber doch gegenüber dem Phänomenbereich, der jeweils erforscht werden soll, eine vorgängige und weitgehend unabhängige Größe darstellen“ (Hard 2002 [1969], 104f.; vgl. auch Mehlberg 1962).

Im Folgenden stelle ich zuerst die Architektur der Systemtheorie vor. Danach folgen Beobachtungen zur Kritik an und zu Umgangsformen mit ihr. Diese Erkenntnisse werden auf das von mir rekonstruierte zentrale geographische Weltbild bezogen. Die These lautet, dass Theorien, wenn sie sich in der Geographie bewähren wollen, an dieses Weltbild in wenigstens einer Dimension anschließen oder auf sie bezogen werden müssen, die Systemtheorie aber radikaler als alle anderen gängigen Theorieoptionen in der Geographie mit diesem Weltbild bricht. Eine Zusammenschau meiner einzelnen Beiträge zu dieser Habilitation schließt die Einleitung ab. Auf diesem Weg, so die Hoffnung und das Anliegen dieser Einleitung, wird nicht allein die Argumentationsweise in meinen Publikationen verständlicher, sondern wird auch einsichtig, welche Absicht ich mit meinen Publikationen verfolge, die zum einen als Vollzug von Geographie zu verstehen sind – *systemtheoretische Geographie* – und zum anderen die Geographie mit den Mitteln der Systemtheorie als Gegenstand haben – *Geographie systemtheoretisch*.

the *sufficient* condition. Philosophy provides the steering mechanism, methodology provides the power to move us closer to our destination.“ (Harvey 1969, 482)

2. Die Architektur der Systemtheorie und kritische Umgänge mit ihr

Einführungen in die Systemtheorie, genealogische Theorieberichterstattungen sowie die Darstellung von internen Dissensen und Entwicklungen bleiben den dafür jeweils spezialisierten Texten überlassen. Hier interessieren ausschließlich die Architektur der Systemtheorie – und dies vor allem mit Blick auf die Geographie als Disziplin¹⁷ – sowie die Struktur der Kritik.

2.1 Die Architektur der Systemtheorie

Ihrem eigenen Anspruch und ihrer Struktur nach ist die Systemtheorie eine Gesellschaftstheorie mit universalistischem Anspruch – zu allem was in der Gesellschaft vorkommt, möchte sie potenziell eine theoretische Auskunft geben können.¹⁸ Wie andere universalistische Theorien auch weist sie drei Eigenschaften auf: *Erstens* erhalten alle Begriffe ihre Bedeutung im Kontext einer leitenden Problemstellung und einer Leitdifferenz. *Zweitens* werden Theorieentwicklungen durch immanente Konstruktionszwänge strukturiert, die sich als Folge ihres Leitproblems und der Fixierung ihrer begrifflichen Startunterscheidung ergeben. *Drittens* manövrieren sich universalistische Theorien aufgrund ihrer eigenen Leitunterscheidung in Konkurrenz zu anderen Theorien mit der Folge, diese anderen Theorien internalisieren zu wollen (Schneider 2008, 108). Die Systemtheorie füllt diese Eigenschaften konkret, indem sie, so Schneider (ebd. 120), von einer spezifischen Interpretation des *Leitproblems* der sozialen Ordnung ausgeht, das heißt es in das *allgemeinere* Problem der Reduktion von Komplexität¹⁹ transformiert, und als *Leitunterscheidung* für dessen Lösung die Differenz zwischen System und Umwelt einführt. Bei der weiteren Entfaltung folgt die Theorie den Vorgaben der an George Spencer Brown (1997 [1969]) anschließenden (Meta-)Theorie der Beobachtung. Anlässe für Modifikationen ergeben sich, wenn sich neue Beobachtungen oder externe Theorieentwicklungen nicht in die Theorie fügen lassen, sondern auf theorieimmanente Widerstände stoßen.

Primum movens und „theoriebautechnische (Selbst-)Anweisung“ (Hard 2008, 264) für die Theorieentfaltung ist die klassische Aussage „Es gibt Systeme“ (Luhmann 1984, 16), wobei Systeme als die Einheit der Differenz von System und Umwelt bestimmt werden.²⁰ Die Aussage erzwingt,

¹⁷ Für ähnliche Ausleuchtungen der systemtheoretischen Architektur in Relation zu einer Disziplin siehe z. B. Pfeiffers Blick auf Systemtheorie und Philosophie (1998).

¹⁸ Andere sprechen nicht allein von einer universalistischen Theorie, sondern betonen im Anschluss an Luhmann (1978, 9ff., 1984, 19) auch den autoreflexiven Theoriecharakter und sprechen daher von einer Supertheorie (Khurana 2000; Jahraus 2012). Bei all dem zeigt sich wiederkehrend, dass die Systemtheorie zwar im Horizont soziologischer Problemstellungen entwickelt wurde, aber nicht zwingend als eine auf die Soziologie begrenzte Theorie zu verstehen ist. Entsprechend können die luhmannsche und andere Systemtheorien auch als gemeinsame Metasprachen für Natur- und Sozialwissenschaften beworben werden (vgl. Egner/von Elverfeldt 2009; von Elverfeldt/Egner 2015).

¹⁹ Dass Reduktion von und Umgang mit Komplexität das leitende Problem der Systemtheorie ist und sein wird, formulierte Luhmann bereits in seiner Antrittsvorlesung (2009 [1967]). In seiner Abschiedsvorlesung kommt er darauf zurück (1993; vgl. dazu auch Nassehi 2012a).

²⁰ ‚Es gibt Systeme‘ ist, zumindest aus systemtheoretischer Sicht, kein Axiom, würde eine Axiomatik doch suggerieren, die Komplexität der Welt oder der Gesellschaft schon besonders gut eingefangen oder gar reduziert zu haben. Das aber ist nicht der Fall. Überhaupt hat sich die Systemtheorie von einer Sprache der Axiomatik zu befreien versucht und für eine Sprache und ein Denken optiert, bei der Probleme und Lösungen in ein kontingentes Verhältnis zueinander gerückt werden (Luhmann 2009 [1967], 94). Weichhart (2008a, 392) sieht das allerdings anders und meint auch in der Systemtheorie axiomatische Setzungen zu erkennen. Akzeptiere man derartige Setzungen und Differenzen, so Weichhart weiter, könne man mit rationalen Argumen-

wenn überhaupt, nur eine Minimalontologie. Denn insofern jede Beobachtung von einem Beobachter vollzogen werden muss und somit das Objekt der Erkenntnis wie auch der Beobachter erst im Vollzug der Beobachtung erkennbar werden, ist jede Entität nicht auf Essenz, sondern auf ihre operative Genese zurückzuführen. ‚Es gibt Systeme‘ zu sagen, heißt also lediglich anzunehmen, „daß es Forschungsgegenstände gibt, die Merkmale aufweisen, die es rechtfertigen, den Systembegriff anzuwenden“ (Luhmann 1984, 16). Die Aussage muss sich in der Möglichkeit weiterer viabler Aussagen bewähren und es ist eine empirisch-praktische Frage, wie weit diese mehr oder minder plausible Anfangsbehauptung für die weitere Theorieentwicklung genutzt werden kann. Einmal in Gang gesetzt, kennt die Theorie außer der nur pragmatischen Beschränkung auf Gesellschaft keine unmittelbaren Stoppregeln mehr. Sie praktiziert ihr zentrales Forschungsinteresse – Umgang mit Komplexität –, indem sie die externe Komplexität durch selbstgesteuerten Komplexitätsaufbau, und das heißt praktisch durch begriffliche und konzeptionelle Differenzierung, theorieintern zu reduzieren versucht, ohne die externe Komplexität dabei zu tangieren oder tangieren zu können. Das Ziel einer derart gesteigerten Komplexitätsverarbeitungskapazität beruht auf der Annahme, dass Differenzierung Strukturgewinne mit sich bringt und angesichts der Unmöglichkeit eines Punkt-zu-Punkt-Abgleichs mit der Umwelt so ein adaptiveres Umweltverhältnis möglich ist.

Die Systemtheorie ist sich bei alledem darüber bewusst, dass ihre Aussagen an einen immanenten Horizont gebunden sind, dass die Differenz zwischen Beobachter und Beobachtetem oder Derridas *différance* (1999 [1988]) nicht messbar sind, oder, mit anderen Worten, dass eine wahrnehmungsfreie Wahrnehmung der Welt nicht möglich ist. Mehr noch, die Systemtheorie weiß nicht nur wie viele andere Theorien um diese Immanenz, sondern lässt die Erkenntnis von der Immanenz in der Theorie reflexiv werden. Das Ergebnis sind zirkuläre Aussagen oder gar Tautologien, die in der Wissenschaft vordergründig eher weniger als mehr Freunde haben.²¹ Weil die Praxis der Theorie aus der Sicht der Systemtheorie nur in der Gesellschaft – wo sonst? – und mithin innerhalb ihres eigenen Gegenstands vollzogen werden kann, hält die Systemtheorie Zirkularitäten aber für logisch *richtig*, gerade *weil* sie tautologisch formiert sind (Nassehi 2006, 411).²² Und im Bewusstsein darüber, dass alle Theorien letztlich *in* der Gesellschaft praktizierte Entwürfe sind, hat die Systemtheorie keine Scheu, die Leitprobleme anderer Theorien zu internalisieren respektive die Beobachter beim Beobachten zu beobachten.²³ Im Effekt formuliert und erkennt die Systemtheorie eine Dynamik,

ten niemals davon überzeugt werden, dass diese Art der Weltkonstruktion die soziale Welt nur unzulänglich oder selektiv darstelle und dass ein anderer Zugang demgegenüber Vorteile besitze.

²¹ „Um an eine Theorie die Axt anzulegen, bringt man den Kategorienfehler ins Spiel, oder man stellt sie gleich unter Tautologieverdacht“ (Klett 2014, 65). Bei genauerem Hinsehen ist jedoch zu erkennen, dass viele Theorien im Kern tautologisch sind (z. B. die Evolutionstheorie oder die Rational-Choice-Theorie). Das führt dazu, dass sie deduktiv als wenig ergiebig zu werten sind und daher seltsam steril bleiben, aber zugleich die Kreativität ihrer Anwenderinnen und Anwender fordern, weil die Tautologien die Leerstellen angeben, die in der Forschung empirisch zu füllen sind. Tautologien können daher in „produktive Unruhe wie ergiebige Innehalten führen [...] und jeweils in deren unergiebiges Gegenteil“ (ebd. 69f.).

²² Deutlich zu sehen ist dies bei der Bestimmung von Systemen als die Einheit der Differenz von System und Umwelt. Der Logik von Äquivalenzdefinitionen widerspricht die Aussage, weil das Definiendum System zugleich als Definiens auftaucht. Für die Systemtheorie ist dies indes die einzige Möglichkeit, den Erkenntnissen des Konstruktivismus angemessen Rechnung zu tragen.

²³ Luhmanns Texte sind ein Paradebeispiel für dieses Element universalistischer Theorien, bei denen ganze Wissensbestände anderer Forschungsfelder scheinbar in einer Fußnote reformuliert werden – eine Praxis die Anlass zum Vorwurf der Arroganz bietet. Die Systemtheorie erfasst auch noch diese totalisierende Rekonstruktionspraxis: „Man reformuliert das Problembewußtsein des Gegners, reproblematisiert seine Theorie und unterstellt ihm dabei ein Bezugsproblem, das die eigene Theorie, wie sich dann herausstellt, besser lösen kann“ (Luhmann 1978, 20) – dazu braucht es dann aber auch den nötigen Rückhalt und die geeigneten Mittel

aus der es aus ihrer Sicht kein Entrinnen gibt – man kann bekanntlich nicht nicht-kommunizieren und auch nicht nicht-beobachten (vgl. Nassehi 2006, 411; Luhmann 2009 [1969]).

Mit diesen ersten noch zaghaften Thesen ist bereits „nichts und alles gewonnen: ein strenger Konstruktivismus, ein wacher Realismus und die Fähigkeit, die Welt als ihren eigenen Traum zu begreifen“ (Baecker 2002, 19). Die Gesamtanlage der Theorie, und das ist ein wichtiger Clou, ruht in diesen Thesen, die so abstrakt und robust konstruiert sind, dass Spezifizierungen erst in einem weiteren Schritt erfolgen können, dabei aber ihren Rückhalt in solch allgemeinen Thesen finden *und* diese zugleich plausibilisieren. Die Systemtheorie ist daher vielleicht am besten als ein Netzwerk von Theorien zu begreifen, in dem sich die einzelnen Theorien nicht hierarchisch, sondern zirkulär und kontextuell zueinander verhalten, stützen und entwickeln. Eine derartige und nahezu vollständige Durchrelationierung (Luhmann 1978, 14) der Gesamtheorie erhöht ihre Komplexität und häuft Irrtumsmöglichkeiten an, weil zum Verständnis des einen Elements die Kenntnis vieler anderer Elemente nötig ist. Eine lineare Vertextung wird so erschwert, sodass die Theorie oftmals wiederholt in unterschiedlichen Sequenzen dargelegt wird (vgl. dazu Khurana 2000, 329). Eine Praxis, die zum Vorwurf beiträgt, systemtheoretische Texte seien Sermon, „ohne Substanz, leer in sich kreisend, und doch gesteigert bis zur perfekten Selbst-Apologie“ (Merz-Benz/Wagner 2000, 9). Aus der Sicht der Systemtheorie ermöglicht das selbstgesponnene Netzwerk eine flexible Aufschlüsselung, ja gar Mehrfachaufschlüsselung von Welt. Es hat in der Vergangenheit und bis heute eine Vielzahl von Theorien und Methoden inkorporieren können, die unabhängig von oder konkurrierend zur Systemtheorie formuliert worden sind (Stichweh 2010, 23).²⁴

Innerhalb des systemtheoretischen Theorienetzwerks können zur besseren Orientierung zwei große Bereiche voneinander unterschieden werden: Ein erster abstrakter Bereich beinhaltet erkenntnistheoretische Fragen, zentrale Theoriefiguren und methodologische Anweisungen für die wissenschaftliche Praxis. Dieser erste Bereich strahlt in einen zweiten Bereich aus (und findet dort seinen Rückhalt), in dem es um konkrete Sachtheorien geht. Alternativ kann man auch zwischen einem super- und einem normaltheoretischen Bereich unterscheiden, wenn man die einzelnen Theoriebereiche hinsichtlich ihrer Limitationen des Objektbereiches und ihrer Distanz zu den erfassten Gegenständen differenziert: Supertheorien sind universalistisch und autoreflexiv, das heißt sie kennen keine theorieimmanenten Begrenzungen ihres Objektbereiches und sie kommen als Theorie in der Theorie selbst wieder vor – in diesem Sinn ist die Systemtheorie insgesamt eine Supertheorie und nicht bloß einer universalistische Theorie. Normaltheorien hingegen begrenzen ihren Objekt-

in der eigenen Theorie, die entsprechend komplex strukturiert sein muss. Gleichwohl der systemtheoretische Internalisierungshunger die Vermutung nahelegt, dass es der Systemtheorie letztlich um nur eine Universaltheorie gehe, ist genau dies aus Sicht der Systemtheorie aber praktisch unmöglich, rechnet die Systemtheorie doch aus theoretischen Gründen immer mit anderen und im Zweifelsfall konkurrierenden Beobachtern (vgl. Luhmann 1995a, 1995b). Diese anderen Beobachter können letztlich nicht von außen instruiert und auf nur eine Perspektive eingeschworen werden. Angesichts dieser Unmöglichkeit muss die Systemtheorie trotz Universalisierungsdrang keine normativen Regeln im Umgang mit anderen Beobachtern festlegen, sondern kann Wissenschaft ganz allgemein als ‚organisierten Skeptizismus‘ (Merton 1985) betreiben.

²⁴ Eine Bemerkung zur Wortwahl und innersystemtheoretischen Varianzen: Stichweh verwendet an der zitierten Stelle nicht den Begriff der Aufschlüsselung, sondern spricht von Abbildung und Mehrfachabbildung. Während Baecker (z. B. 2013) stets neue Schleifen und Wendungen in der Beobachtungstheorie praktiziert, scheint Stichweh einen stärkeren Realitätsbegriff im Sinne einer Welt-da-draußen zu haben, die man abbilden kann. Man muss diese Differenz nicht überbetonen, sie verweist aber auf mehr innersystemtheoretische Varianz als die Rede von *der* Systemtheorie suggeriert.

bereich und kommen nicht zwingend in sich selbst wieder vor.²⁵ Im ersten Bereich können fünf ineinander verwobene Theoriestränge ausgemacht werden: Es sind dies der systemtheoretische, der kommunikationstheoretische, der beobachtungstheoretische, der kybernetische und der erkenntnistheoretische Theoriestrang, die im Folgenden Beachtung finden sollen.

Die Zuwendung zu Systemtheorien (anfangs noch im Plural und als Suchbewegung) war und ist mit der Hoffnung verbunden, ein analytisches Instrumentarium zu finden und zu entwickeln, welches im Unterschied zu Faktorthorien, kausalgesetzlichen Methodologien oder Handlungstheorien komplexen Gegenständen gerecht werden kann, das heißt unter anderem verdeutlichen kann, weshalb gute Absichten nicht zwingend zu guten Wirkungen führen (Luhmann 2009 [1967], 89). Als Bezirke reduzierter Komplexität werden Systeme, wie bereits erwähnt, als die *Einheit* der Differenz von System und Umwelt verstanden, wobei die systemeigene Umwelt ebenso wichtig wie das System selbst ist.²⁶ Präzisierungen des Systembegriffs führten dazu, dass Systeme innerhalb der Systemtheorie heute als selbstreferenziell-autopoietische, das heißt operativ geschlossene und doch für Umwelteinflüsse offene Systeme beschrieben werden. Systeme reproduzieren sich, indem sie sich über spezifische Operationen aus ihren selbstgeschaffenen Umwelten herausnehmen. Sie bestehen aus Elementen, die sie selbst erzeugen, ohne dass die Systemumwelten in die Systeme instruktiv eingreifen könnten. Andersherum bleiben Systeme an ihre Operationen gebunden und können ihre Umwelten operativ nicht erreichen.

Drei Dinge sind hier zu betonen. *Erstens* bricht ein solch differenzbasiertes Systemverständnis radikal mit der ungleich verbreiteteren Vorstellung eines Systems im Sinne eines Ganzen und seiner Teile.²⁷ *Zweitens* erlaubt es die abstrakte Systembestimmung, ganz unterschiedliche Systeme und ihre Elemente auszumachen und analytisch aufeinander zu beziehen. Luhmann selbst führt in einer oft beachteten Grafik Maschinen, Organismen, soziale Systeme und psychische Systeme als unterschiedliche Systemtypen an und differenziert soziale Systeme weiter in Interaktionen, Organisationen und Gesellschaft(en) (Luhmann 1984, 16). *Drittens* deutet sich hier an, dass die Abstraktions- und Präzisionsgrade der einzelnen Begriffe zwar zu einer enormen begrifflichen Rigidität führen. Aber genau dies ermöglicht es, derartige Begriffe in viele unterschiedliche Bereiche zu tragen und dort fallorientiert zu spezifizieren. Abstrakt formuliert ist die begriffliche Rigidität also die Bedingung für die Offenheit gegenüber empirischen Variationen.²⁸

²⁵ Die Unterscheidung zwischen Super- und Normaltheorien hat sich außerhalb der Systemtheorie nicht besonders etabliert und wird auch in diesem Text nicht weiter betont. Dass hier aber eine wichtige Differenz vorliegt, sei mit Luhmann unterstrichen: „Supertheorien sind nicht etwa normale Theorien mit einer höheren Oktanzahl. Sie haben eine eigenständige Funktion im Wissenschaftssystem, die eigene Rechte und eigene Mittel einfordert. Sie sind innerhalb des Wissenschaftssystems die Auffang- und Abwehrebene für moralische ebenso wie für erkenntnistheoretische (im Wissenschaftssystem selbst generierte) Ansprüche“ (1978, 9; vgl. auch Jahraus 2012).

²⁶ „Aber weder ontologisch noch analytisch ist das System wichtiger als die Umwelt; denn beides ist das, was es ist, nur im Bezug auf das jeweils andere. So enthält denn auch die Aussage, Personen gehören zur Umwelt sozialer Systeme, keine Gewichtung der Bedeutung von Personen für sich selbst oder für anderes.“ (Luhmann 1984, 244)

²⁷ „Es geht *nicht* um eine *Dekomposition* eines ‚Ganzen‘ in ‚Teile‘, und zwar weder im begrifflichen Sinne (*divisio*) noch im Sinne einer Realteilung (*partitio*). Das Schema Ganzes/Teil entstammt der alteuropäischen Tradition und würde, hier angewandt, den entscheidenden Punkt verfehlen.“ (Luhmann 1997a, 598)

²⁸ Die starke Orientierung der Begriffe am eigenen Leitproblem wie überhaupt die konzentrierte Arbeit an Begriffen sind sicher Besonderheiten der Systemtheorie. Sie werden zum Beispiel in der Einführung *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme* (Baraldi/Corsi/Esposito 1997) überdeutlich, in dem die Systemtheorie in einer extremen Form nur über Begriffe zu erschließen versucht wird. Luhmann selbst schrieb: „Es muß versucht werden, die Methoden und Begriffe so klar als irgend möglich zu explizieren, damit ihre

Die Prominenz und die proklamierte Leistungsfähigkeit des Systembegriffs wären undenkbar, wenn sie keinen Rückhalt in anderen Theoriesträngen und empirischen Beobachtungen fänden. Einen solchen Rückhalt bietet die kommunikationstheoretische Bestimmung von sozialen Systemen: Kommunikation ist die spezifische Operation sozialer Systeme und besteht der Theorie nach aus der Synthese dreier Selektionen: Mitteilung, Information und Verstehen. Beim Verstehen geht es nicht um einen kognitiven Prozess (das wäre eine Operation psychischer Systeme), sondern allein um die Unterscheidung von Information und Mitteilung (es wird verstanden, dass eine Information mitgeteilt wird). Über das Verstehen kommen die drei Selektionen zur Einheit und dies unabhängig von der Frage, ob die Mitteilung der Information beabsichtigt war oder nicht. Es handelt sich mithin um ein niederschwelliges, voraussetzungsarmes und operatives Verstehen und damit erneut um einen sehr abstrakten Begriff (Nassehi 1997, 143). Wenn die Kommunikation weiter geht, hat sie sozial verstanden. Daraus folgt direkt, „daß Kommunikation *nur als selbstreferentieller Prozeß möglich ist*“ (Luhmann 1984, 198), und es folgt indirekt, dass soziale Systeme nicht aus Menschen bestehen, sondern Menschen in der Umwelt der sozialen Systeme platziert werden. Menschen werden damit nicht unwichtiger als das System selbst, aber sie sind eben nicht mehr Teil des sozialen Systems. Menschen selbst „können nicht kommunizieren, nicht einmal ihre Gehirne können kommunizieren, nicht einmal das Bewußtsein kann kommunizieren. Nur die Kommunikation kann kommunizieren“ (Luhmann 2001 [1995], 111). Diese konsequenten Formulierungen offenbaren ein interessantes Wechselspiel, denn ein solcher Kommunikationsbegriff schließt vieles aus, um wenigstens einzuschließen – dieses Wenige will die Theorie aber vollumfänglich bearbeiten. Wenn etwas soziale Relevanz entfalten soll, dann muss es „durch das schmale Nadelöhr der Kommunikation geleitet werden“ (Luhmann 2002, 123). Solange das nicht geschieht, geschieht sozial nichts.²⁹ Soziale Systeme sind folglich über Bewusstsein mit ihren Umwelten gekoppelt, ohne dass soziale und psychische Systeme füreinander transparent wären oder ineinander aufgingen. Die Bedingung eines Einfädels ins Nadelöhr gilt auch für das sogenannte Natürliche: Alle Naturgesetze, Raum, Materie, Affekte etc. müssen unter Rückgriff auf Bewusstsein in die Kommunikation eingeführt werden und können und werden dann im System als natürlich oder vor-sozial imaginiert.³⁰

Die kommunikationstheoretisch fundierte und die Operativität der Systeme betonende Systemtheorie ist durch die Metatheorie der Beobachtung radikalisiert worden und sofort muss man nachschieben, dass die Kybernetik diese Beobachtungstheorie noch einmal radikalisierte (vgl. Spencer Brown 1997 [1969]; von Foerster 2003). Beobachtungen sind selektive Systemoperationen, die gleichzeitig eine Unterscheidung und eine Kennzeichnung vollziehen. Der Operator Beobachtung fasst also die beiden Momente des Unterscheidens und Bezeichnens zusammen und macht deutlich, dass jede Beobachtung eine differenzgenerierende Selektionsleistung eines Systems ist. Daher sagt jede Beobachtung immer etwas über die Eigenschaften und Fähigkeiten des beobachtenden Systems aus und bleibt in Relation zur beobachteten Umwelt eine intern errechnete Version

Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit deutlich wird“ (Niklas Luhmann, Zettelkasten, Zettel 1.1.1, ca. 1949 (zitiert in Stichweh 2007, 5)).

²⁹ Eine Anmerkung: Mit dieser Definition entledigt sich die Systemtheorie des Geselligkeitsaprioris des Wortes ‚sozial‘. Kommunikation ist sozial und so sind auch die Kommunikationsformen Gewalt, Liebe, Hass und viele andere sozial. Immer gilt, eine Kommunikation kommuniziert was sie kommuniziert, lässt aber immer offen, was anschließend kommuniziert wird.

³⁰ Gleichwohl diese Erkenntnis in der Systemtheorie prominent ist und in all ihren Konsequenzen für die Gesellschafts- und Sozialtheorie genutzt wird, finden sich praktisch identische Ausführungen auch in vielen anderen wissenschaftlichen Kontexten, so etwa in den Kognitionswissenschaften (Hutchins 2010).

der Außenwelt. Beobachter sind real, weil sie unterscheiden und bezeichnen, doch ob ihre Beobachtungen eine Entsprechung in der Außenwelt haben, kann letztlich nicht gesagt werden. Die realen Beobachter der Systemtheorie sind, das wird hier erneut deutlich, anti-substantialistisch und post-ontologisch – sie suggerieren aber stets Substanz und Ontologie, so wie dieser Satz, der eingangs das Verb *sein* verwendet.³¹ Aufgrund ihrer Realität respektive des Realitätsbezugs der Systemtheorie auf die Beobachter und ihre Beobachtungen ist die Systemtheorie weder rein konstruktivistisch noch rein realistisch. Realität bezeichnet entsprechend die Einheit der Differenz von Erkenntnis und Gegenstand (Luhmann 2001 [1988], 234).

Während sich Luhmann bei seinen unterscheidungstheoretischen Ausführungen auf den britischen Mathematiker George Spencer Brown stützt, sind die Einsichten zu den Möglichkeiten von Beobachtungen zweiter Ordnungen besonders Heinz von Foerster zu verdanken, der in diesem Zusammenhang von einer Kybernetik zweiter Ordnung spricht.³² Die Kybernetik thematisiert nicht allein das einfache Referieren auf Objekte oder das Beobachten von Objekten, sondern interessiert sich für die Beobachtung von beobachtenden Systemen und damit für die Möglichkeit, Beobachter und Objekte voneinander zu unterscheiden. Insofern nicht allein *von* einem Beobachter, sondern immer auch *zu* einem Beobachter gesprochen wird, emergiert aus dem nicht-trivialen Dreiecksverhältnis von zwei kommunikativ verbundenen Beobachtern eine Ordnung, die nicht auf einen der beiden Beobachter oder auf das von ihnen verwendete Kommunikationsmedium reduziert werden kann – im Moment der kommunizierten Beobachtung erschaffen und reproduzieren die Beobachter sich und die Objekte ihrer Beobachtung (vgl. von Foerster 2003 [1979], 283ff.). Die Systemtheorie bezeichnet diese emergente Ordnung typischerweise als ein soziales System und leitet aus diesen Überlegungen eine zentrale Sachaussage *und* Forschungsaufforderung zugleich ab – im englischen Wortspiel: *Observing Systems* (Heinz von Foerster in: von Foerster/Müller/Müller 1997, 135).³³

³¹ Derartige Ontologisierungen sind zwar unvermeidbar (in Bezug auf Raum vgl. Schlottmann 2013), aber man kann auf sie hinweisen. Auf diesen Unterschied macht Hard mit Verweis auf Luhmann (1984, 205) aufmerksam: „Ontologisierend‘ können wir hier sehr allgemein und unverfänglich solche Beobachtungen, Kommunikationen, Texte usw. nennen, die eine starke Tendenz oder ‚Pression‘ (Luhmann) mit sich führen, das Bewußtsein ihrer Kontingenz, ihrer Selektivität und ihrer möglichen Alternativen zu unterdrücken; und solchen Pressionen kann der Theoretiker zumindest aus seiner Distanz heraus zumindest potentiell besser widerstehen“ (Hard 2002 [1999], 269).

³² Die Kybernetik hat ihre wissenschaftlichen Ursprünge in den späten 1940er Jahren und ist eng mit den Namen Norbert Wiener und W. Ross Ashby respektive den Macy-Konferenzen (1946-1953) verbunden. Im Mittelpunkt standen anfangs „Circular-Causal and Feedback Mechanisms in Biological and Social Systems.“ Später definiert Norbert Wiener Kybernetik als die Wissenschaft von „communication and control in the animal and the machine“ (1965), ehe es um Regulation im allgemeinsten Sinn ging (von Foerster 2003 [1972]-a, 192). Ende der 1980er Jahre ebbt das Interesse an diesem Programm ab, in der 2001 erschienenen International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences gibt es auf 16.695 Seiten keinen Artikel über Norbert Wiener und keinen Eintrag zur Kybernetik (Stichweh 2005, 21; vgl. auch Hagner/Hörl 2008). Bedenkt man, dass die Kybernetik den Menschen als etwas begreift, der sich nicht grundsätzlich von Maschinen unterscheidet und setzt diese Auffassung in Relation zur gegenwärtigen Digitalisierung der Welt, muss das erstauen, wobei zugleich zu sagen ist, dass der Beschreibungsreichtum der Kybernetik eher klein war und sich vielleicht allzu oft um das Thermostat drehte.

³³ Diesem Auftrag liegt also eine Kommunikationstheorie zugrunde, die nicht mit Kommunikabilien startet, „also mit dem, worum es dann vor allem geht (Zeichen, Symbole, Wörter, Gesten, Mitteilungen, Nachrichten aller Art), sondern mit dem rekursiven Prozess, aus dem diese Kommunikabilien als so genannte Eigenwerte einer rekursiven Funktion erst entstehen. Man findet nicht etwas vor, das dann Anlass für Kommunikation ist. Sondern man kommuniziert bereits und findet darin und deswegen Anlässe, die es erlauben, weiterzukommunizieren oder die Kommunikation abubrechen. Es geht *zunächst* darum, zu beschreiben, wie Kommunikation funktioniert, um *dann* herauszufinden, wozu sie Übereinstimmung und Streit, Konsens und Disconsens, erfindet, die die weitere Kommunikation dann ermutigen oder entmutigen“ (Baecker 2007b, 29).

Die Kybernetik von Beobachtungen fordert dazu auf herauszufinden, „von welchen Unterscheidungen die Beobachtungen des beobachteten Beobachters geleitet werden und ob irgendwelche stabilen Objekte emergieren, wenn diese Beobachtungen rekursiv auf ihre eigenen Resultate angewendet werden. Objekte sind so gesehen nichts anderes als das *Eigenverhalten* beobachtender Systeme, das aus der immer neuen Anwendung ihrer Unterscheidungen resultiert“ (Luhmann 1995b, 16).³⁴

Die erkenntnistheoretische Position der Systemtheorie stützt das Gesagte. Mit Blick auf Beobachtungstheorie und deren Kybernetisierung kann das Kriterium einer beobachtungsunabhängigen Objektivität oder Wahrheit nur noch wider besseren Wissens vertreten werden. Die Systemtheorie hat sich entsprechend von einem repräsentationalistischen Wissensbegriff, demnach eine Meinung oder Überzeugung als Wissen bezeichnet wird, „wenn sie mit einem Sachverhalt oder Zustand in der Welt übereinstimmt“, maximal distanziert (Schützeichel 2007, 258; vgl. auch Luhmann 1995c, 155f.). Insofern keine Aussage, also auch keine wissenschaftliche Aussage, die Einheit der Differenz von Erleben und Handeln, von Fremd- und Selbstreferenz oder von *Cognition* und *Volition* verlassen kann (vgl. maßgeblich Günther 1979; Maturana/Varela 1987; Luhmann 2001 [1988]), schlägt die Systemtheorie vor, „diese Disjunktion durch eine Orientierung an dem übergeordneten Begriff der Beobachtung, der beiden Momente, Kognition und Handlung, zu umfassen vermag, zu überwinden“ (Schützeichel 2007, 260). In diesem Sinn bedingt alles Wissen letztlich ein Paradoxienmanagement, ist doch mit einer Unterscheidung umzugehen, deren Einheit nicht benannt werden kann, weil dies die Paradoxie der nach Unabhängigkeit strebenden Aussagen nicht nur vorführen, sondern das weitere Prozessieren blockieren würde (Luhmann 1995c, 173). Alle Kognitionen müssen als systemintern errechnete und produzierte Leistungen verstanden werden, als „Kondensierung von Beobachtungen“ (Luhmann 1992, 123), die aber nicht in einem beliebigen Verhältnis zum operativ unerreichbaren Außen stehen, sondern in einem Verhältnis der Konstruktion und Kontrolle. Dabei ist Kontrolle als eine Art mitlaufendes Nachprüfen zu verstehen, als ein In-Rechnung-Stellen von oder Kalkulieren mit eigenständigen Sachverhalten außerhalb des eigenen Horizontes.³⁵

³⁴ Hier wird deutlich, dass der operative Gesellschaftsbegriff inhaltlich nicht weiter gefüllt ist und überdies auch nicht allein für menschliche Gesellschaften reserviert ist – auch Tiergesellschaften können so beschrieben werden. Ähnlich verhält es sich mit dem Beobachter. Es ist ein Kurzschluss, ihn allein als menschlichen Beobachter zu begreifen – dann müsste man auch stets von Beobachterinnen und Beobachtern, Beobachter_innen und dergleichen mehr sprechen. Tatsächlich kann es sich bei Beobachtern um Menschen, aber auch „um Milieus, Cliques, Organisationen, Netzwerke, soziale Systeme oder auch um Körper, Immunsysteme, Gehirne, Bewusstsein, Bakterien, intelligente Maschinen oder evolutionäre Algorithmen“ handeln (Baecker 2013, 274).

³⁵ Dieser Begriff der Kontrolle bewegt sich im Horizont des deutschen Wortes *kontrollieren*, und nicht – wie es das englische *to control* suggeriert – im Horizont einer vorausschauenden Steuerung. Es geht entsprechend nicht um eine vollständige Beherrschung der Umweltbedingungen, sondern um fortwährende Kontrollversuche, genauer gesagt, um dem fortwährenden Versuch, eine operativ unerreichbare Umwelt mit systemspezifischen Operationen verfügbar zu machen (vgl. Goeke/Lippuner/Wirths 2015a, 16). Entsprechend versteht sich die Systemtheorie im Moment der Selbstbeobachtung „selbst als konstruierte, also dekonstruierbare Selbstbeschreibung der Gesellschaft“ und stellt sich als solche dar (Luhmann 1995c, 174). Zur Situation des Konstruktivismus in der Geographie vgl. den kritischen Überblick von Miggelbrink (2002). Als Beispiel für die Möglichkeit von steigerbarer Radikalität vgl. die Theorie des Non-Dualismus von Mitterer (1992, 2011). Als Beleg für eine von Skepsis geprägte Gegenbewegung vgl. Boghossian (2013). Zur Bedeutung der Konstruktivismusdiskussion in der Raumdebatte vgl. Goeke/Zehetmair (2015).

Die Darstellung des inneren Bereichs endet hier.³⁶ Deutlich geworden sollte sein, dass und wie sich zentrale Argumente einander bedingen. Diese Zirkularität macht eine ‚Widerlegung‘ mindestens mühsam und ist letztlich vermutlich nur über den Weg einer Alternative zu erreichen. Für die Rezeption der Theorie ist es wichtig zu erkennen, dass ihre zirkuläre Struktur mit ihren eng geschnittenen und zugleich umfassenden Begriffen ein „pick-and-choose approach“ erschwert (Blüh-dorn 2000, 339). Wer die Systemtheorie als ein „Florilegium an Definitionen und Pointen“ (Gumbrecht 2006, 697) betrachten möchte, muss entweder über eine große Distanz zu ihrer Tradition und Problemstellung verfügen oder sich der eigenen Positionen ausreichend gewiss sein. Für gewöhnlich gerät man im Prozess der freundlichen Annäherung unter Präzisionsdruck und dann in einen Sog, denn die Verwendung von nur einer Definition erfordert schnell die Absicherung mit einer weiteren. Blühdorn (2000) titelt daher prägnant mit Blick auf die anglophone Diskussion: „An offer one might prefer to refuse.“

Dass das Unterscheiden und das Durchrelationieren der dabei gewonnenen Begriffe kein Selbstzweck ist, zeigt sich mit Blick auf die systemtheoretischen Sachtheorien. Einerseits versucht sich die Systemtheorie mit ihren Unterscheidungen so zu positionieren, dass sie Dinge entdecken kann, die sie andernfalls und unvorbereitet nicht hätte entdecken können (Baecker in Baecker/Kluge 2003, 74). Andererseits gilt, dass die einzelnen konkreteren Sachtheorien nicht allein das Ergebnis dieser abstrakten Überlegungen sind, sondern die abstrakten Überlegungen jeweils auch inspirierten und dabei von empirischen Beobachtungen profitierten. Das systemtheoretische Verhältnis von Grundbegriffsarbeit und empirischer Arbeit ist deutlicher als bei anderen Theorien von dem Wunsch geprägt, am Ende nicht allein zu wissen, was man vorher gesehen hat, sondern immer auch zu wissen oder festzustellen, *wie* man gesehen hat (ebd., 83). Die bei Luhmann angelegten und entwickelten Sachtheorien können als *Gesellschaftstheorie*, *Organisationstheorie*, *Interaktionstheorie*, *Evolutionstheorie*, *Kommunikations- und Medientheorie* sowie (etwas sperrig) als *Theorie gesellschaftlicher Semantiken* bezeichnet werden. Jüngere systemtheoretische Entwicklungen beinhalten beispielsweise netzwerktheoretische Arbeiten (Bommers/Tacke 2011; Goeke/Zehetmair 2012, 2015), Öffnungen hin zum Bereich der kritischen Sozialwissenschaft (Amstutz/Fischer-Lescano 2013; Wagner 2012) oder der Kulturtheorie (z. B. Baecker 2000, 2013) wie auch Bemühungen, die Theorie stärker zu empirisieren (Vogd 2005; Nassehi/Saake 2002; Nassehi 2008).

Am Beispiel der systemtheoretischen Gesellschaftstheorie soll abschließend skizziert werden, wie sich systemtheoretische Sachtheorien zu systemtheoretischen Grundannahmen verhalten oder, etwas grob formuliert, wie sich eine systemtheoretische Normaltheorie zur supertheoretischen Systemtheorie verhält. Bereits die Möglichkeit dieser Unterscheidung macht darauf aufmerksam, dass hier Verschiedenes zur Debatte steht. Die systemtheoretische Gesellschaftstheorie ist dann auch als eine Theorie mit einem eigenen Anspruch zu verstehen. Gesellschaft als ein eigenes soziales System zu begreifen, soll Erklärungen *sui generis* eröffnen. Entsprechend stellt der Begriff Gesellschaft im Unterschied zu Interaktionen oder Organisationen darauf ab, dass es um unterschiedliche Formen

³⁶ Eine Betrachtung aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive würde zusätzlich betonen, welch vielfältige Verbindungen sich in den Bereich der Naturwissenschaften auftun. Es trifft zwar zu, dass sich manche Autoren der naturwissenschaftlichen oder mathematischen Begriffsschöpfungen skeptisch zur systemtheoretischen Auslegung geäußert haben, doch mit dem biologischen Konzept der Autopoiesis, den erwähnten kybernetischen Figuren und dem mathematischen Formenkalkül wie auch dem Konzept der Nicht-linearität aus der Chaos- und Komplexitätsforschung sind Anknüpfungspunkte weiterhin gegeben (Egner 2008a, 182).

der Ordnungsgenerierung geht. Während Interaktionen an die Wahrnehmung von Wahrnehmungen anschließen, auf Echtzeit angewiesen sind und leicht zerfallen, finden Organisationen ihre Reproduktion in Entscheidungen und binden Personen durch Mitgliedschafts- und Publikumsrollen an sich. In der Gesellschaft ordnet sich Kommunikation, indem sie im Kontext von Abwesendem stattfindet, im Kontext unüberschaubarer Gleichzeitigkeiten. Interaktionen und Organisationen finden in der Gesellschaft statt, aber Gesellschaft ist kein emergentes Aggregat aus Interaktionen oder Organisationen (vgl. Nassehi 2006, 403f.; dazu grundlegend Luhmann 1991 [1975]-a).

Die systemtheoretische Gesellschaftstheorie reagiert mit diesem Gesellschaftsbegriff auf die Beobachtung, dass beim Übergang von der stratifizierten zur funktional differenzierten Gesellschaft ebendiese Gleichzeitigkeiten auseinanderdriften (Nassehi 2012b, 63). Sie steht damit in der Tradition der weit verbreiteten und kaum bestrittenen (funktionalen) Differenzierungstheorie (Schimank/Volkman 1999) und stellt systemtheoretisch heraus, dass die Gesellschaft auf Komplexitätsdruck mit evolutionärer Systemdifferenzierung reagiert, das heißt mit der Wiederholung von Systembildung im System. Stärker als andere Differenzierungstheorien betont sie an dieser Stelle, dass die einzelnen Funktionssysteme als in der Gesellschaft differenzierte Systeme zu verstehen sind – also zum Beispiel nicht Wirtschaft *und* Gesellschaft, sondern Wirtschaft *der* Gesellschaft. Die modernen Funktionssysteme erfüllen mit Blick auf Gesellschaft als Einheit eine bestimmte Funktion, für die sie die alleinige Zuständigkeit beanspruchen. Der Prozess der Systembildung läuft bei den einzelnen Systemen unterschiedlich ab und es gibt gerade bei den jüngeren Funktionssystemkandidaten beispielsweise Debatten darüber, ob und unter welchen Bedingungen sie als Funktionssysteme gelten können. Es ist also eine empirische Frage, ob und wenn ja welche Speziesemantiken, symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, Codes etc. sich herausbilden. Und es ist ebenso eine empirische Frage, welche Raumordnungen die einzelnen Systeme aufweisen (vgl. beispielsweise für den Tourismus Pott 2007; 2011; für allgemeine Überlegungen dazu siehe Stichweh 2008a).

Schon bei diesen knappen Ausführungen ist erneut die starke Durchrelationierung der Systemtheorie zu erkennen respektive zu beobachten, wie empirische Beobachtungen die Theoriestruktur beeinflussen. So verändert sich im Prozess der fortschreitenden funktionalen Differenzierung die Ontizität der Objekte. Die Gesellschaft muss fortan darauf verzichten, feste Beobachtungspositionen zuzuweisen – das gilt auch für die Wissenschaft. Alles kann immer auch aus einer anderen Perspektive beobachtet und thematisiert werden, ohne das bestimmt werden könnte, ob beispielsweise das Phänomen von Organtransplantationen besser als ökonomischer Prozess oder als ethisch-moralischer Prozess zu verstehen und zu gestalten ist. Zudem gilt, dass beim Übergang der Gesellschaft von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung darauf verzichtet werden muss, einzelne Menschen einem Teilsystem zuzuordnen, wie es zuvor noch möglich war: „Man kann nicht Menschen den Funktionssystemen derart zuordnen, daß jeder von ihnen nur einem System angehört, also nur am Recht, aber nicht an der Wirtschaft, nur an der Politik, aber nicht am Erziehungssystem teilnimmt. Das führt letztlich zu der Konsequenz, daß man nicht mehr behaupten kann, die Gesellschaft bestehe aus Menschen“ (Luhmann 1992, 744).

Es ist dieses Hinübergleiten von empirischen Beobachtungen zu theoretischen Unterscheidungen, das den Charakter der Systemtheorie mitbestimmt. Genau dies relativiert auch die Kritik, dass die Systemtheorie sich zu stark auf die Strukturen und Funktionssysteme in einem Teil der Weltgesellschaft konzentriert habe und daher blind für differente Entwicklungen sei. Gerade die

Geographie, die auch aus der Tradition und methodischen Kanonisierung von Entdeckungsreisen entstanden ist und daher immer die Welt als Ganzes vor Augen hat, hadert mit diesem (empirisch-theoretischen) Schwerpunkt, ist sie doch froh, allzu triviale Modernisierungs- und Fortschrittsnarrationen hinter sich gelassen zu haben, die sie in der Systemtheorie wiederzufinden glaubt. Aber es ist eben gerade der Wechsel zwischen Theorie und Empirie in der Systemtheorie, der die Theorie so lernfähig und flexibel macht und vorschnelle Festlegungen verbietet.³⁷

2.2 Kritische Umgänge mit der Systemtheorie

Die zirkulär-vernetzte Architektur und die Selbstimmunisierungsversuche der Systemtheorie strukturieren und erschweren die Kritik an ihr. Eine *Begriffskritik* ist mühsam, weil Sachverhalte oftmals doppelt und mit verschiedenen Begriffen aufgeschlüsselt werden, sodass selbst die berechtigteste Kritik an einem Begriff die Theorie als Ganzes kaum erschüttert. Man könnte vermutlich sogar den Systembegriff streichen, ohne den gewöhnlich keine systemtheoretische Aussage auskommt (Siri 2012, 123), und käme zu einer anderen, aber nicht ganz fremden Theorie wie etwa einer Form- oder Beobachtungstheorie (vgl. Baecker 2013). Ähnlich verhält es sich mit einer *empirischen Kritik*. Auch sie ist möglich, liegt sogar vielfach auf der Hand, doch insofern die Systemtheorie als systemisch-kybernetische Kommunikationstheorie davon ausgeht, dass Gesellschaft ein nicht-triviales und nicht-determiniertes System ist, ist jede Kritik an einer empirischen Aussage zugleich eine Bestätigung ihrer allgemeinen These. Auch eine *Kritik an der Architektur* der Systemtheorie, insbesondere an ihren tautologischen Aussagen, wird von ihr zurückgewiesen. Aussagen wie etwa, dass sich bewährt, was sich bewährt, sind für die Systemtheorie keine lässlich-ungenauen Tautologien. Vielmehr enthalten sie den Auftrag zum genauen Hinschauen und zum Aufzeigen von Problemen und Problembearbeitungsmodi.

Bereits diese kurzen Bemerkungen deuten an, wie schwer es ist, der Theorie jenseits des Spiels Ich-sehe-was-was-du-nicht-siehst beizukommen. Wenn im Folgenden dargestellt wird, wie mit der Systemtheorie umgegangen wird, wie die Kritik agiert und welche Argumente sie vorträgt, geht es nicht um Vollständigkeit. Beachtet werden vor allem solche Kritikoptionen, die in der Geographie wahrscheinlich auch verfangen respektive seitens der Geographie wahrscheinlich auch geäußert werden würden, wenn sie sich der Systemtheorie expliziert annähern und sich mit ihr auseinandersetzen würde.³⁸

Keine direkte Form der Kritik, sondern eine Form des Umgangs mit der Systemtheorie besteht im *Ignorieren*. Diese Option steht all jenen offen, die vorgeben allein empirische Interessen zu

³⁷ Entsprechend gibt es mittlerweile zahlreiche systemtheoretische Arbeiten, die differente Gesellschaftsordnungen beschreiben (z. B. Stichweh 2000; Baecker 2007a; Kjaer 2015; Mascareño 2012). Und es gibt eine Vielzahl von Arbeiten, die von der Theorie der Weltgesellschaft sensu Luhmann ausgehen, die innere Vielfalt dieser Weltgesellschaft als erklärungs-würdig betrachten und dabei auch räumliche Varianzen direkt oder indirekt thematisieren (vgl. allgemein Stichweh 2000; mit Blick auf Differenzierungen des Wirtschaftssystems siehe beispielhaft Bohn 2009).

³⁸ Aus diesem Grund scheidet eine wichtige Kritikoption aus. Es wird nicht thematisiert, ob Luhmann die von ihm zitierten Autorinnen und Autoren richtig, angemessen, vollständig etc. rezipiert hat oder nicht. Derartige Erörterungen, die auf Vergleiche der luhmannschen Texte mit Hegel, Kant, Husserl und anderen zielen, sind zum einen in der Geographie unüblich und zum anderen im Licht der Systemtheorie auch etwas müßig, denn sie beansprucht für sich, was sie bei anderen erkennt: „Die Verwendung wissenschaftlichen Wissens erfolgt unter den Prämissen seiner Verwender“ (Bommes 2008, 162; vgl. allgemein dazu Luhmann 2009 [1977]). Trotz dieser Einschränkungen kann eine derartige Kritik erhellend sein (vgl. Merz-Benz/Wagner 2000).

haben oder vor allem fallorientierte Theorien entwickeln zu wollen. Die Option steht auch jenen offen, die sprachlich, disziplinär oder mit ihren Forschungsinteressen weit genug von der Systemtheorie entfernt sind und sich daher offen als Unwissende oder Lernunwillige zeigen können – so etwa in den Sozialwissenschaften im anglo- und frankophonen Kontext,³⁹ in der soziologischen Migrationsforschung⁴⁰ oder eben in der deutschsprachigen Geographie.

Ist Ignorieren keine Option, so besteht eine zweite Möglichkeit um sich der Systemtheorie zu entziehen im Versuch einer *maximalen Distanzierung* von ihr. Dabei sind mindestens drei Distanzierungsdimensionen zu erkennen. In der ersten Dimension versucht man sich von der Person Niklas Luhmann und darüber vermittelt von seinem Theorieprojekt zu distanzieren. So wird beispielsweise Luhmanns vermeintliche Weltfremdheit als Indiz dafür genommen, dass auch die von ihm geprägte Theorie weltfremd sein müsse (z. B. wiederkehrend bei Weyer 2008, 82-106). Anzumerken ist hier zwingend, dass in der lobenden Literatur oftmals auf die gleichen Eigenschaften und Anekdoten zurückgegriffen wird, diese aber in ein gänzlich anderes Licht gestellt werden. Die vermeintliche oder tatsächliche Verschroben- und Entrücktheit Luhmanns wird dann als Garant für die systematische Möglichkeit von ungewöhnlichen Einsichten gedeutet (überdeutlich zu sehen im Erinnerungsband von Bardmann/Baecker 1999). Jenseits dieses Spiels mit unentscheidbaren Unterstellungen soll auf einen Zug von Luhmann und seinem Werk hingewiesen werden, der vielleicht etwas über den (Nicht-)Anschluss an die Theorie verrät. Im gleichen Maß wie Luhmann auf die kognitive Stärke der Theorie setzte, dabei eine Problemorientierung einer Personenorientierung vorzog (Luhmanns Bücher haben nur Sachregister, bei Habermas finden sich auch Personenregister), setzte Luhmann selbst und setzen Systemtheoretikerinnen und Systemtheoretiker heute (zu) stark auf kognitive Zugänge zu Theorien. Emotionale Aspekte von Theorien werden dabei vernachlässigt. Auf die Frage etwa, warum er es akzeptiert habe, dass die Habermas-Luhmann-Debatte unter dem Titel „Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?“ erschien, gleichwohl der inhaltlich unklare und für Luhmann reservierte Begriff der Sozialtechnologie alle Assoziationen des ‚Bösen‘ enthielt,⁴¹ antwortete dieser „mit einem Anflug von mephistophelischem Lächeln, er habe damals angenommen, jeder, der denken könne, würde die manipulative Absicht ohnehin erkennen“ (Gumbrecht 2006, 698). Man kann sagen, dass es anders kam. Speziell im anglophonen Kontext gilt Luhmann manchmal als eine schlimmere Version Parsons, der erfolgreich von Mills (1959), Lockwood (1956), Dahrendorf (1958) und anderen von sei-

³⁹ Laut Rasch wehrt sich Jürgen Habermas bis heute, die Habermas-Luhmann-Debatte ins Englische übersetzen zu lassen (Habermas/Luhmann 1971), obwohl die „Auswirkungen dieser Begegnung [...] untilgbare Spuren in den Werken Habermas' hinterlassen [haben], die übersetzt worden *sind*“ (Rasch 2012, 437).

⁴⁰ Die soziologische Migrationsforschung ist für die Frage des (Nicht-)Anschließens an die Systemtheorie ein interessanter Fall. Dies deshalb, weil sich die Systemtheorie in der wichtigen Transnationalismusdebatte prominent zu Wort meldete und im Streit zwischen Transnationalisten und Assimilationisten eine vermittelnde Alternative vorschlug (z. B. Bommes 2003). Angeschlossen wurde dennoch nur selten an sie. Die deutschsprachigen Transnationalisten attackieren, mit Empirie im Gepäck und mit anglophoner Theoriendeckung, weiterhin die Assimilationisten und betrachten den systemtheoretischen Vorschlag höchstens en passant (z. B. Pries 2003). Die Assimilationisten verteidigten sich ebenfalls ohne besondere Würdigung der Systemtheorie (z. B. Esser 2003). Die Präsenz des Systemtheoretikers Bommes führte, zusammen mit seinen institutionellen Ressourcen am Osnabrücker Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) wie auch im EU-Netzwerk IMISCOE, zu einigen Aufmerksamkeitserfolgen. Seit seinem frühen Tod im Jahr 2010 kann man die Systemtheorie in diesem Feld wieder leichter ignorieren (so etwa Pries 2010a; 2010b, 2011; Kalter 2011; vgl. dazu auch Goeke 2012b).

⁴¹ Knodt (1995, xiv) beschreibt, dass der Begriff ‚Sozialtechnologie‘ mit neo-konservativem „counter-Enlightenment“ verbunden wurde.

ner dominanten Position in der Soziologie vertrieben wurde und mit dem auch das Unternehmen *Grand Theory* bis heute eigentlich ad acta gelegt wurde (vgl. Rasch 2012). Man kann auch sagen, dass die Hermetik der Systemtheorie und die Hermetik von manchen ihrer männlichen Vertreter Hürden für die Rezeption der Systemtheorie sind. Insgesamt wird man auch nicht abstreiten können, dass sich Luhmann wie auch die Systemtheorie in bestimmten Kontexten entwickelt haben und entsprechend über zeitgebundene Hintertreppen erschlossen werden können. Die Systemtheorie jedoch allein über die biographisch-persönliche Hintertreppe Luhmanns verstehen zu wollen, muss vermutlich allein deshalb scheitern, weil die Provenienz der zahlreichen in die Systemtheorie eingeflossenen und hier gerade einmal andeutungsweise zitierten Arbeiten so vielfältig ist, dass diese Komplexität unmöglich auf die Person Luhmanns reduziert werden kann (vgl. Hagen 2005; Fuchs 2012).

In einer zweiten Distanzierungsdimension werden Phänomene benannt, die von der Systemtheorie nicht oder nur leidlich beachtet werden. Beispielhaft zu nennen sind hier die Themen der sozialen Ungleichheit (z. B. Berger 2003), Fragen der Technik (z. B. Weyer 2008), die luhmannsche Blindheit gegenüber Raum (z. B. Werber 1998; Filippov 2000), die wenigen Aussagen zu Materialität oder zur Rolle von Affekten (z. B. Borch 2011, 137f.). Auch die Nicht-Zentralstellung von Machtfragen oder die Subjektivität der Systemtheorie fallen darunter. Diese Kritik trifft in der Regel zu, gleichwohl im Einzelfall zu klären wäre, ob aus der Nichtbeschäftigung mit einem Thema in der Vergangenheit auch die Nichteignung der Systemtheorie abzuleiten ist.⁴² Besonders virulent wird die Frage der Nicht-Thematisierung oder Nicht-Eignung bei Fragen der Normativität und damit bei einem für die Rezeptionsgeschichte der Systemtheorie zentralen Aspekt. Speziell die Kritik von Jürgen Habermas startet und endet bei der Aussage, dass Luhmanns Systemtheorie ein neo-konservatives (Erkenntnis-)Interesse habe:⁴³ „Die auf sich selbst angewendete Systemtheorie der Gesellschaft kann gar nicht umhin, sich auf die Komplexitätssteigerung moderner Gesellschaften affirmativ einzustellen“ (Habermas, 1985, 426).⁴⁴ Das Urteil ist aus der Sicht der kritischen Theorie korrekt, denn in der Tat fehlt der Systemtheorie ein typisches Moment der sozialwissenschaftlichen Tradition. Sie entspringt nicht so sehr dem Impuls, „dass in den sozialen Verhältnissen *etwas nicht stimmt*, dass die Dinge nicht so laufen, wie sie sollten – oder dass sie, wo sie (noch) in Ordnung scheinen, *gefährdet* sein könnten, dass *Pathologien* drohen“ (Rosa 2009, 23). Die System-

⁴² Ein solches Beispiel wäre die Diskussion um die Rolle von Affekten und Emotionen für die soziale Welt. Man findet bei Luhmann in der Tat nichts Substantielles dazu, doch zugleich zeigt die prominente Verwendung von Systembegriffen in dieser Diskussion, dass eine systemtheoretische Annäherung möglich wäre (so etwa bei Clough/Halley 2007).

⁴³ Eine ausführliche Begründung findet sich zum Beispiel in den Vorlesungen zum philosophischen Diskurs der Moderne (Habermas 1985, 426ff.). Eine Zusammenfassung bietet Wagner (2012).

⁴⁴ Dieses normative Urteil findet zumindest vordergründig viele Anhaltspunkte, so etwa in einer Aussage von Luhmann: „Ich lehne alle Einladungen ab, die mich veranlassen wollen, über den Menschen zu sprechen. Menschenbilder, sowas Grausliches. Also der Mensch, interessiert mich nicht, wenn ich das so hart sagen darf.“ (Luhmann in Huber 2009 [1991], 98; weitere, auch polemische Thematisierungen der kritischen Forschung finden sich hier: Luhmann 1991; 1993). Auch die Tatsache, dass die Systemtheorie typische soziale Probleme erst relativ spät aufgriff, stützt die Aussage. Zwei Beispiele sollen genügen. 1) Soziales Elend und Exklusionsverkettenungen werden bei Luhmann erst spät thematisiert (Luhmann 1995d) – vgl. dazu nur den Stand der Ungleichheits- und Armutsforschung in den Sozialwissenschaften oder die Werksgeographie von Pierre Bourdieu (Fröhlich/Rehbein 2009). 2) Gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse werden bei Luhmann zuerst in kritischer Distanz zur Frauenforschung thematisiert (Luhmann 1988) und in der systemtheoretischen Diskussion nur zögerlich aufgegriffen (Pasero/Weinbach 2003) – hier war selbst eine als oftmals träge beschriebene Geographie schneller (vgl. maßgeblich die Arbeit von Bühler et al. 1993; vgl. auch Goeke/Bühler 2013).

theorie misst gesellschaftliche Verhältnisse auch nicht per se an normativen Idealen. Luhmann selbst gibt auf die Frage, ob eine Theorie ohne normative Grundlagen überhaupt möglich sei, nicht ganz paradoxiefreie Gründe an: „Ich denke, ja. Natürlich, es hängt davon ab, was man unter normativ versteht. Aber wenn man mit einer Theorie zugleich vorschreibt, dass andere sie annehmen müssen, oder sonst in irgendeine Zone des Schlechten, der Unmaßgeblichkeit abrücken, dann finde ich, ist das erstens nicht wissenschaftlich gesehen, denn man müsste ja den anderen die Chance geben, das besser zu machen von ihren Vorlieben her; und außerdem braucht man das auch gar nicht. Und das meine ich eben mit dem politischen und normativen Gehalt von Theorie. Wenn die das in Anspruch nehmen, klassifizieren sie ihre Gegner damit, und das möchte ich vermeiden“ (Luhmann in Hagen 2005, 44). Ein derartiger Vermeidungsversuch von theorieinternen Normen heißt nicht, dass die Systemtheorie tatsächlich gänzlich frei von Normen ist und es heißt auch nicht, dass die Systemtheorie normative Kritik unmöglich macht. Aber sie agiert vorsichtiger, denn zum einen betrachtet die Systemtheorie wie jede komplex gebaute Ideologiekritik normative Kritik als Teil der Gesellschaft (vgl. Honneth 2000; Jaeggi 2009, 2014). Zum anderen aber, und das ist entscheidender, thematisiert die Systemtheorie, „dass Semantiken des Kritischen oftmals den Anspruch erheben, für die Gesellschaft als ganze zu sprechen, während sie doch immer nur eine bestimmte Perspektive auf die Gesellschaft ermöglichen“ (Wagner 2012, 428). Für die ganze Welt zu sprechen ist aber angesichts von Gesellschaft, einem Extremfall von Polykontextualität, nicht möglich (Luhmann 1997a, 88). All dies schließt die Möglichkeit von Kritik nicht aus. So können einzelne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Phänomene wissenschaftlich untersuchen – ganz gleich ob sie ihnen gefallen oder nicht – und sich anschließend gemäß den eigenen Wertvorstellungen einmischen (Simon 2009, 117). Die Einmischung selbst ist aber aus der Sicht der Systemtheorie nicht mehr als eine wissenschaftliche, sondern vermutlich eher als eine politische Artikulation zu bewerten, auch wenn sie sich wissenschaftlicher Aussagen bedient (vgl. dazu fallorientiert Mayer/Zehetmair/Pohl 2011).

Die dritte zu erkennende Distanzierungsdimension entledigt sich der Systemtheorie mit einem Gestus und lässt kaum Möglichkeiten zur Diskussion – Schweigen wäre hier vielleicht angebrachter. Dies ist etwa der Fall, wenn Latour in einem generellem Bestreben „underlying frameworks“ ad acta zu legen, die Systemtheorie als inadäquaten Wissenschaftsmodus in Fußnoten desavouiert: „Luhmann’s masterly attempt at respecting the differences through the notion of autonomous spheres was unfortunately wasted because he insisted in describing all the spheres through the common meta-language borrowed from a simplified version of biology“ (Latour 2007, 241, Fn 338).⁴⁵ Man wird einwenden wollen, dass die Differenz zwischen einer theorieinternen Begriffsfestlegung und Aussagen über die Welt missachtet wird, doch man erkennt auch, dass ein solcher Einwand Latour nicht von seinem Vorhaben abbringen wird, zumal Latour eine gänzlich andere Problem-

⁴⁵ Vgl. auch das fiktive Gespräch zwischen Latour (P) und einer Studentin oder einem Student (S): „S: Well, okay, um, thanks. It was nice of you to talk to me. But I think after all, instead of ANT, I was thinking of using Luhmann’s system theory as an underlying framework—that seems to hold a lot of promise, ‘autopoiesis’ and all that. Or maybe I will use a bit of both.

P: Hmmm. . . .

S: Don’t you like Luhmann?

P: I would leave aside all ‘underlying frameworks’ if I were you.

S: But your sort of ‘science’, from what I see, means breaking all the rules of social science training.

P: I prefer to break them and follow my actors. As you said, I am, in the end, a naive realist, a positivist.“ (Latour 2007, 156)

stellung vor Augen hat und Polemik zum Stilmittel erklärt.⁴⁶ Kritik und Systemtheorie treffen sich hier einfach nicht. Man es mit Inkommensurabilitäten zu tun, weil „eine vollkommene Gegenüberstellung der gegenseitigen Standpunkte“ offensichtlich nicht gelingt (Kuhn 1976 [1962], 159).

Neben den Umgangsoptionen Ignorieren und Distanzieren ist zuletzt die Option der *wohlwollenden Kritik* zu nennen. Hier wird auf blinde Flecken, theoretische Inkonsistenzen oder auch empirisch fragwürdige Aussagen hingewiesen, ohne dass die Theorie gleich ganz verworfen wird. Mit Blick auf die Geographie sollen hier nur drei Aspekte dieser vielstimmigen Kritik betont werden. *Erstens* findet sich der Vorwurf, dass die Systemtheorie gegenüber der empirischen Vielfalt grob und unsensibel sei (Knorr Cetina 1992) und ohnehin mit zu wenig Empirie aufwarte. Versteht man Empirie als mehr oder minder unmittelbare Beobachtungen oder noch enger als von der forschenden Person selbst in Interviews, Befragungen und dergleichen mehr provozierte Daten, dann wird man einen solchen Vorwurf bei Luhmann auch bestätigt finden. Etwa wenn er betont, dass der theoretische Flug über den Wolken stattfinden und man sich dabei auf seine eigenen Instrumente verlassen müsse (Luhmann 1984, 13). Auch die Tatsache, dass systemtheoretische Arbeiten in der Regel einen langen begrifflichen Vorlauf haben, ehe sie eventuell zur Empirie kommen, stützt den Eindruck der Empirieferne. Nicht zu Unrecht wird auch beklagt, dass die Einsichtsgewinne in einem krassen Missverhältnis zur theoretischen Radikalität stehen (z. B. Krüger 1997). Und dass die Systemtheorie relativ wenig empirisch dichte Arbeiten hervorgebracht hat, ist für ihre Durchsetzung (in der Geographie) gewiss ein weiterer Malus. Ganz treffend ist die Kritik dennoch nicht. Denn erstens gibt es auch systemtheoretische Arbeiten mit reichhaltiger Empirie (statt vieler Moser 2015), zweitens gibt es explizite Ausführungen zum Verhältnis von Systemtheorie und Empirie – und zwar von Personen mit ebenfalls empirisch reichhaltigen Forschungen (Vogd 2005, 2007), und drittens heißt (systemtheoretische) Abstraktion nicht, dass es keine empirische Vielfalt gibt – die Systemtheorie erkennt Mikrodiversität ausdrücklich an, interessiert sich aber mehr für die aus ihrer Sicht erstaunlich regelhaften Strukturen (Luhmann 1997b).

Zweitens findet sich der Vorwurf, dass die Systemtheorie im Hinblick auf tradierte Wissensbereiche zu einem Thema zu grob und undifferenziert sei. Derartige Vorwürfe kommen vielfach aus den Nachbardisziplinen oder spezialisierten Forschungsgebieten – auch diese Kritik lässt sich nicht ganz zurückweisen (vgl. Kaube 2000; Schimank 2013).

Drittens wird man einer beachtlichen Zahl von Luhmanns Behauptungen nicht unmittelbar folgen wollen. Dazu gehört etwa der prominente Satz, dass das, was „wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, [...] wir durch die Massenmedien“ wissen (Luhmann 1996, 9). Und speziell in der Geographie dürften Luhmanns Aussagen über Territorialität irritieren: „Und im übrigen ist Territorialität, heute jedenfalls, ein für soziale Systeme ganz untypisches, eher exotisches, eher die normale gesellschaftliche Mobilität störendes Grenzprinzip“ (Luhmann 1984, 266). Man kann das positiv für die Systemtheorie als eine angemessene Zustimmung zu der sich zur gleichen Zeit entwickelnden Kritik am methodologischen Nationalismus deuten (Smith 1983) oder man kann es der Systemtheorie negativ auslegen, es als schlichtweg falsch bewerten und dann auf Europas bewachte Grenzen oder die zahlreichen Mauern in der Welt verweisen.

⁴⁶ Angesichts der geringen Durchsetzungschancen seiner Theorie sieht Latour keinen Grund mit alternativen Theorien fair und gründlich umzugehen, da diese seinen Entwurf stets zertrümmern könnten. Entsprechend werde er auf alternative Theorien eigensinnig und parteiisch Bezug nehmen (Latour 2007, 12f.).

Wie bereits angedeutet und teilweise praktiziert, verstehen es Systemtheoretikerinnen und -theoretiker, diese Kritiken zu entkräften – zumindest für *sich selbst*. In der Regel rücken sie die kritisierten Aussagen in den von üblichen Denkgewohnheiten leicht entrückten eigenen Theorieapparat. Das mag ihnen jeweils plausibel und logisch erscheinen, doch bei anderen wächst in diesen Momenten oftmals das Unbehagen und leicht entsteht das Gefühl, die Theorie schüttele einen Schutzwall nach dem anderen auf. Für die Rezeption der Systemtheorie in der Geographie sind die angeführten Gründe sicher ein Hindernis, doch man kann auch sagen, dass sich die verschiedenen Arbeiten einer systemtheoretischen Geographie dieser Aspekte konstruktiv angenommen haben und nicht allein Trennendes, sondern auch Verbindendes betont haben (z. B. Redepenning 2015). Daraus erwächst die Frage, ob diese Arbeiten nicht wahrgenommen wurden (die Zahl der Rezensionen speziell zu den systemtheoretischen Qualifikationsschriften belegt dies nicht) oder ob, und dieser Vermutung soll weiter nachgegangen werden, nicht noch tiefere Dissonanzen die marginale Stellung der Systemtheorie in der Geographie verständlich machen.

3. Systemtheorie und Geographie – kontingente Inkommensurabilitäten

Um das Verhältnis von Systemtheorie und Geographie verständlich zu machen, steht noch die Charakterisierung der Geographie als Disziplin aus. Erneut geht es dabei nicht um Vollständigkeit und auch nicht um eine normative Festlegung, wie und was Geographie sein soll. Vielmehr geht es um das Aufzeigen von Strukturen, die eine vorläufig abschließende Antwort auf die Frage erlauben, warum speziell die Systemtheorie in der Geographie so selten verfängt.

Die folgende Argumentation wird dabei auf die Antwort hinauslaufen, dass die Systemtheorie mit ihrer auf (soziale) Komplexität fokussierten Problemstellung, ihrem differenztheoretischen Systembegriff und ihrem Versuch, ihre Komplexitätsverarbeitungskapazität durch theorieinternen Komplexitätsaufbau zu steigern, sich markant von der in der Geographie dominierenden Sicht auf die Welt unterscheidet. Diese geographische Sicht begreift die Welt als bewahrenswerte Einheit von Vielfalt, die als solche eine grundsätzlich begrüßenswerte Individualität ermöglicht. Raum wird dabei als Chiffre für den Komplex von Welt und Ordnung verwendet. Und statt Weltkomplexität wissenschaftsintern reduzieren zu wollen, präferiert die Geographie tendenziell eine Spiegelung der Vielfalt und möchte, falls die Einheit der Vielfalt und damit die Entfaltung von Individualität gefährdet scheinen, als engagierte Disziplin eingreifen.⁴⁷

Diese These ist nicht nur zu belegen, sie ist zunächst in ihrer Bedeutung zu erläutern. Sie besagt nicht, dass die Rezeption der Systemtheorie unabhängig von theorieexternen Momenten wie etwa Mentalitäten und Moden, Personalthierarchien, Orientierungen an bestimmten (nationalen) Kontexten und dergleichen ist. Das Gegenteil ist der Fall und die wichtigsten Faktoren wurden bereits genannt. Die These unterstellt auch nicht, dass die Systemtheorie über alle Zweifel erhaben und Kritik an ihr prinzipiell ungerechtfertigt ist. Die These beansprucht zudem nicht, die Systemtheorie und die Geographie gesamthaft zu beschreiben. Sie weiß um deutliche Abweichungen und Widerstände innerhalb von Systemtheorie und Geographie.⁴⁸ Und zuletzt beinhaltet die These keine zwingende Wertung und markiert keine Alternativlosigkeit, sondern besagt nur, dass und wie Systemtheorie und Geographie gegenwärtig verfasst sind. Insgesamt beansprucht sie folglich verständlich zu machen, weshalb die oft nur schwer zu fassende Ablehnung gegenüber der Systemtheorie in der Geographie so wirksam ist, weshalb die Theorie wie auch viele ihrer Aussagen auf Widerstand, Unbehagen und Ignoranz treffen und weshalb weitere Ausformulierungen einer system-

⁴⁷ So ähnlich stellt es zum Beispiel Lukermann (1999, 22) beobachtend fest: „The study of geography whether ancient, medieval, or modern is characteristically unspecialized in content, nontechnical in vocabulary, and matter-of-fact in its observations. It is sustained by common curiosity and usefulness. The culminating subject matter of geography as Strabo, Varenius and Ritter have said, is simply and wholly, an understanding of the Earth as the dwelling place of man – ,the arena for the development of human life and history.“ Tuan (1991, 99) greift eine solche These mit Empathie auf: „geography is the study of the earth as the home of people.“

⁴⁸ Dies schon allein deshalb, weil es ja eine systemtheoretische Geographie gibt, die sich als Vollzug von Geographie versteht und daher nicht in die Kontextur einzuordnen ist. Aber auch andere geographische Beiträge sind nicht über diese Differenz zu verstehen – zu denken ist an die verschiedenen Arbeiten von Hard (vergleiche nur 1973, 1995, 2002, 2003) oder von Eisel (vgl. zusammenfassend 2009a), um nur zwei prominente Beispiele zu nennen. Auch zu erwähnen sind die zahlreichen Wendemanöver und Vorstöße in der anglophonen Geographie. Oft ähneln die dort vorgebrachten Theoriefiguren einzelnen systemtheoretischen Argumenten. Insofern sie aber einer Theorieform entsprechen, die mit Derrida (1990) als „jetty“ bezeichnet werden kann, können sie in ihrer loseren Form leichter auf den Disziplinern der Geographie bezogen werden als die Systemtheorie insgesamt.

theoretischen Geographie daher vor Schwierigkeiten stehen. Kurzum: Es wird auf kontingente Inkommensurabilitäten aufmerksam gemacht, die entstehen, weil in einer komplexen Welt jede vollzogene Selektion Differenzen in Bezug auf andere Selektionen produziert. Diese Differenzen können als Inkommensurabilitäten beschrieben werden und sie können und sollen an dieser Stelle aufeinander bezogen werden (vgl. Kuhn 1976 [1962], hier insbesondere das Postscriptum von 1969).

3.1 Die Geographie als Disziplin und ihr Umgang mit Welt

Um die Weltperspektive der Geographie zu verstehen sei daran erinnert, dass Disziplinen als die primären inneren Einheiten der Wissenschaft verstanden werden können. Es sind Zonen verdichteter Kommunikation, die sich in der Anfangsphase wissenschaftlicher Binnendifferenzierung um einen konkreten Gegenstand als Definiens disziplinärer Identität drehen. Die Gegenstandsbezüge wurden in der Regel durch Problemstellungen ersetzt, die die „Gegenstandsbereiche stärker unter disziplinspezifischen Gesichtspunkten auflösen und rekombinieren“ (Stichweh 1984, 18, Fn 35) und die Leistungsfähigkeit von Disziplinen erhöhen. Erst durch diese Auflösung eines Gegenstands aus einer spezifischen Perspektive werden Rekombinationen und somit neue Erkenntnisse möglich, weil der Gegenstand mit einem für ihn „selbst nicht möglichen Verfahren der Reproduktion und Steigerung von Komplexität“ überzogen werden kann (Luhmann 1984, 88; vgl. Stichweh 1984; Weber 1985 [1917], 502; Bachelard 1978; Kieserling 1999, 24).

Parallel zu dieser wissenschaftsfokussierten Betrachtung von (disziplinären) Forschungsfeldern ist die institutionelle Entwicklung von Disziplinen zu bedenken. Entsprechend soll zwischen *Forschungsfeld* und *Fach* unterschieden werden (vgl. Goeke/Moser 2011a). Dabei stellt *Fach* auf den Prozess der organisatorischen Verankerung in Form von Seminaren, Instituten oder ähnliche Institutionen ab. Erst derartige organisatorische Fassungen ermöglichen und vereinfachen die Verfestigung der auf ein Forschungsfeld bezogenen Kommunikationen sowie die Kommunikation von Finanzierungsansprüchen. Es ist dieses Zusammenspiel von Forschungsfeld und Fach, das Disziplinen schließlich als Kommunikationszusammenhänge entstehen lässt.⁴⁹

Mit Blick auf die zahlreichen geographischen *Forschungsfelder* und die Selbstbeschreibungen der Geographie kann man leicht erkennen, dass die Geographie über keine einheitliche Problemstellung verfügt, mit der sie sich von anderen Disziplinen zwingend oder glaubhaft unterscheidet. In der Regel orientieren sich die geographischen Teilbereiche an den Problemstellungen anderer Disziplinen und ergänzen diese jeweils um Raum oder um räumliche Perspektiven (z. B. Harvey 1981; Bathelt/Glückler 2002; Werlen 2000, 19). Etwaige Vorschläge und Vorstöße in Richtung einer einheitlicheren Problemstellung respektive einer offeneren Diskussion um eine orientierend wirkende Disziplintheorie (z. B. Goeke 2012a; Hard 1990) werden mit Verweis auf die praktizierte Vielfalt, die vermutete Alternativlosigkeit des Status Quo und vielleicht auch in schlechter Erinnerung an die Enge von früheren Problemstellungen in der Geographie tendenziell und mit durchaus guten Gründen abgelehnt (Wardenga/Weichhart 2012, 305f.).⁵⁰ Insofern Disziplintheorien für den sys-

⁴⁹ Vgl. für sehr ähnliche Unterscheidungen die Arbeiten zur „intellectual and social organization of the sciences“ (Whitley 2000 [1984]), zum „credibility cycle“ (Latour/Wolgar 1979) oder zum „Blutkreislauf von wissenschaftlichen Fakten“ (Latour 1999, 98ff.).

⁵⁰ Hier interessant zu lesen sind die Kritiken Hards (1973) und Bartels'/Hards (1975, 80f. und 164ff.) auf die Ist-das-Geographie-Frage. Zu bedenken ist dabei, dass diese Kritiken zum Teil als zeitlich gebundene Befreiungsversuche von stark disziplinierenden Disziplintheorien zu interpretieren sind. Später zeigt sich Hard der Frage gegenüber aufgeschlossener (z. B. 2003 [1990]).

teminternen Aufbau von Komplexität aber eine Art Lenkungs- und Orientierungsfunktion übernehmen (Hard 2003 [1990], 380; Schneider 2008, 106), unterscheidet sich die Geographie von anderen Disziplinen und erscheint daher diffus.⁵¹

Die Geographie als diffus zu bezeichnen beinhaltet keine qualitative Wertung. Die Folgen sind allerdings deutlich zu erkennen und man kann formulieren, dass die diffuse Struktur eine relativ flexible und responsive Anlehnung der Geographie an außerwissenschaftliche Kontexte *erlaubt*, wenn man sie als Stärke bezeichnet, oder *erfordert*, wenn man sie als Defizit betrachtet. Die Geographie mag wissenschaftsintern nicht die höchste Reputation genießen und das kann man thematisieren und beklagen (z. B. Barnes 2004, 123; Dürr 2005; Wright/Koch 2009),⁵² doch wer die aktiven Anlehnungsarbeiten „lediglich als angewandte“ Wissenschaft abwertet (so etwa Oßenbrügge/Vogelpohl 2014b, 7), verkennt, welche Leistungen hier für die Legitimation der Geographie als Ganzes erbracht werden. Offensichtlich gelingt es der Geographie noch immer und trotz aller nötigen Vorbehalte mit ihren Informationsmöglichkeiten bestimmte Informationsbedarfe in ihrer Umwelt zu befriedigen.⁵³ Es ist also ihre plurale Abhängigkeitsstruktur, die der Geographie Freiräume schafft, weil sie sich mehr oder minder selbst entscheiden kann, auf welche Abhängigkeiten sie sich einlässt und welche sie zurückweist. Sie sieht ihre Bestandschance folglich auch darin, Einheitlichkeit durch Vermittlung von sehr heterogenen Perspektiven und Wissensbeständen herzustellen.⁵⁴

⁵¹ Ein Indikator mag den Eindruck der Zerstretheit belegen. Potenzgesetze (Power Laws) beschreiben Verteilungen, die sich dadurch auszeichnen, dass einige wenige Werte viel Quantitäten auf sich vereinen, die meisten Werte jedoch ausgesprochen wenig Quantitäten besitzen (z. B. einige wenige Webseiten erhalten sehr viele Zugriffe, die meisten anderen Webseiten werden hingegen selten aufgesucht). Das Vorhandensein derartiger Verteilungen, auch Longtail-Verteilungen oder 80:20-Regel genannt, wird in der Netzwerktheorie und Physik als Übergang von unstrukturierter in strukturierte Komplexität interpretiert (vgl. Barabási 2003, 72). Blickt man nun auf Zitations- oder Empfehlungsverteilungen von klassischen Büchern in der Geographie, so ist hier kein oder allenfalls ein schwaches Power Law zu erkennen (vgl. Sedlacek 1999). In der Soziologie hingegen ist bereits bei einer Liste der in Studienarbeiten am häufigsten verwendeten Soziologen (als Frau kommt allein Judith Butler vor!) zu erkennen, dass sich die drei Autoren Pierre Bourdieu, Max Weber und Niklas Luhmann (in dieser Reihenfolge) deutlich von allen anderen Autoren absetzen (Lenger/Rieder/Schneickert 2014, 453).

⁵² Disziplinbewertungen von außen, die offensichtlich ohne Rücksicht auf die Geographie verfahren können, sind härter und expliziter. Bei der Suche nach intellektuell-disziplinären Kontrahenten der Soziologie, scheidet die Geographie laut Stichweh klar aus, „da es keine signifikante Episode in der Geschichte soziologischen Denkens zu geben scheint, in der die Geographie ein bedeutsamer Kontaktpartner und Konkurrent war“ (2003b, 94). Andere widersprechen dem nicht direkt, stellen aber positivere Eigenschaften heraus, wenn sie betonen, dass kein Geringerer als Terry Eagleton der Geographie zuschreibe, dass die Disziplin „now looks set to become the sexiest academic subject of all“ (Eagleton 1997 zit. in Bassin 2000, 484) – ob sie es dann in den Augen Eagletons auch tatsächlich geworden ist, wird nicht gesagt.

⁵³ Prominent zu erwähnen ist die Anlehnung an die Schule (vgl. historisch Schultz 1989).

⁵⁴ Die These in abstrakter Form lautet: „*Autonomie* ist eben nicht als *Unabhängigkeit* zu definieren. Autonomie in einem soziologisch instruktiven Verständnis dieses Begriffs besteht vielmehr in der *Pluralisierung der Abhängigkeiten eines Systems*, einer Pluralisierung der Abhängigkeiten, die dem System Freiräume verschafft, weil das System sich zu gegebenen Zeitpunkten dafür entscheiden kann, sich auf diejenigen Abhängigkeiten zu stützen, die mit seiner eigenen Interessenrichtung am besten übereinstimmen, und andere Abhängigkeiten, die es als beschränkend erfährt, temporär zurückzudrängen“ (Stichweh 2009, 44). Die These findet ihren Rückhalt bei Luhmann: „Es scheint in hochentwickelten Gesellschaftssystemen mithin Strukturzusammenhänge zu geben zwischen (1) funktionaler Systemdifferenzierung, (2) hoher Autonomie der Teilsysteme, (3) selbstreferentieller Operationsweise und (4) Möglichkeiten der Steigerung wechselseitiger Unabhängigkeit und Abhängigkeit zugleich, so daß die Gesellschaft das, was sie an Einheitlichkeit durch Differenzierung einbüßt, durch Interdependenzen zwischen den Teilsystemen zurückgewinnen kann. Obwohl manche Beobachtungen für eine Entwicklung in diese Richtung sprechen, wäre jedes Urteil über sie verfrüht“ (Luhmann 2009 [1980], 155).

Dieses Wechselspiel von Forschungsfeld und Fach wirft die grundsätzliche Frage nach dem Bedingungsverhältnis dieser beiden Elemente auf: Ist die innere Pluralität der Geographie aufgrund ihrer vielfältigen Einbettungen in diverse gesellschaftliche Kontexte möglich oder nötig? Erfordern die vielfältigen Einbettungen also eine relativ unspezifische innere Gliederung der Disziplin, um die Bedarfe zu befriedigen, oder braucht die diffuse Disziplin eine Absicherung in vielfältigen gesellschaftlichen Feldern, um Legitimität zu gewinnen? Eine eindeutige Antwort auf die Henne-Ei-Frage kann hier nicht geboten werden und ist angesichts eines koevolutionären Verhältnisses vermutlich auch nicht möglich, aber die paradigmatische (Welt-)Perspektive der Geographie wird erst in diesem Kontext verständlich.

In loser Anlehnung an Wittgenstein (2003 [1933], 9, 1), und damit wendet sich der Text nun dem Weltbild der Geographie zu, lässt sich sagen: Als (ihre) Welt gilt ihr alles, was der Fall ist: „Die Geographie hat einen Begriff von Welt als ganzer“ (Eisel 2009 [2004], 280). Dieser (geographische) Weltbegriff ist doppelt differenzlos. Zum einen ist Welt der unhintergehbare Gesamt- oder Letzthorizont aller sinnhaften Operationen. Auch die Negation von Welt findet in der Welt statt – wer möchte das wo bestreiten? Zum anderen enthält dieser totale geographische Weltbegriff keine innere Differenzierung. Welt in dieser Form kann auch der Gegenstand anderer Disziplinen sein. Insofern die Wissenschaft nun aber intern differenziert ist und sich die einzelnen Disziplinen in der wissenschaftsinternen Umwelt mit einer durch die Pole der Konkurrenz und Kooperation gekennzeichneten Situation begegnen (Stichweh 1984, 49), muss die Geographie dieser differenzlosen Welt einen minimalen Leitgesichtspunkt abtrotzen, mit dem sie ihre Perspektive und ihren Erkenntnisanspruch von anderen Disziplinen zu unterscheiden vermag – zumindest wenn man die Möglichkeit von Allzuständigkeit aufgrund offensichtlicher Überforderung ausschließt. Dieser Leitgesichtspunkt war und ist Raum in all seinen paradigmatischen Differenzen. Und allen konstruktivistischen Vorbehalten zum Trotz muss man präzisieren, dass es nach wie vor mehrheitlich um den konkreten Raum geht, „denn andernfalls wäre Geographie Geometrie“ (Eisel 2009 [2004], 281). Gewiss kann man sagen, dass Raum angesichts der mehrfachen Entleerung des Raumbegriffs in den Sozial- und Geisteswissenschaften heute in der Geographie als „Schwundstufe der disziplinären Reflexionsformel ‚Landschaft‘“ zu begreifen und damit zur „blanken Form“ geraten ist (Wirhbs 2015, 31). Doch das ändert wenig an der Bedeutung von Raum für die symbolische Organisation des geographischen Diskurses: Raum fungiert als Chiffre für den Komplex von Welt und Ordnung (ebd. 29) oder: Räumliches Denken ist ein Ordnen der Dinge (Reichert 1996).

Um die Totalität des geographischen Weltbegriffs zu erfassen, muss man noch einen Schritt weitergehen: Galt für Wittgenstein, dass die Welt die Gesamtheit der Tatsachen und *nicht* der Dinge sei (2003 [1933], 9, 1.1), betrachtet die Geographie auch (und zuletzt wieder zunehmend) die Dinge. Und auch im Verhältnis der Dinge untereinander wie der Dinge zu den Tatsachen und vice versa gilt Raum als Chiffre für den Komplex von Welt und Ordnung.⁵⁵ Es ist geradezu bemerkenswert, wie sich die Geographie in ihren Gründungsschritten nicht auf einen Ausschnitt der Welt begrenzt,

⁵⁵ Die Affinität der Geographie zur Akteur-Netzwerktheorie hat hier ihre Gründe. Vgl. auch die Beobachtungen von Latour: „When I meet a geologist, a geographer, a geochemist, or some expert in geopolitics, after a few minutes of conversation about what sort of topic they research, I conclude: ‚Then, why don’t you say that you are, in fact‘ (and here I adapt my sentence to each specialty) ‚a Gaialogist, a Gaiagrapher, a Gaiachemist, or someone deeply involved in Gaiapolitics‘. And then I observe with some amusement how they react to this falsely innocent change in the prefix.“ Er scheint sie auf seine Seite ziehen zu wollen! (vgl. www.bruno-latour.fr/article (Zugriff am 9.10.2014), Abstract zum Artikel Nr. 138 „How to Make Sure that Gaia is not a God of Totality“; der Artikel selbst ist nicht zum Zitieren freigegeben).

sich auch nicht an den Grenzen und Selektionen anderer Weltbeobachter orientiert, diese sogar immer wieder als reduktionistisch markiert und zunehmend fundamental ablehnt. Manchmal scheint die Geographie sich nach dem logisch unvermeidlichen Vollzug von Selektionen oder Reduktionen für diesen Vollzug entschuldigen zu wollen.⁵⁶ Letztlich werden praktisch alle Tatsachen und Dinge der Welt auch in der Geographie thematisiert.⁵⁷

Gleichwohl umstritten und kritisiert erscheint Toblers erstes Gesetz der Geographie für das Gesagte symptomatisch: „everything is related to everything else but near things are more related than distant things“ (Tobler 1970, 236). Das Gesetz markiert im ersten Schritt die Aufmerksamkeitshaltung gegenüber der Welt als Ganzes und seiner Teile (Tatsachen und Dinge). Im zweiten Schritt werden die Welt als Ganzes und ihre Teile als grundsätzlich räumlich verbunden gesehen. Man mag einwenden, dass die von Tobler speziell genannte Form der Distanz furchtbar simpel ist. Entscheidend ist aber, dass, sobald Raum hervorgerufen wird, die Tatsachen, die Dinge oder wie auch immer man die Elemente bezeichnet, räumlich geordnet werden. Beachtenswert ist dabei zweierlei: *Erstens* bleibt offen, wer für die Relationen verantwortlich ist – der Raum, die Dinge, die Tatsachen, die Beobachter⁵⁸ (aus der Sicht der Systemtheorie sind es immer die beobachtenden Systeme, die im differenzlosen Raum Grenzen einziehen) *Zweitens*, und hier liegt seit jeher ein Problem für die Geographie, grenzt die perspektivische Einschränkung durch den Nexus von Welt und Raum den disziplinären Diskurs der Geographie nicht sonderlich scharf ab, denn wie man etwa mit Blick auf die *Spatial Turns* in den Sozialwissenschaften erkennen muss, werden praktisch alle in der Geographie behandelten Themen auch anderswo bearbeitet (vgl. Lossau/Lippuner 2004; Döring/Thielmann 2008; Bachmann-Medick 2010, 284ff.).⁵⁹

⁵⁶ Sollte doch einmal eine dauerhafte Orientierung an anderen Weltbeobachtern und hier insbesondere an den Funktionssystemen der modernen Gesellschaft vollzogen werden, erfährt dies früher oder später massive Kritik. Zwei Beispiele sollen als Beleg genügen: Hat die (Wirtschafts-)Geographie sich zum Beispiel zu eng an den Grenzen einer kapitalistischen, auf Zahlungen basierenden Marktwirtschaft orientiert, wie es für die Wirtschaftswissenschaften als Reflexionstheorie der Wirtschaft bis heute üblich ist, so wurde sie für diese Engführung kritisiert und wurde auf die Bedeutung von alternativen Ökonomien hingewiesen (z. B. Gibson-Graham 2006). Hat sich die Geographie zu sehr auf die Bedeutung nationaler Grenzen gestützt, so erfuhr sie dafür Kritik (z. B. Johnston/Thrift 1996). Die Liste ist verlängerbar und immer wieder ist ein Muster zu erkennen: Widerspruch gegen Reduktionen der Welt und Hervorheben von mikrodiversen Einzelbeobachtungen, ohne deren Selektivität zu thematisieren. Für einen Entschuldigungsversuch siehe Cresswell (2013, Kap. 13).

⁵⁷ Vgl. dazu die Rekonstruktionen der Geographiegeschichte von z. B. Eisel (2009 [2004]), Wirths (2001) oder von Schultz (zuletzt 2014). Siehe jüngst auch wieder die Selbstbeschreibungen der Geographie für die Schule – mehr ist kaum möglich: „Als Gegenstand geografischer Betrachtungen und Aussagen gilt der Raum in seiner Komplexität, die durch das Verschmelzen anorganischer, lebender, gesellschaftlicher und ideeller Formen charakterisiert wird. Spezifisch geografisch ist der integrative Ansatz, der sich auf Erkenntnisse der natur- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächer stützt und diese im konkreten Raumbezug abbildet. Die Geografie hat die Aufgabe, deren Erkenntnisse so zusammenzufügen, dass das komplexe Wirkungsgefüge zwischen Mensch und Umwelt besser erkannt und gestaltet werden kann. Im Unterrichtsfach Geografie werden deshalb in besonderem Maße natur- und gesellschaftswissenschaftliche Ansätze, Inhalte und Methoden miteinander verbunden“ (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport 2006, 9).

⁵⁸ Das Offenlassen der für die Relationen Verantwortlichen gilt selbstverständlich nicht für alle in der Geographie verwendeten Theorien. Bei Werlen etwa, darauf hat Hard hingewiesen, wird nicht allein der geographische Code der zu engen Verbindung von Gesellschaft und Raum geknackt, sondern werden auch die für räumliche Ordnungen verantwortliche Akteure benannt (Hard 2002 [1999]; vgl. dazu auch die Beiträge in Meusburger 1999).

⁵⁹ Insofern sich unter dem Dach der Geographie höchst heterogene und in ihrer Vielfalt kaum zu überblickende Problemstellungen versammeln, trifft jedwede Anknüpfung an eine Problemstellung nur wenige Aussagen zu den anderen Problemstellungen. Das trifft auch für systemtheoretische Beiträge zu. Die vorliegen-

Die weiteren Folgen, die mit dieser fehlenden oder allinkludierenden Startunterscheidung für die Geographie als Disziplin in Kooperation und in Konkurrenz mit anderen Disziplinen verbunden sind, sollen hier nicht weiter interessieren.⁶⁰ Hier geht es um das Verhältnis zur Systemtheorie und diesbezüglich lässt sich mit Wirths (2015, 34) festhalten, dass Raum für die Geographie wie auch für die Gesellschaft insgesamt ein wichtiger Faktor der Selbstverständigung ist, bei dem es um Fragen der Ortung, Ordnung, Orientierung und Mobilisierung der Tatsachen, Dinge etc. geht – den Menschen eingeschlossen. Raum, in der Geographie nun in seiner blanken Form, erscheint dabei als die Einheit der Differenz von Welt und Beobachter. Die Koexistenz oder gar Koextension der beobachtenden Disziplin Geographie, der Welt und des Raums ist für die Systemtheorie keine Überraschung (Baecker 2015, 37) und auch der Geographie ist dieser Sachverhalt keineswegs grundsätzlich fremd (Reichert 1996). Der radikale Unterschied liegt im Umgang mit dieser Erkenntnis. Die Systemtheorie nimmt im ersten Schritt Abstand von räumlichen Gesellschaftsbegriffen, ohne aber abzustreiten, dass Raum, in welcher Form auch immer, für den Strukturaufbau von Gesellschaft bedeutsam sein kann.⁶¹ Räumliche Bedeutsamkeit betrachtet sie aber immer als umstandsbedingt, sodass sie empirisch darzulegen und nicht schon als gegeben anzunehmen ist. Die Geographie hingegen reflektiert die Einheit von sich und ihrem räumlich geordneten Gegenstand Welt nicht im Normalbetrieb, sondern nur in davon stark separierten Momenten und dies auch nur lückenhaft. So gibt es in den zentralen autoritativ auftretenden Nachschlagewerken zwar reflektierende Einträge zu Raum, in denen auch so etwas wie die disziplinäre Beobachtungsabhängigkeit von Raum thematisiert wird (Kitchin 2009; Elden 2009; Gregory 2009b), aber es fehlen jeweils Lemma zur Welt. Selbst zur Geographie findet sich nur im *Dictionary of Human Geography* ein Eintrag, nicht aber in der *International Encyclopedia of Human Geography* (vgl. Gregory et al. 2009; Kitchin/Thrift 2009). Derartige Absenzen sind ein deutliches Zeichen für eine ausbleibende Selbstreflexion in Bezug auf die Ontogenese von Welt und Geographie und zudem ein Indikator dafür, dass der Geographie mehrheitlich die begrifflich-theoretischen Mittel für eine solche Reflexionsleistung fehlen.

den systemtheoretischen Arbeiten in der Geographie weisen nicht nur unterschiedliche Gegenstandsbezüge auf, sondern knüpfen an sehr unterschiedliche Problemstellungen an.

⁶⁰ Dass zumindest ein paar der regelhaft beklagten Schwächen der Geographie auf ebendiesem Gründungsakt zurückzuführen sind, erschließt sich mit Blick auf allgemeine Aussagen zur Bedeutung von Begriffen und Begriffsarbeit: „Manche Wissenschaftstheorien suggerieren eine hohe, nahezu unbegrenzte Beliebigkeit in der Wahl von Grundbegriffen, über deren Wert nur der prognostische oder Fakten erklärende Erfolg entscheide. [...] [Diese Position] hat ihre eigene Naivität in der Voraussetzung, daß über die wirkliche Welt schon entschieden sei und daß es nur darauf ankomme, mit geeigneten Begriffen festzustellen, was ist. Nun hebt eine radikale Kritik des Begriffsrealismus jedoch zugleich den Weltrealismus auf“ (Luhmann 1971, 25). Ein Vorteil hat das aber auch: „Absurde Prämissen haben jedoch, weil sie nichts ausschließen, den Vorteil, daß die Gefahr eines Irrtums gering wird“ (ebd.).

⁶¹ Gern zitiert: Sinnhafte Systeme, d. h. psychische und soziale Systeme „sind überhaupt nicht im Raum begrenzt, sondern haben eine völlig andere, nämlich rein interne Form von Grenze“ (Luhmann 1997a, 76). Allerdings, und darin liegt die Dialektik von Grenzen (Redepenning 2015, 83), sind Grenzen, so formuliert es Luhmann (1984, 52), nicht ohne ein ‚dahinter‘ zu denken, Grenzen „setzen also die Realität des Jenseits und die Möglichkeit des Überschreitens voraus. Sie haben deshalb nach allgemeinem Verständnis die Doppelfunktion der Trennung und Verbindung von System und Umwelt. [...] Eine Grenze trennt also Elemente, nicht notwendigerweise auch Relationen; sie trennt Ereignisse, aber kausale Wirkungen läßt sie passieren.“ Lippuner (2008b) weist darauf hin, dass auch systemtheoretische Texte beständig räumliche Ordnungen produzieren, also eine Art systematischen Fehler machen und Einheiten identifizieren, wo Differenzen am Werk sind. Die entscheidende Differenz der Systemtheorie liegt also an ihrem Anfang und nicht immer in ihren Effekten.

Der Blick auf die räumlich geordnete Welt respektive der geographische Raumordnungsblick werden durch eine Vorstellung, wie diese Welt zu sein hat, normativ gestützt. Eisel (2008, 1) hat in Bezug auf die klassische Geographie herausgestellt, dass es um die Idee der Anpassung an eine konkrete Natur ging und alles weitere sich diesem Gedanken unterordnete.⁶² Diese Naturadaptionproblematik wurde bekanntlich aufgegeben, doch das darin enthaltene Entwicklungs- und Entfaltungsbild wirkt vielfach fort – gewiss nicht ungebrochen und nicht mehr so einheitlich, aber doch effektiv. Entsprechend ist Eisels Deutung zuzustimmen, dass auch die vielfältige gegenwärtige Geographie „eine zähe Strömung“ enthält, die nach wie vor „um die räumliche Artikulation des humanistischen Menschenideals“ kreist, „demgemäß sich Freiheit nur in konkreten Fällen als Angemessenheit des Handelns bezogen auf die Umstände definieren lässt, nicht prinzipiell als Unabhängigkeit von den Umständen überhaupt. Alle ‚modernen‘ kulturgeographischen Konzepte, die das ablehnen, lösen sich regelmäßig in Regionalökonomie, Soziologie, Sozialökologie, Ethnologie, Psychologie usw. auf“ (Eisel 2009 [2004], 299). Weniger rigide und in loser Anlehnung an Eisel lässt sich sagen, dass der heutige allumfassende Weltbegriff der Geographie eine Vielfalt der Welt im Sinne eines Horizontes begrüßt, fordert und wahren möchte, weil sich nur vor diesem Horizont Individualität entfalten kann, wobei diese Individualität wiederum als vielfältiger Horizont für andere zu begreifen ist. Allen Dekonstruktionen und Dezentralisierungen zum Trotz schlummern hier Essenzen, wird Raum ontisch betrachtet und werden Menschen als Individuen – als unteilbar – verstanden. Und auch eine Paradoxie ist offensichtlich, denn die Vielfalt der Vielfaltsunterdrücker wird mindestens skeptisch gesehen.

An dieser Stelle sind Einwände zu erwarten. Weichen nicht gerade jüngere theoretische Strömungen von diesem Bild ab? Ist das geographische Weltbild nicht unerträglich simplifiziert dargestellt? Diese Abweichungsbeobachtung und damit auch die Relativierung des von mir skizzierten geographischen Weltbildes sind nicht ganz zu verneinen, doch der entscheidende Punkt ist, dass keine dieser Abweichungen so radikal, vollumfänglich und auch autologisch wie die Systemtheorie von dem im Kern treffenden Bild differiert.⁶³ Alternativ kann man auch sagen, dass es einer systemtheoretischen Geographie nicht sonderlich gut gelungen ist, an diesen Kern anzuschließen, respektive dass es anderen Theorien offensichtlich gelingt, wenigstens einen Teil des geographi-

⁶² Eisel differenziert zwar zwischen einer klassischen und einer neuen Geographie, betont aber zugleich, dass es in der neuen Geographie seit den 1960er Jahren „ständig vorwärts zurück ins alte Paradigma“ ginge (2009 [2004], 298). „Der Strukturkern der klassischen Geographie“, so rekonstruiert er, „besteht aus der Idee der Anpassung an konkrete Natur. Alles weitere, die Raumbegriffe, die Entwicklungsbegriffe, die Argumente für die ‚Einheit der Geographie‘ usw. werden durch diesen Kern determiniert“ (2008, 1). In diesem Paradigma ist die Landschaft das Objekt der Raumwissenschaft Geographie. Leider, so Eisel, habe die neue Geographie, d. h. die Wahrnehmungs-, Verhaltens- oder humanistische Geographie, die Naturadaptionproblematik und damit die Einheit des Forschungsfeldes wie auch die Idee der Landschaft leichterding aufgegeben (2009b, 24). Damit habe sie sich das Problem eingehandelt, Geographie nicht mehr definieren zu können oder den „Raumbezug in diese Raumlosigkeit hineingeheimnissen zu wollen“ (ebd. 26).

⁶³ Das Argument dieser umfänglichen Distanz von Systemtheorie und Geographie findet sich ähnlich bei Eisel, ist dort aber sehr raunend andeutungsvoll eingebettet: „Naturumgebung [bei der Systemtheorie; P.G.] ist dann ein systemintern konstruiertes Faktum. Die Konstruktionsweise nennt er [Luhmann; P.G.], dem Perzeptionszusammenhang der Monaden gemäß, Kommunikation. Bei Luhmann ist Leibniz’ Universum gewissermaßen implodiert. Die Gesamtharmonie des Universums, die dem Willen eines guten Gottes entspringt, wird zum willenlosen Zustand eines endlichen Systems, das Gesellschaft heißt. ‚Gesellschaft ist alles was der Fall ist‘ könnte man in Anlehnung an Wittgenstein sagen, nicht mehr Gott. Dieses System ist und funktioniert wie eine Monade ohne Entelechie. (Auf der atmosphärischen Ebene scheint es mir denn auch der Hauch der Seelenlosigkeit zu sein, der die Gemeinde der Luhmanngegner verärgert und in ihrer Opposition diffus verbindet.) Alles, was in der Monadologie teleologisch abläuft, ist nun einfach faktisch“ (2009 [2004], 303).

schen Blicks offen oder sublim fortzuführen. Diese Beobachtung soll in beide Richtungen skizziert werden.

Mit Blick auf die Systemtheorie ist noch einmal die beobachtungsabhängige Fassung von Raum zu betonen. Raum, so zumindest der systemtheoretische Tenor, kann für den Strukturaufbau von Gesellschaft relevant sein, muss es aber nicht, und falls Raum es ist, stellt sich die Frage nach dem Beobachter. Zudem ist zu unterstreichen, dass die Systemtheorie auf jeden Rest von Ontologie verzichten möchte.⁶⁴ Weil sie auch von normativen Urteilen Abstand zu nehmen versucht, sind ihr auch keine Wertschätzungen für Vielfalt an sich zu entnehmen – sie rechnet angesichts der Vielzahl von Beobachtern schlichtweg mit ihr (vgl. dazu Luhmann 1997b).⁶⁵ Insofern manche in der Systemtheorie aber latente Wertschätzungen für mehr funktionale Differenzierung, mehr Erwartungssicherheit sowie überhaupt einen konservativen Beiklang ausmachen (z. B. Castro 2009, 281), wächst das Unbehagen an ihr, weil in dieser Sicht eine ungerechtfertigte, teleologische und kolonialistische End-of-History-These erkannt wird. Insofern die Systemtheorie den Menschen in der Umwelt der Gesellschaft platziert und den Gesellschaftsbegriff normativ entleert und technisiert, entzieht sie vielen normativen Gemeinplätzen den Boden unter den Füßen, ohne dabei aber irgendwie zu sagen, dass der Mensch unwichtig oder eine friedliche Gesellschaft nicht wünschenswert seien.⁶⁶ Man erkennt schon bei dieser lückenhaften Liste umfängliche Differenzen und große Inkommensurabilitäten.

Nicht so bei anderen Theorien, die durchaus Ähnlichkeiten mit der Systemtheorie aufweisen, aber in der Geographie dennoch Erfolg haben – sei es, weil ihre Radikalität abgemildert wird oder weil sie nicht so radikal sind. Nur cursorisch seien Beispiele erwähnt. Foucault deutet Normen zumindest an, wenn er Kritik als die Kunst versteht, „nicht dermaßen regiert zu werden“ (1992 [1978], 12). Zudem hat er immer wieder Themen bearbeitet, wo klar zu sein scheint, welche Position man als aufgeklärte Person einzunehmen hat.⁶⁷ Die Akteur-Netzwerktheorie, bei der, geographisch vorbildlich, alles mit allem zusammenhängt, wird zwar gescholten, weil Aspekte der Macht, Herrschaft, Unterdrückung und Kolonisation nicht immer expliziert werden würden

⁶⁴ „Akzeptiert man diese [systemtheoretische, P.G.] Theoriedisposition, kann man nicht von einer vorhandenen Welt ausgehen, die aus Dingen, Substanzen, Ideen besteht, und auch nicht mit dem Weltbegriff deren Gesamtheit (universitas rerum) bezeichnen. Für Sinnsysteme ist die Welt kein Riesenmechanismus, der Zustände aus Zuständen produziert und dadurch die Systeme selbst determiniert. Sondern die Welt ist ein unermessliches Potential für Überraschungen, ist virtuelle Information, die aber Systeme benötigt, um Information zu erzeugen, oder genauer: um ausgewählten Irritationen den Sinn von Information zu geben. Folglich muß jegliche Identität als Resultat von Informationsverarbeitung oder, wenn zukunftsbezogen, als Problem begriffen werden.“ (Luhmann 1997a, 46)

⁶⁵ So auch jüngst Baecker (2013, 274), der, ganz ähnlich zur Akteur-Netzwerktheorie, eine Vielzahl von Beobachtern ausmacht: „Es kann sich [bei Beobachtern, P.G.] um Menschen handeln, um Milieus, Cliques, Organisationen, Netzwerke, soziale Systeme oder auch um Körper, Immunsysteme, Gehirne, Bewusstsein, Bakterien, intelligente Maschinen oder evolutionäre Algorithmen. Dieses Buch handelt von ihnen, indem es von den Spielräumen ihrer Vernetzung, Verschränkung, Verknotung, Vermeidung und Trennung handelt. Und es handelt von ihnen, indem es dafür plädiert, vor jeder Bezeichnung eines Beobachters als Beobachter von der Unterscheidung der Beobachter zu handeln und wegen dieser Unterscheidung offenzuhalten, wer unterschieden wird.“

⁶⁶ „Ich finde, daß unsere Gesellschaft mehr positive und mehr negative Eigenschaften hat als jede frühere Gesellschaft zuvor. Es ist heute zugleich besser und schlechter. Das kann man viel zutreffender als üblich beschreiben, aber nicht zu einem Gesamturteil aufaddieren.“ (Luhmann in Erd/Maihofer 1987, 139)

⁶⁷ Speziell bei den Verweisen auf Foucault wird deutlich, dass er keinesfalls ungebrochen und unwidersprochen in der Geographie rezipiert wird, aber, wie Marquardt/Schreiber (2012) zeigen, ist es der Geographie immer wieder gelungen, sich von Foucault inspirieren zu lassen, weil, so ist hier anzufügen, immer wieder Verbindungen zwischen der Geographie und Foucault betont wurden.

(Jóhannesson/Bærenholdt 2009, 16), doch sie kann zusammen mit anderen Theorien auch verwendet werden, um kritisierend zu argumentieren, dass die Wirtschaftswissenschaften ihre reduktionistische Weltansicht performativ durchsetzen würden (z. B. Berndt/Boeckler 2009, 542ff., 2011, 563ff.). Ganz ähnlich verhält es sich bei Geographien des Performativen (vgl. Boeckler/Strüver 2011; Boeckler/Dirksmeier/Ermann 2014). In John Austins Sprechakttheorie lassen sich problemlos die erkenntnistheoretischen Grundlagen für die systemtheoretische Bestimmung von sozialen Systemen als sinnhafte Kommunikationssysteme finden (Zierhofer 2002, 98). Die dort aufscheinende Radikalität wird in der Geographie auch erkannt, etwa wenn es heißt, dass Wahrheiten in einem ritualisierten Wissenschaftsspiel performativ generiert werden (Boeckler/Dirksmeier/Ermann 2014, 129). Dieser potenziellen Radikalität zum Trotz haben Geographien des Performativen aber oftmals keine Mühe von der Existenz und vor allem von einer sozialen Wirksamkeit von Körpern, Materie oder Raum auszugehen. So heißt es etwa, dass der performative Sprechakt nur gelingen kann, wenn er „mit einer bestimmten Anordnung von menschlichen Körpern, materiellen Arrangements und sozialen Positionen stattfindet“ (ebd. 129). Laclaus und Mouffes Diskurs- und Hegemonietheorie mit hochgradig dezentrierten Subjekten und wenig Ontologie wird die These abgerungen und eingeschrieben, dass Räume politisch *sind* (!) (Glasze/Wullweber 2014). Schlottmann entgegnet der Kritik, dass ihr Buch *RaumSprache* die politische Position nicht ausreichend beleuchte und bedenke, indem sie eine politische Dimension sofort als einen immer möglichen Hintergrund einführt – „Politics in suspenso“ (2005, 264). Thrift gelingt es sogar, Derridas Aussage, dass wir in einem unendlichen Netz von Bedeutungen leben, mit der urgeographischen These zu verkomplizieren, dass dieses Netz auch räumlich und überdies räumlich ungleich sei (1999, 32). Dass die von ihm maßgeblich formierte Non-Representational Theory ethisch und politisch sei, wie Cadman (2009, 456) betont, verwundert letztlich nicht mehr. Die Liste ist nicht vollständig und keine der präsentierten Positionen soll mit den holzschnittartigen Bemerkungen desavouiert werden. Entscheidend ist nur, dass andere avancierte Theorien leichter als die Systemtheorie an wenigstens eine typische Dimension geographischen Denkens anschließen oder angeschlossen werden.

Zu den inkommensurablen Aussagen und Ansichten von Systemtheorie und Geographie in toto gesellt sich eine differente Praxis des wissenschaftlichen Arbeitens. Die Systemtheorie betrachtet die soziale Welt als komplex und kontingent.⁶⁸ Weil komplexe Phänomene „weder einfach genug sind, um kausal, noch homogen genug sind, um statistisch beschrieben werden zu können“ (Baecker 2007b, 9), hat sich die Systemtheorie von Kausal- und Faktortheorien abgewendet. Insofern Komplexität Selektionszwang bedeutet (Luhmann 1971, 33), stellt die Systemtheorie *erstens* in Rechnung, dass alle beobachtenden Systeme selektiv sind. Wie sie selektieren ist kontingent, doch eine Vielzahl von Systemen hat sich, das ist nun ein empirischer Befund, auf bestimmte Selektionsmodi eingelassen und ist darin wenig zu irritieren – prominent zu nennen sind die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. *Zweitens* optiert die Theorie für einen bestimmten Umgang mit der Komplexität, der darin besteht, Umweltkomplexität theorieintern zu reduzieren und einen internen Komplexitätsaufbau mittels Unterscheidungen und Begriffen zu praktizieren.⁶⁹ Speziell die-

⁶⁸ „Durch den Begriff *Komplexität* soll bezeichnet werden, daß es stets mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns gibt, als aktualisiert werden können. Der Begriff *Kontingenz* soll sagen, daß die im Horizont aktuellen Erlebens angezeigten Möglichkeiten weiteren Erlebens und Handelns nur Möglichkeiten sind, daher auch anders ausfallen können, als erwartet wurde.“ (Luhmann 1971, 32)

⁶⁹ Im Vorwort zu *Soziale Systeme* heißt es entsprechend: „Die Darstellung der Theorie praktiziert mithin,

ser zweite Punkt ist beachtenswert. Auch in der Geographie wird grundsätzlich nicht bestritten, dass die Welt komplex ist.⁷⁰ Entsprechend hat sich auch die theoretische Diskussion in der Geographie vielfach von Faktortheorien verabschiedet und das gilt bis hinein in die Wirtschaftsgeographie. Die explizite Reduktion – nicht Aufhebung – von Komplexität scheint der Geographie indes nicht geheuer zu sein. Sie scheint darin einen Widerspruch zu ihrer normativen Idee von Vielfalt und Individualität zu sehen. Das Problem ist jedoch, dass auch die Geographie nicht anders kann, als selektiv zu operieren, aber dies eben nicht systematisch beobachtet. Selbst wenn sie also den begrifflichen Komplexitätsaufbau der Systemtheorie negiert und mit ihrer Sprache und Darstellung eng an den empirischen Beobachtungen bleiben möchte, *muss* sie selektieren – das Problem des Tristram Shandy (Sterne 1759-1767). Auf diese Erkenntnis zu verzichten oder sie an den Rand zu drängen, bedeutet letztlich, dass der Selektionsprozess nicht mehr kontrolliert werden kann.

Die intellektuelle Geographiegeschichte *von* und *um* David Harvey kann als sehr plastisches Beispiel für die bisher bestimmten Inkommensurabilitäten zwischen Systemtheorie und Geographie verstanden werden. In der gebotenen Kürze lässt sich sagen, dass Harvey mit *Explanation in Geography* (1969) noch die Position einer erklärenden Wissenschaft vertrat. Er war damit Teil einer geographischen Modernisierungsbewegung, bei der auch Systemtheorien vertreten wurden, gleichwohl nicht die luhmannsche Variante. Nicht zuletzt aufgrund verschiedener Ernüchterungen mit diesem Modernisierungsschub wendete sich Harvey schon bald danach dem Feld der marxistisch-kritischen Sozialwissenschaften zu und markierte diese Wende 1973 mit *Social Justice and the City* (2009 [1973]). Es ist für den kognitiven und metaphysischen Rahmen der Geographie kennzeichnend, dass auch die marxistische Geographie für ihren Reduktionismus später scharf kritisiert werden sollte, und dass sich auch die kritischen Positionen massiv vervielfältigt haben. Interessant ist dabei zu sehen, wie im Fall der Intersektionalitätstheorie versucht wird, diese eigene Vervielfältigung der kritischen Positionen wieder zu integrieren (vgl. Crenshaw 1991; Valentine 2007).⁷¹ Und es ist auch kennzeichnend, dass die von Harvey dezidiert praktizierte Fokussierung auf Gesellschaft und Gesellschaftstheorie wieder aufgebrochen wurde und auch alles nicht-menschliche oder nicht-soziale wieder explizit in den Horizont der Geographie geholt wurde. Am gegenwärtigen Ende dieser Entwicklung will die Geographie noch immer empirisch ergründen, was der Fall ist, aber in ihren

was sie empfiehlt, an sich selbst: Reduktion von Komplexität. Aber reduzierte Komplexität ist für sie nicht ausgeschlossene Komplexität, sondern aufgehobene Komplexität. Sie hält den Zugang zu anderen Kombinationen offen – vorausgesetzt, daß ihre Begriffsbestimmungen beachtet oder theoriestellenadäquat ausgewechselt werden. Wenn freilich das Begriffsbestimmungsniveau aufgegeben werden würde, würde auch der Zugang zu anderen Möglichkeiten der Linienziehung im Nebel verschwinden, und man hätte es wieder mit unbestimmter, unbearbeitbarer Komplexität zu tun.“ (Luhmann 1984, 12)

⁷⁰ Allerdings hat sich die Geographie dem Thema Komplexität dennoch nur selten zugewandt (siehe aber Dirksmeier 2008; Egner 2008b; Ratter/Treiling 2008; Thrift 1999). Thrift sieht die Umgehung des Themas Komplexität in der allgemeinen geographischen Ablehnung gegenüber zu großen Theorien begründet. Die Geographie schrecke davor zurück, mit großen Theorien auf die Vielfalt der Welt zu reagieren. In der Folge klingen geographische Texte allerdings oftmals wie „simple-minded empiricism“ (1999, 32). Das aktuelle Verständnis von Komplexität bleibt in der Regel alltagsweltlich. So argumentieren Oßenbrügge und Vogelpohl, dass die Herausforderung darin bestünde, Komplexität weder zu ignorieren, noch ‚einfach kompliziert‘ zu denken, ohne aber zu sagen, was Komplexität meinen könnte (Oßenbrügge/Vogelpohl 2014b, 9). An Theoriediskussionen zu Komplexität (vgl. z. B. Mainzer 2008; Esposito 2009; Hayles 2008; Luhmann 1991 [1975]-b; Miermont 2005) wird selten angeschlossen.

⁷¹ Ein wesentlicher Impuls dieser Kritik kam aus der feministischen Geographie: „In other words, and simply put, there is a lot more determining how we experience space than what ‚capital‘ gets up to“ (Massey 1993, 60). Vgl. auch die Kritik von Bühler an der marxistischen Geographie, die die Geschlechterthematik nicht adäquat integriert habe (Goetze/Bühler 2013, 142).

theoretischen und politischen Haltungen will sie zugleich wissen und darlegen, was dahinter steckt, und betrachtet die Vielfalt der Welt als einen, wenn nicht gar den zentralen Modus zur Entfaltung von Individualität.⁷²

Harvey schloss *Explanation in Geography* mit einer programmatischen Ankündigung: „By our theories you shall know us“ (1969, 486).⁷³ Gemessen an konstruktivistischen Wissenspositionen kann die Aussage nicht wahrer sein, denn alle Aussagen und Theorien verweisen immer auch auf die involvierten Beobachter und deren Unterscheidungskapazitäten. Allen Aussagen liegen Unterscheidungen zugrunde, die in einem Raum von Freiheit getroffen werden und eher auf unentscheidbare als auf entscheidbare Fragen zielen (von Foerster 2003 [1991], 293; von Foerster/Bröcker 2007). Insofern wissenschaftliche Aussagen aber für gewöhnlich nach Unabhängigkeit von ihrem Entstehungs- und Entscheidungskontext streben, um Geltung zu entfalten, muss die grundlegende Paradoxie irgendwie bearbeitet werden. Und bei diesem Management gehen Geographie und Systemtheorie erneut krass unterschiedliche Wege. Die Systemtheorie setzt auf ihre eigene kognitive Kraft und kontrolliert diese auch. Sie geht davon aus, dass über die wirkliche Welt noch nicht entschieden ist, dass es keinen Welt- und damit auch Begriffsrealismus gibt und dass es folglich nicht reicht, mit geeigneten Begriffen festzustellen, was ist (Luhmann 1971, 25). Ausgehend von der theoriebautechnischen Anweisung (Hard 2008, 264), dass es Systeme gibt, versucht sie sich so zu positionieren, dass sie Dinge entdecken kann, die sie unvorbereitet nicht entdecken könnte. Wenn die Systemtheorie etwas über die soziale Wirklichkeit sagt, dann stellt sie immer in Rechnung, dass es sich um interne Konstruktionen handelt, die sich in der weiteren Kommunikation bewähren müssen. Sie bindet dabei ihre Erkenntnisse so gut und reflektiert wie irgendwie möglich an den schmalen ihr zugänglichen Ausschnitt einer Realität und verzichtet auf Entscheidungen darüber, wie diese Realität zu sein hat.⁷⁴ Der Aufbau der begrifflichen Eigenkomplexität ist ihr Mittel, um Bedeutung aus Daten zu produzieren. Die Geographie, wie auch viele andere Theorien und Disziplinen, entrückt sich in der Regel nicht so stark von der Alltagswelt, startet oftmals beim Sichtbaren⁷⁵ und neigt dazu, im ersten Schritt auch prinzipiell unentscheidbare Fragen normativ zu beantworten oder normative Vorlieben dominanter Diskurse aufzunehmen – so entsteht das Bild und die Norm einer räumlich geordneten und zu bewahrenden Welt der Vielfalt. Auch wenn der Charakter dieser Entscheidung von der systemtheoretischen Entscheidung differiert und eher im- als explizit ist, so ist auch diese Entscheidung oder implizite Setzung als Startunterscheidung zu werten, die die weitere Praxis anleitet. In der Sorge, mit zu vielen Begriffen der Welt das eigene Raster überzustülpen, wird Begriffsarbeit in der Geographie mehrheitlich negativ oder typologisch-klassifizierend betrieben, wenn nicht gleich ganz an die Praxis verwiesen. Angesichts der Tatsache, dass viele in der Wissenschaft wie selbstverständlich verwendete Begriffe normativ überlastet oder hoffnungslos polysem sind, ist diese Sorge keineswegs unberechtigt, auch wenn sich eben über die Konsequenzen daraus streiten lässt.⁷⁶ Im Grunde (und der Systemtheorie entgegengesetzt) scheint

⁷² Vgl. dazu Gibson-Graham und die in der neu verfassten Einleitung ausgedruckte Freude, wie Individuen und Gruppen in einem Geist der Offenheit versuchten, neue Formen der Ökonomie zu ergründen (2006, vii). Das ist Freude über die Möglichkeiten der individuellen Vielfalt in offenen Umwelten. Die Figur wird noch einmal gesteigert, wenn diesen neuen Formen das Recht auf Scheitern zuerkannt wird, ohne dass man aus diesem Scheitern Rückschlüsse auf ein Funktionieren der Ökonomie ziehen müsse: „Alternatives, whatever that disputed term might be taken to mean, are no longer simply jottings in the margins of a central text about global neoliberalization; they are to be considered in their own right, with their own specific and contingent problems and successes, achievements and shortcomings, disappointments and hopeful surprises“ (ebd. vii f.).

eine derartige Theoriearbeit zu glauben, die Probleme der Gesellschaft über richtige und angemessene Motive und Begriffe lösen zu können. Diese Strategie zu kritisieren, ist enorm schwer. Jeder Einwand bringt große Beweislasten mit sich, weil den Wünschen dieser Strategien kaum zu widersprechen ist.⁷⁷ Wo die Systemtheorie Komplexität reduziert (aber dadurch nicht aufhebt), will die Geographie die Weltkomplexität lieber spiegeln oder vorsichtig anschneiden (Mitchell 2014, 125).

All diese Inkommensurabilitäten festzustellen heißt auch zu bedenken, dass das Vergleichenen nicht vollständig aufeinander bezogen werden können. Aus jeder Perspektive ließen sich daher Ergänzungen anfügen und weitere Differenzen benennen (z. B. systemtheoretische Emergenz vs. neuerliche Betonung von *flat ontology*; systemtheoretische Sinnleere vs. motivationale Bedeutung von Normen für wissenschaftliches Arbeiten). Entscheidend und zusammenfassend lässt sich jenseits von Vollständigkeitsansprüchen aber sagen, dass die Systemtheorie der Geographie in ihren einzelnen Elementen keineswegs durchgehend sonderlich fremd ist. Das Gegenteil ist der Fall. Insgesamt aber und aufgrund ihrer nahezu vollständigen Durchrelationierung aller Elemente und ihrer Gesamtgestalt als Supertheorie, das heißt als universalistische und autoreflexive Theorie, erscheint sie der Geographie letztlich *zu* fremd und *zu* radikal.

3.2 Statt eines wertenden Vergleichs: Eine Theoriebilanz

Welche Schlüsse oder gar Bewertungen sind aus den benannten Inkommensurabilitäten zu ziehen? Die Frage kann nach den zahlreichen konstruktivistischen Interventionen unterschiedlicher Couleur nicht mehr umstandslos beantwortet werden. Zurecht und gut begründet haben sie mit zunehmender Radikalität darauf hingewiesen, dass Theorien mit ihren Wahrheits- und Geltungsansprüchen stets als kontingente Perspektivierungen von Realität zu verstehen sind und dass alle Erkenntnisse der sogenannten Realität als interne Konstruktionen der erkennenden Beobachter zu begreifen sind. Im vielleicht radikalsten Modus der konstruktivistischen Theorien, dem philosophisch begründeten Non-Dualismus Mitterers (1992, 2011), wird nicht bloß der Begriff der Wahrheit suspen-

⁷³ Harveys Statement erinnert sehr an das Kriterium der Obszönität: „for if we show Mr. X a painting and he calls it obscene, we know a lot about Mr. X but very little about the painting“ (von Foerster 2003 [1972]-b, 201).

⁷⁴ In diesem Sinn versucht sich die Systemtheorie auch allen transzendentalen oder metaphysischen Aussagen zu entledigen und kann als a-modern gelten, wenn man darunter eine Position versteht, die ohne transzendente Apriori auszukommen versucht (Zierhofer 2002, 14f., 2000).

⁷⁵ Strohmayer (1998, 105) sprach hier vor längerer Zeit schon von der „Hegemonie des Sehens“ oder dem „Primat des Optischen“, dass sich aller Kritik nur langsam auflöse. Man kann sagen, dass der Auflösungsprozess fortgeschritten ist, nicht aber das Optische alle Bedeutung verloren hat.

⁷⁶ Ein Musterbeispiel dafür ist der Begriff *Entwicklung*. Weil der Begriff in der Tat vielfältig konnotiert ist und mit allerlei normativen Verschmutzungen einhergeht (kolonial, eurozentristisch, ökonomistisch etc.), wird er im *Dictionary of Human Geography* sofort auf Distanz gebracht, als Schlüsselwort des 20. Jahrhunderts historisiert und denkbar allgemein als sozialer Wandel umschrieben (Chari 2009, 155). Ein typischer Umgang mit einer solchen Situation besteht in der Delegation des Begriffs an die Praxis, d. h. man will wissen, welche Bedeutung der Begriff bei anderen hat. Entwicklung zum Beispiel als den Übergang von einfachen zu differenzierten Formen oder als Aufbau von Komplexität zu verstehen (z. B. Luhmann 1997a, 51), kommt für die Geographie in der Regel nicht in Frage – selbst ein solch technisierter Begriff scheint ihr zu viele Normen zu enthalten.

⁷⁷ Vgl. dazu die Analyse der beckschen Soziologie und einen theorietechnischen Grund für die schwere Beweisführung: „Beck zu kritisieren fällt insofern sehr schwer, als er im Kontext einer Soziologie, die das Soziale per se für das Politische hält und permanent Sätze schreibt, in denen die grammatischen Subjekte verdoppelt werden müssen, weil Gesellschaft immer auch Macht, Herrschaft, Politik und Staat heißt, keine Wünsche offen lässt.“ (Nassehi 2006, 378)

diert, sondern auch die Referenzialität von Beschreibungen ausdrücklich infrage gestellt. Beschreibungen seien nicht als Relationen zu etwas außerhalb der Beschreibungen zu denken, sondern jeweils als Beschreibungen *so far* und *from now on* (Mitterer 1992, 100). Die epistemologischen Verunsicherungen aller konstruktivistischen Spielarten sind so gewaltig gewesen, dass in einer Gegenbewegung gar eine „Angst vor der Wahrheit“ ausgemacht wurde (Boghossian 2013).

Für die Praxis von Theorie- oder Perspektivenvergleichen erwächst aus diesen Erkenntnissen ein gewaltiges Problem. Die mit dem Konstruktivismus einhergehende und unterschiedlich radikale Kontingenzsetzung von allem hat schließlich nicht allein den Wahrheitsbegriff erschüttert, sondern auch alle Kriterien zur Bewertung von Theorien, Methoden oder Disziplinen als zwar mögliche, aber immer auch anders denkbare Kriterien markiert – zu erwähnen sind etwa Widerspruchsfreiheit, Konsistenz, Verträglichkeit mit anderen Theorien, Prognosefähigkeit, Falsifizierbarkeit, Fruchtbarkeit aber auch Einfachheit und selbstverständlich Kritisierbarkeit. Theorien sind immanente Entwürfe der Welt. Gewiss gibt es die bekannten Versuche, die immanenten Theoriehorizonte mit immer feineren Methoden zu transzendieren und den Beobachter zu invisibilisieren. Doch obgleich es sich dabei um probate Problembearbeitungsmodi handelt, ist auch klar, dass das zugrundeliegende Problem damit nicht gelöst ist. Hinzu kommt, dass auch der altbekannte Realitätsindikator Widerstand von konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Theorien verletzt wurde. Antwortete man seit Kant auf die Frage, wie man feststellen könne, was real sei, mit der Widerständigkeit von Aussagen in der Außenwelt, so liegt dieser Widerstand heute nicht mehr in der Außenwelt, sondern im System selbst, wie Luhmann darlegt. „Die Operationen eines Systems finden Widerstand an anderen Operationen desselben Systems. [...] Jeder Fall von Widerstand ist ein Problem im Verhältnis systemspezifischer Operationen zueinander“ (Luhmann 1995c, 168)⁷⁸ – Immanenz allenthalben.

Pragmatisch und nicht zu unrecht kann man all diesen Interventionen entgegenhalten, dass Wissenschaft noch immer funktioniert. Dies auch deshalb, weil die Gesellschaft Unverständliches und Unerklärbares nur in einem sehr beschränkten Umfang als Wesenseigenschaften der Welt akzeptiert und Antworten auf sehr verschiedene Fragen von der Wissenschaft erwartet – Kausalität tyrannisiert die Moderne (vgl. Walker 1988, 76). Man kann daher sagen, dass die Wissenschaft sich selbst überfordert oder überfordert wird, aber die Funktion der Wissenschaft, die Produktion von wahrheitsförmigen Aussagen, wird man nicht verwerfen können, ohne nicht auch die Wissenschaft in ihrer aktuellen Form aufzugeben.⁷⁹ Konkret wird man zum Beispiel nicht offen und ohne einen massiven Glaubwürdigkeitsverlust eingestehen können, dass Aspekte wie Zufall, Freundschaften, Sympathien, Moden, politische Einstellungen und Nützlichkeit oder Surrogate wie etwa Drittmittel und Impactfaktoren über den Anschluss an wissenschaftliche Aussagen und über die Selektion der damit verbundenen persönlichen Karrieren entscheiden (vgl. Münch 2009; Kriz 2014; Heintz/Merz/Schumacher 2007). Gegen den pragmatischen Einwand der noch immer funktionierenden Wissenschaft wird man allerdings einwenden können, dass die Zahl der skeptischen und auch mächtigen Einwände gegenüber der Wissenschaft groß ist (z. B. Klimawandel, Impfungen)

⁷⁸ Hier sind sich Systemtheorie und Dekonstruktivismus einig: „The resistance to theory is a resistance to the use of language about language“ (de Man 1982, 13).

⁷⁹ Bei diesen wahrheitsförmigen Aussagen geht es nicht mehr um eine transhistorische Wahrheit (Schnädelbach 2002). „Wenn wir naiverweise von ‚wahren‘ und ‚weniger wahren‘ Aussagen sprechen, dann beziehen wir uns damit allenfalls auf ‚einen Unterschied des Grades der Leichtigkeit, mit der man gegen unsere Meinungen Einwände vorbringen kann‘“ (Rorty 1979, zitiert in Joas/Knöbl 2011, 692).

oder dass wissenschaftliches Fehlverhalten zu einem Thema geworden ist. Was also tun? Zurück zur Wahrheit oder allen sagen, dass wir in einer Blase leben? Theorien entlang von Wahrheit und Wahrheitsderivaten vergleichen und vergleichend bewerten oder vielfältige Blasenbildung zulassen?

Die Fragen sind zu gewaltig, als dass hier eine eindeutige Antwort gegeben werden könnte. Sich der Frage des Theorievergleichs aber angesichts dieser Gewaltigkeit ganz zu entziehen, ist höchstens eine Scheinlösung. Gewiss haftet dem Vergleichen ein positivistisches, modernistisches und ideologisches Geschmäckle an, weil Vergleiche eine überlegene Erkenntnisposition und Fortschritt hin zu einer Wahrheit suggerieren, obwohl doch oftmals leicht zu sehen ist, dass auch Vergleiche ihre eigene Selektivität haben und stets der Verdacht mitläuft, dass die Vergleichskriterien dem Vergleichenden zum Vorteil gereichen (vgl. Belina/Miggelbrink 2010, 8). Aufgrund dieser Einwände und aufgrund der epistemologischen Verunsicherungen auf das explizite Vergleichen ganz zu verzichten, bedeutet aber Verzicht auf mögliche Einsichtsgewinne (vgl. Zima 2010, 218ff.). Auch steht bei einem Verzicht auf Vergleiche die Transparenz der Wissenschaft auf dem Spiel. Denn so wie in praktisch jeder wissenschaftlichen Kommunikation eine Geschichte der Wissenschaft entworfen wird (vgl. Wardenga 2013), geht praktisch jeder wissenschaftlichen Kommunikation ein vergleichendes Abwägen voraus – warum diese und nicht jene Theorie, lautet die immer wieder neu zu stellende Frage. Wer sich diesem Prozess nicht stellt, wer die Entwicklung und Begründung von Theorievergleichskriterien aufgrund der genannten Nachteile kategorisch ablehnt, der verkennt, dass gute Vergleiche nicht einfach eine positivistische, modernistische und/oder ideologische Klügelei sind, die hinter konstruktivistische Einsichten zurückfallen. Vielmehr können Vergleiche erstens dazu dienen, in der dialogischen Auseinandersetzung mit der fremden Theorie einer neuen Realität gewahr zu werden – einer Realität als ein Konstrukt der anderen Theorie, wie es Zima formuliert (2010, 213). Hinzu kommt zweitens, dass Vergleiche immer auch Anstrengungen für die Autonomie der Wissenschaft sind. Nur wenn aus der Wissenschaft heraus der Versuch unternommen wird, Theoriebewertungskriterien ihrer Kontingenz und Immanenz zum Trotz zu entwickeln und durchzusetzen, besteht eine berechtigte Hoffnung, sich gegen in anderen Kontexten entwickelte Kriterien zu behaupten.

In der (geographischen) Praxis ist dergleichen aber nicht zu beobachten. Stattdessen dominieren im Umgang mit verschiedenen Theorien zwei Formen respektive Normen. Die erste Umgangsform kann als *Befriedigungsmodus* bezeichnet werden. Sie folgt der Metanorm der Vielfalt – *Diversity* lautet der vielfach auftauchende Schlüsselbegriff.⁸⁰ Geltungs- und Wahrheitsansprüche von Theorien werden nicht mehr in der ästhetischen Form des Kampfes um *die* Sprecherposition ausgetragen, sondern man ist zu einer Kulturalisierungspraxis von Sprecherpositionen übergegangen – so zumindest das Urteil Nassehis für die Soziologie. Wie in einem Zoo werden die Theorien ausge-

⁸⁰ Gebote zur Vielfalt und theoretischen Ökumene finden sich vielerorts in der Geographie – hier drei Gebotsbeispiele: „From a personal position, therefore, I do want ‚to let a thousand flowers bloom‘: to allow and even actively to promote a contemporary human geography which encompasses a whole range of possibilities for dealing with the material and the immaterial, the social and the cultural, often at one and the same time“ (Philo 2000, 44). Deutlich auch das Gebot zur Ökumene bei Abwesenheit von Theorievergleichskriterien bei Weichhart: „Das (durchaus fachpolitisch gemeinte) Fazit lautet also: Akzeptieren wir die Paradigmenvielfalt in der Sozialgeographie und die daraus resultierende Vielfalt an Entwicklungslinien. Sehen wir diese Multiperspektivität ausdrücklich als Vorzug und Stärke des Faches an. Um diesen Vorzug in Wert setzen zu können, sollten wir uns aber um ‚Mehrsprachigkeit‘ bemühen. Sozialgeographen sollten also mindestens zwei Entwicklungslinien ‚beherrschen‘ und allen anderen Richtungen gegenüber zumindest offen sein.“ (Weichhart 2008a, 398). Auch Oßenbrügge (2014, 31) plädiert für Vielfalt und kritisiert und diskreditiert Bartels Kritik an einer solchen ‚viele bunte Blüten-Haltung‘ als „typisch modernistisch“.

stellt und betrachtet, doch in ihren Gehegen bleiben die Theorien „völlig ungefährlich trotz der Demonstration ordentlicher Beißwerkzeuge“ (Nassehi 2006, 65).⁸¹ Im Ergebnis gehen Theorie-diskussionen selten über die simple Feststellung hinaus, dass jede Theorie einen blinden Fleck hat (z. B. Werlen 1995, 513; Weichhart 2008a, 386).⁸² Wollten Schulen früher noch Recht haben, so wollen die Paradigmen heute ihre Ruhe haben (Kaube 2010, 28).

Die zweite Umgangsform kann als *Konfliktmodus* bezeichnet werden. Hier wird einer Gestaltungsnorm gefolgt und ein proaktiver oder eben gestalterischer Umgang mit der Erkenntnis der kontingenten Selbstkonstruktion von Theorien gepflegt: Wenn jede Position bedingt und als ein „travelling discourse“ zu verstehen ist (Gregory 1994, 12; vgl. dazu auch Haraway 1988), dann, so ist speziell in der anglophonen und der kritischen Geographie zu erkennen, soll möglichst nach den eigenen normativen Spielregeln gespielt werden. Heteronormativität wird dann zum Beispiel als zu entlarvendes Übel betrachtet und entsprechend thematisiert, emanzipativen Bewegungen ist der Rücken zu stärken etc. Die Haltung wird politisch, die Themen werden auswechselbar und man gerät in Konflikt mit anderen Normen.⁸³ Ob Einzelne dem Diskurs wirklich entkommen und ihn nach eigenen Regeln gestalten können, wird in der Regel nur selten thematisiert oder gar reflektiert (z. B. Rose 1997; Blomley 2006).

⁸¹ Nassehi schließt die soziologischen Lehrbücher in seine Kritik ein. Für die Geographie muss das Argument leicht modifiziert werden, denn diese ähneln weniger Zooführungen, sondern eher Führungen durch Ahnengalerien, bei denen „Geschichtsbilder auf die jeweils gängige Mode zurechtgetrimmt und dann als Kampfmittel im Zuge der Durchsetzung neuer Ideen instrumentalisiert werden“ (Wardenga 1996, 14). Zumindest ist die Häufigkeit von Lehrtextgliederungen, die sich an Personen und Schulen orientiert, frappant (z. B. Weichhart 2008a). Das Erstaunen wächst, wenn am Ende der Entwicklung die eigene Position präsentiert wird (so etwa bei Bathelt/Glückler 2002; Werlen 2000; als signifikante Ausnahme siehe Gebhardt et al. 2011, hier stellt sich Vielfalt durch das Nebeneinander von verschiedenen Sprecherinnen und Sprecher ein).

⁸² Auf diesem Reflexionsniveau wird die Wahl von Theorien recht einfach begründet. Oft spielen normativ-politische Ambitionen hinein, gerne wird auch betont, dass man etwas anderes sehen möchte und es dazu eben neuer Theorien und auch neuer Methoden bedürfe. Gerade der Hinweis auf theoretische Leerstellen und die Forderung nach neuen Methoden verweisen auf die Unterscheidung von Theorien und Methoden. Diese Unterscheidung erlaubt es grundsätzlich, Theorien und Methoden unter „willkürlichen und vorläufigen Limitierungen in Operation“ zu setzen, „da jede Limitation von der anderen Seite der Unterscheidung her in Frage gestellt und gegebenenfalls ausgewechselt werden kann. Limitationen ohne Limitation also!“ (Luhmann 1992, 403). Solange wenigstens eine der beiden Seiten hinreichend bestimmt ist, fällt der wissenschaftliche Betrieb nicht ins Leere. Mit Blick auf die tendenziell schwache Theorieseite in der Geographie erstaunen die vielen Aussagen und Diskussionen zu Methoden daher nicht. So sind in der Geographie alle in den Sozialwissenschaften bekannten methodischen Forderungen vertreten. Auch ist zu beobachten, dass Theorie-Methoden-Kombinationen prominent sind, bei denen die Beweislast und die Begriffsbildung an die zu erforschende Praxis delegiert werden (vgl. z. B. die Diskussion um *multisited research* (vgl. allgemein Marcus 1995; Kearney 1995; für die Geographie vgl. z. B. Cook 2004; Verne 2012); vgl. auch die Forderung der Akteur-Netzwerktheorie den Akteuren zu folgen und die skeptische Haltung gegenüber der Idee von Theorie (vgl. allgemein Latour 1996; speziell Callon 2006 [1999], 558; für eine pointierte Kritik dieser Strategie vgl. Elam 1999, 2); vgl. für eine Reflexion des Wechselspiels von Theorie und Methode aus der Sicht der in diesem Spiel prominent gewordenen Ethnologie Hahn (2013)).

⁸³ Das ist zumindest ein wichtiger Trend in der jüngeren Geographieggeschichte, der ebenfalls der Systemtheorie nicht in die Hände spielt. In der anglophonen Diskussion findet sich eine Vielzahl von Autorinnen und Autoren, die das politische Engagement explizit fordern und in ihre theoretische Arbeit einweben (z. B. Amin/Thrift 2005; Mitchell 2008; Gibson-Graham 2006). In der deutschsprachigen Geographie war eine solche Praxis hingegen lange nicht selbstverständlich, wurde daher beworben (z. B. von Lindner 2007), eher an den Rändern der Disziplin praktiziert (z. B. Schreibwerkstatt AK Kritische Geographie 2008) und scheint über den Wert der Anglisierung (vulg.: Internationalisierung) derzeit ihren Weg ins Zentrum zu finden (dazu einsichtsreich Belina/Best/Naumann 2009). Ein gutes Beispiel für die Einforderung einer politischen Haltung zeigt sich in Hannahs (2005) lobender Rezension der Dissertation von Schlottmann: Im Grunde gut und aufschlussreich, doch in der Explikation der politischen Haltung rätselhaft.

Die unmittelbaren Effekte beider Modi sind unterschiedlich: Der *Befriedungsmodus* mit seiner Diversitynorm führt zu relativ langweiligen Theoriediskussionen, der *Konfliktmodus* mit seiner Gestaltungsnorm hingegen führt zu direkten aber nicht zwingend wahrheitsförmigen Konfrontationen. Der *Befriedungsmodus* wirkt desintegrierend, weil in der wissenschaftlichen Diskussion kaum mehr für eine Theorie argumentiert wird, indem man eine andere Theorie angreift, herausfordert und sie so integriert (vgl. Nassehi 2013). Der *Konfliktmodus* hingegen geht über Widersacherinnen und Widersacher hinweg respektive verlagert den Streit in den Bereich von politischen Einstellungen (vgl. Goeke 2013). Eine Bewertung dieser Effekte fällt schwer, denn eine Desintegration mag aus der Sicht einer Disziplin negativ sein, doch aus der Sicht einer bestmöglichen Organisation von Wissensfeldern ist sie vielleicht eher zu begrüßen (vgl. dazu Campbell 1969; Stichweh 2008b). Ein Problem wird aber sowohl vom *Befriedungsmodus* als auch vom *Konfliktmodus* nur leidlich bearbeitet. Die Vernachlässigung der Diskussion um wissenschaftsinterne Normen, die immer auch ein Streit um Werte ist, öffnet Tür und Tor für wissenschaftsexterne Kriterien.⁸⁴

Ein Plädoyer für bestimmte Theorienormen verbietet sich an dieser Stelle. Es würde entweder allzu durchsichtig systemtheriefreundliche Kriterien hervorheben oder aber schizophoren wirken. Daher soll lediglich bilanziert werden, welche theoretischen Möglichkeiten sich die Geographie vergibt, wenn sie die Systemtheorie auch weiterhin nicht und nur selten rezipiert. Dieser Bilanz liegt die Annahme zugrunde, dass gute Ideen auch in der Wissenschaft knapp sind und nicht verschenkt werden sollten. Abstrahiert man von unzähligen interessanten Einzelerkenntnissen, die sich eventuell auch in anderen Theorien finden lassen, und sieht man zudem von etwaigen Vorteilen bestimmter Sachtheorien wie etwa zu Risiko oder zu Organisationen ab, dann bleiben drei Aspekte. Sie kommen schlicht und knapp daher, sind aber mitunter krass different von den aktuellen theoretischen Mitteln in der Geographie.

- i. Die differenzierungstheoretisch strukturierte und somit post-ontologische Systemtheorie verfügt über ein hohes Auflösungs- und Differenzierungsvermögen – sie rechnet daher zum Beispiel mit (lokaler) Mikrodiversität *und* mit (globalen) Strukturen. Ihr Auflösungs- und Differenzierungsvermögen gewinnt sie mit ihren zahlreichen informationsgenerierenden Unterscheidungen, die sie in ihrer zirkulären Theoriearchitektur absichert. Dabei vertraut sie auf die kognitive Stärke theoretischen Denkens (Stichweh 2001, 9101). Ihr komplexes Beschreibungsinstrumentarium ist nicht *l'art pour l'art*, sondern die konsequente Antwort auf die Erkenntnisse des Konstruktivismus. Der theorieinterne Komplexitätsaufbau kann unmöglich zu einer Abbildung der Welt führen, wohl aber zu einer viableren Aufschlüsselung der Welt und zum Ausschluss leichtgängiger Irrtümer, so Luhmann. Das mache die Sache zwar schwieriger, aber vielleicht auch attraktiver (Luhmann in Luhmann/Schülert 1988 [2014], 70).
- ii. Die Systemtheorie entrückt sich von Beginn an von gewöhnlichen Perspektiven, pflegt diese Verschobenheit und setzt auf inkongruente Perspektiven. Sie positioniert sich in all ihren Teilbereichen so, dass ungewöhnliche Erkenntnisse wahrscheinlich werden. Unge-

⁸⁴ Die genannten epistemologischen Verunsicherungen sind nicht der einzige Grund für eine sich in Teilen der Wissenschaft verstärkende Politisierung. Als weitere Gründe zu nennen sind die Etablierung einer *professional-managerial class* in der Wissenschaft sowie eine stärkere politische Inanspruchnahme der Wissenschaft durch die Politik (vgl. Haß/Müller-Shöll 2009; Kaube 2009, 2013). Für die Geographie speziell kommt hinzu, dass sie sich immer schon stark an außerwissenschaftlichen Kontexten und deren Bedürfnissen orientiert hat (vgl. als historisches Beispiel Schultz 1989; für das Argument siehe auch Goeke/Moser 2011a).

wöhnlich heißt dabei nicht spektakulär, zumal die Systemtheorie immer auf den Beobachtungen anderer aufbaut (Pfeiffer 1998, 86) und nüchternen Realismus betreibt. Ungewöhnlich heißt vor allem, dass die von ihr angefertigten Beschreibungen nicht unmittelbar in den beobachteten Systemen anschlussfähig sind respektive dort schon verhandelt werden. Ihre zentrale methodologische Schlussfolgerung ist, der komplexen Theorie zum Trotz, denkbar einfach und kreativitätsfördernd: *Observing Systems* ist die Grundaufgabe (und eine wesentliche Grundannahme). Darüber hinaus regt sie zum interdisziplinären Lernen und zum Vergleichen an und setzt eine nicht enden wollende Suche nach dem kontingenten Verhältnis von Problemen und ihren Lösungen oder Problembearbeitungsmodi in Gang. Entsprechend sind, gleichwohl auch in diesem Text mit dem Begriff der Architektur ein statisches Bild hervorgerufen wurde, Bewegungen aus dem Netzwerk des schon Gesagten leichter möglich als orthodoxe Auslegungsversuche der Systemtheorie es manchmal suggerieren.

- iii. Die Systemtheorie ist sich in aller Konsequenz der Beobachtungsabhängigkeit aller Erkenntnisse und damit auch ihrer eigenen Einsichten bewusst. Sie betreibt mit dem Anschluss an die Beobachtungstheorie ein entsprechendes Paradoxienmanagement und kommt in sich selbst wieder vor. Daher ist sie nicht aversiv gegen die Anwendung ihrer Erkenntnisse auf sie selbst.⁸⁵

⁸⁵ Egner (2008a, 179-182) ist bezüglich der Empfehlungen deutlicher und leicht gegenstandsbezogener. Sie formuliert dezidiert fünf systemtheoretische Versprechen für die Geographie als Ganzes. *Erstens* ließen sich mit der Systemtheorie bereits vorhandene Annahmen von Systemen in der Welt schärfen und konkretisieren. *Zweitens* würden systemtheoretische Geographien das Potenzial für eine stärkere Integration der beiden geographischen Teilbereiche in sich bergen, weil natur- und sozialwissenschaftliche Grundlagen gleichermaßen bedacht seien und eine gemeinsame Sprache die Chance für gegenseitiges Verständnis erhöhe. *Drittens* sei die Systemtheorie sachlich nicht festgelegt. Lediglich das Denken in Unterscheidungen sei zwingend mit ihr verbunden. *Viertens* stehe die Systemtheorie als eine der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Metaerzählungen für anspruchsvolle gesellschaftstheoretische Diskussionen. *Fünftens* bestehe die Chance, die Geographie über die Systemtheorie an wichtige interdisziplinäre Entwicklungen heranzuführen (z. B. Kybernetik, Chaos- und Komplexitätsforschung).

4. Meine Beiträge in der Übersicht

Die bisherigen Erörterungen machten auf zentrale Verfassheiten von Systemtheorie und Geographie aufmerksam und bezogen diese aufeinander. Dabei wurde auf Inkommensurabilitäten hingewiesen und gleichzeitig ein Horizont aufgespannt, der eine mögliche, aber keinesfalls zwingende Kontextualisierung der einzelnen Beiträge dieser kumulativen Habilitation erlaubt. Dem ist hinzuzufügen, dass meine Beiträge nicht beanspruchen, stets im vollen Bewusstsein um diese Differenzen verfasst worden zu sein, und sie beanspruchen auch nicht, die einzig wahre Variante der Systemtheorie zu praktizieren. Was stattdessen geboten wird, ist ein fallorientiertes systemtheoretisches Argumentieren im Horizont der Geographie oder mit Blick auf die Geographie. Dieses Vorgehen hat seine Gründe. Ausgeschlossen wurde damit der Weg des klassischen Theorieimports von Großer Theorie.⁸⁶ Statt also zu versuchen, die Systemtheorie konfrontativ und en bloc in die Geographie einzuführen,⁸⁷ habe ich versucht, mit meinen Artikeln zu sehr unterschiedlichen Themen in der Geographie einen systemtheoretischen Beitrag zu leisten. Der Geographie durch systemtheoretische Perspektivierungen sachlich und disziplinar erweiterte konzeptionelle Möglichkeiten zu eröffnen, geschah nicht allein über diese Beiträge, sondern auch im Rahmen des von mir maßgeblich gestalteten und von der DFG geförderten Netzwerks *Systemtheoretische Geographie*.⁸⁸

Dieses Vorgehen hat auch Nachteile. Systemtheoretische Perspektivierungen an unterschiedlichen geographischen Themen zu erproben erfordert viel Zeit und gescheiterte Versuche lassen sich nicht als Leistung darstellen. Zu den Nachteilen eines solchen Versuchs gehört auch die praktizierte Deutschsprachigkeit. Auf deutsch zu publizieren und ein deutschsprachiges Publikum zu adressieren wird zunehmend häufiger und gänzlich unabhängig vom Inhalt als begründungspflichtige Minderleistung im Vergleich zu englischen Texten gewertet. Die Gebundenheit von Erkenntnis an die

⁸⁶ Gegen die Importoption spricht die Erfahrung. Explizite Theorieimporte in der Geographie zeigen, dass derartige Arbeiten zwar als Leistung gewürdigt werden, die Kreativität der ursprünglichen Theorien dabei aber oft Einbußen erfährt, die Importeure, meist Männer, gelegentlich als Jünger und Adepten diffamiert werden und (spätestens) beim nächsten Adaptionsschritt in der Geographie deutliche Trivialisierungen drohen (vgl. dazu z. B. die Interviews mit Werlen und Klüter in Schmidt 2004). Systemtheoretische Arbeiten sind vor diesen Problemen nicht ausgenommen, wie etwa die an sich gute Habilitationsschrift von Egner zeigt (2008a). Mit Blick auf den Diskussionstand in der Geographie verzichtet Egner aber leider auf eine Weiterentwicklung der Systemtheorie zum gewählten Thema (Gesellschaft – Mensch – Umwelt) und zeigt stattdessen auf, wie das Thema systemtheoretisch gefasst wird. Dadurch erhält die Arbeit einen exegetisch-importhierenden Modus, wirkt dozierend-besserwisserisch, verliert die Kreativität der Systemtheorie, vermaledeit gar die Lust an der inkongruente Perspektive und trägt kaum mehr etwas zur Systemtheorie bei (vgl. dazu die Rezensionen von Zierhofer 2010; Goeke 2011a). Hinzu kommt, dass Große Theorie insgesamt nicht en vogue ist (vgl. Eagleton 2004) und die Zeit derartiger Importe angesichts der überall anzutreffenden Vielstimmigkeit vorbei ist.

⁸⁷ Angesichts fest etablierter Selbstbilder haben frontale Dekonstruktionen in der Regel ohnehin wenig Aussicht auf Erfolg. Sie geschehen zudem in dem irigen Bewusstsein, dass es so etwas wie einen kontextunabhängigen Theoriefortschritt gibt.

⁸⁸ Der Versuch, die Systemtheorie im Rahmen eines relativ hierarchiefreien Netzwerkes zu etablieren, ist zugleich eine Entscheidung gegen den Versuch einer machtvollen Etablierung der Theorie. Eine Etablierung von Theorien mit autoritärer Macht und expliziter Schulbildung widerspricht nicht allein wissenschafts- und allgemeinethischen Gründen, sondern auch, aller Hermetik zum Trotz, dem systemtheoretischen Impetus. Eine solche Abneigung gegenüber intentionalen Machtausübungen mag im aktuellen Wissenschaftsbetrieb naiv wirken und ist vielleicht ein Mosaikteil zum Verstehen der marginalen Stellung der Systemtheorie. Aber was ist eine Theorie wert, wenn sie vorgibt auf Lernen ausgerichtet zu sein, aber mittels autoritärer Macht vertreten werden muss? Man kann auch die Tragikkomik betonen, die es hat, wenn Autoren (und hier kommen mir nur Männer in den Sinn) sich darum bemühen, ihre Bedeutung in der Wissenschaft im Medium der Macht zu sichern oder, wie etwa im Fall von Jacques Derrida, noch kurz vor dem eigenen Ende geradezu zwanghaft den eigenen Einfluss zu sichern versuchen (vgl. Englert 2014).

semantischen und syntaktischen Mittel einer Sprache wird dabei allen Vielfaltsbeteuerungen zum Trotz oft übersehen (vgl. zur Bedeutung von Sprache für den Strukturaufbau von Gesellschaft Deutscher 2012; Everett 2010). Auch steigen die Irrtumswahrscheinlichkeiten bei einem solchen Vorgehen, weil nicht immer vollständig notiert werden kann, auf welchen Prämissen systemtheoretisches Arbeiten beruht. Dennoch: Mit Blick auf eine vielleicht steigende Bedeutung von Theorie-Cocktails und eine zunehmende Zahl von Übersetzungen der luhmannschen Systemtheorie ins Englische ist zu erwarten, dass systemtheoretische Theoriefiguren ein Mindestmaß an Relevanz behalten werden.⁸⁹

Selbstkritisch ist diesen Nachteilen mit Blick auf die eigenen Arbeiten und die Arbeiten von Kolleginnen und Kollegen hinzuzufügen, dass eine systemtheoretische Geographie stärker als bisher darauf achten muss, dass Gedanken nur überleben, wenn sie arbeiten, sich ausbreiten und austauschen und dabei Allianzen eingehen (vgl. Goodchild 1996, 211). Der wiederkehrende Eindruck epigonalen Wiedergebens systemtheoretischer Theorieformeln im Duktus der reinen Lehre ist da kein Vorteil – auch wenn man einwenden mag, dass andere Theorien auf ähnlichen Formeln beruhen, die allerdings nicht ausgesprochen werden, weil mehrheitlich an sie geglaubt wird. Im Sinne einer Strategie zur Etablierung der Theorie in der Geographie wäre zukünftig auch stärker die Praxistauglichkeit⁹⁰ zu betonen. Auch ist mehr Sensibilität für die Spannung zwischen den scharf geschnittenen systemtheoretischen Raumbegriffen einerseits und den vielen (homonymen) Raumbegriffen in der Geographie und der Alltagswelt andererseits gefordert.

Welcher Weg mehr Resonanz erzeugt, kann hier unmöglich entschieden werden. Mein Bemühen oder präziser mein Beitrag für die Geographie entspricht letztlich dem Sinn des ethischen Imperativs Heinz von Foersters, stets so zu handeln, dass die Zahl der Auswahlmöglichkeiten steigt (2003 [1973], 227) – auch wenn die Konzentration auf die Systemtheorie vordergründig begrenzend erscheint. Die konkrete Steigerung von Auswahlmöglichkeiten für die Geographie wurde in zwei verschränkten Feldern versucht: Im Bereich einer systemtheoretischen Geographie wurde versucht, geographische Fragen systemtheoretisch zu bearbeiten. Im Bereich der mit systemtheoretischen Mitteln beobachteten Geographie als Disziplin wurde versucht, die Geographie über die Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen ihrer Perspektiven zu informieren.

4.1 Systemtheoretische Geographie

Den Auftakt im Bereich der systemtheoretischen Geographie machen zwei wirtschaftsgeographische Aufsätze zu den Themen Kreativwirtschaft (Goeke 2011b) und Markt (Goeke/Moser 2011b).

⁸⁹ Auch Luhmann wird gelegentlich entdeckt! So etwa von Stark (2013), der über die Arbeiten von Esposito (z. B. 2013) auf die Beobachtungstheorie und damit auch auf Luhmann aufmerksam wird.

⁹⁰ Für gewöhnlich wird der Systemtheorie eine geradezu gigantische Distanz zur Praxis unterstellt. Deutlich zu sehen ist eine solche Unterstellung in einer eigentlich wohlgesonnenen Rezension von Felgentreff: Der von Egner/Pott (2009) vorgestellte beobachtungstheoretische Risikobegriff wird mit anwendungsbezogenen Perspektiven kontrastiert. Systemtheorie wird so als theoretische Spielerei qualifiziert, die der Praxis nicht hilft (Felgentreff 2012, 249). Im Grunde ist das das Schicksal von Gerhard Hard. Seine vom Konstruktivismus motivierte Kontingenzsetzung von allem (vgl. Goeke 2014) ist der Geographie bis heute suspekt geblieben. Aber eine derart unterstellte Distanz der Theorie zum Handeln ist nicht so eindeutig, denn in dieser Distanz wachsen offensichtlich Freiheitsgewinne und Einsichtschancen, die auch der Praxis gut tun. Dies zeigen Beispiele wie die Prominenz der Systemtheorie in der Organisationsberatung (Wimmer/Meissner/Wolf 2009) und in der klinischen Familienforschung und -therapie (Simon 2000), meine wissenschaftlichen Begleitforschungen (z. B. Goeke 2010b) oder die Praxisbezüge der Arbeitsgruppe Regionalwissenschaften am Geographischen Institut der Universität Potsdam (z. B. Wilhelm 2012).

Sie zielen beide auf Begriffsklärungen und -prägungen ab. So kann mit Blick auf die zahlreichen Diskussionen zur Kreativwirtschaft argumentiert werden, dass letztlich unklar geblieben ist, wie die Kreativwirtschaft sich selbst von anderen Wirtschaftsbereichen unterscheidet. Es werden also die praktischen Regeln der Unterscheidung aufzudecken versucht. Zur genaueren Bestimmung greife ich in diesem Fall auf die prominente Medium|Form-Unterscheidung von Heider (1926) und auf die wirtschaftssoziologischen Ausführungen der Systemtheorie zurück (Luhmann 1994; Baecker 2006). Plädiert wird für den theoretisch schärferen Begriff der (immateriellen) Medien|Formwirtschaft. Ganz ähnlich ist das Anliegen im mit Evelyn Moser gemeinsam verfassten Aufsatz zum Markt. Märkte, so die Ausgangsbeobachtung, sind nicht nur omnipräsent, sondern werden auch von verschiedenen Disziplinen thematisiert und problematisiert, mit verschiedenen Normen bewertet und von verschiedenen Akteuren unterschiedlich erlebt. Diese Multiperspektivität hat indes nicht zu einem begrifflichen Konsens von Markt geführt. In Auseinandersetzung mit theoretischen Argumenten über Märkte und mit Hilfe der Systemtheorie entwickelt der Artikel einen robusten und viablen Marktbezug. Markt findet statt, so die Quintessenz, wenn sich die beiden auf Preise als Flucht- und Kristallisationspunkt bezogenen Prozesse der Tauschkommunikation und Konkurrenzbeobachtung miteinander verschränken. Dabei entsteht Markt als die innere Umwelt des Funktionssystems Wirtschaft, die aufgrund der unterschiedlichen Positionen und Projektionen der Konkurrierenden für jedes teilnehmende System eine andere und zugleich für alle dieselbe ist.

Der Beitrag über die räumlichen Konditionen und die Kontrolle des Raums durch Netzwerke und soziale Systeme lässt sich von einer vor allem in der Physik betriebenen allgemeinen Netzwerkforschung irritieren (Goeke/Zehetmair 2015). Als hauptverantwortlicher Autor greife ich mit Swen Zehetmair Behauptungen auf, dass (erd-)räumliche Konditionen zumindest für den Struktur- und Aufbau von einfachen Netzwerken hoch relevant seien und dass die jeweiligen Netzwerkformen entscheidend für die (Un-)Möglichkeit von bestimmten sozialen Ereignissen seien (Barthélemy 2011). Beide Behauptungen sind empirisch reichhaltig unterlegt, vertragen sich aber dennoch nicht unmittelbar mit konstruktivistischen Sozial- und Gesellschaftstheorien und damit auch nicht mit der Systemtheorie. Im Beitrag wird versucht, die Irritation so lange wie möglich bestehen zu lassen, das heißt die netzwerktheoretischen Erkenntnisse nicht sofort als beobachtungsabhängige Artefakte systemtheoretisch zu internalisieren. Stattdessen werden die Dissense mithilfe eines von der Kybernetik inspirierten Kontrollbegriffs aufzulösen versucht. Im Ergebnis plädieren wir für eine stärkere Beachtung von für die Gesellschaft relevanten Umwelten wie etwa (Erd-)Raum und technisch-materiellen Netzwerken, ohne dabei systemtheoretische Denkfiguren aufzugeben.

Die beiden Editorials verstehen sich als Zusammenfassungen und Impulse. Im mit Roland Lippuner gemeinsam verfassten Editorial zum Themenheft *Geographien Sozialer Systeme* (Goeke/Lippuner 2011) wird der Diskussionsstand zu Raum innerhalb der Systemtheorie resümiert und darauf hingewiesen, dass Raum in Luhmanns Theorie sozialer Systeme zwar nicht an zentraler Stelle vorkommt, die Systemtheorie aber keineswegs blind ist für raumbezogene Problemstellungen. Im ebenfalls gemeinsam verfassten Editorial zum Sammelband *Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme* (Goeke/Lippuner/Wirths 2015b) gehen Roland Lippuner, Johannes Wirths und ich über den klassischen systemtheoretischen Rahmen hinaus. Gebündelt werden zunächst verschiedene sozialwissenschaftliche Suchbewegungen der jüngeren Zeit. Dabei meinen wir zu erkennen, dass es grundsätzlich um Fragen geht, wie sich gesellschaftliche Raumordnungen im Zuge einer Ökologisierung, Mediatisierung, Globalisierung und Technisierung der Weltverhältnisse ver-

ändern. Die Möglichkeiten der (Neu-)Gestaltung gesellschaftlicher Raumordnungen müssen dabei aber mit einem vielfach besiedelten Außen rechnen, das von der Gesellschaft aus nicht durchgreifend kontrolliert werden kann. Im Horizont, aber nicht mehr ausschließlich im Rahmen der Systemtheorie zeigen wir, dass eine gesellschaftliche Kontrolle des Raums auf der Basis der sozialen Konstruktion von Raum als eine fortlaufende Sequenz von Kontrollversuchen gedacht werden kann, das heißt als ein ständiges Überprüfen und Nachjustieren bestehender Raumordnungen. Im Ergebnis zeichnen sich Perspektiven einer allgemeinen Ökologie im Sinne eines Denkens in Nachbarschaften ab, wie sie auch an anderen Stellen vorgetragen wird (z. B. Hörl 2011, 2013).

4.2 Geographie systemtheoretisch

Parallel zu den genannten Arbeiten habe ich mich mit der Geographie als Disziplin auseinandergesetzt. Dies beginnt im Anschluss an meine Dissertation mit einer Hinterfragung von geographischen Denktraditionen in der Migrationsforschung (Goeke 2007b). Die Ausgangsbeobachtung war, dass sich die (geographische) Migrationsforschung einer allgemeinen Beliebtheit erfreut, ihr theoretischer Ertrag wie auch ihr intellektueller Reiz allerdings eher gering sind. Fallorientiert entwickle ich die These, dass sowohl kritische wie affirmative Migrationsforschungen ein relativ ungebrochenes Verhältnis zum untersuchten Gegenstand haben. Die Probleme und Lösungshorizonte werden also nicht von der Wissenschaft definiert, sondern von Anderen vorgegeben und dann wissenschaftlich bearbeitet – die geforderte Problematisierung des konventionell Selbstverständlichen bleibt aus (vgl. Weber 1985 [1917], 502). Als Ausweg wird eine gesellschaftstheoretische oder konkreter eine systemtheoretische Einbettung der Migrationsforschung vorgeschlagen.

Weil sich Wissenschaft trotz der immer wieder geforderten Autonomie und Entrückung nicht allein in scholastischen Debatten erschöpfen soll, skizziere ich in einem weiteren Artikel die Möglichkeiten von öffentlicher Wissenschaft am Beispiel der mir gut vertrauten wissenschaftlichen Begleitforschung (Goeke 2009). Die zwei Leitfragen lauten: Erfüllen Begleitforschungen die normativen Anforderungen an Wissenschaft oder machen sie sich zum Büttel einer Gesellschaft im Kontrollwahn (vgl. Power 1997)? Welche Chancen für die Durchsetzung von wissenschaftlicher Wahrheit und Wissen gibt es? Der Beitrag diskutiert die Grenzen von wissenschaftlichen Begleitforschungen und formuliert den bescheidenen Vorschlag, lediglich die Erhöhung des Reflexionsniveaus bei Handelnden anzuregen.

Die fünf übrigen Artikel in diesem Bereich richten sich allein auf die Geographie oder auf Ausschnitte der Disziplin. Im Beitrag zur inneren Wissensstruktur kommen systemtheoretische Figuren sehr dosiert zu Anwendung. Gemeinsam mit Johannes Glückler untersuche ich mit den Mitteln der Netzwerkanalyse, wie sich die Wissensstrukturen der Geographie jenseits normativer Organisationspläne darstellen (Glückler/Goeke 2009). Unter Rückgriff auf die Selbstbeschreibungen und -kategorisierungen der VGDH-Mitglieder zeigt der Artikel, welche Stellung unterschiedliche Arbeitsbereiche in der Geographie zueinander haben. Der Analyse liegt die Annahme zugrunde, dass in den Arbeitsbereichen Wissen beständig produziert und bestritten wird und die Aktivitäten einzelner Personen in unterschiedlichen Arbeitsbereichen eine wichtige Basis für den Wissenstransfer von einem Arbeitsbereich zu einem anderen ist. Vier Arbeitsbereichtypen werden unterschieden: Legitime Giganten, Spezialisten, Integratoren und eine Residualkategorie.

Der Beitrag zu Raum als Kontingenzformel, erneut gemeinsam mit Evelyn Moser verfasst, ist sowohl in der Anwendung der Systemtheorie wie auch im Urteil deutlich radikaler (Goeke/Moser

2011a). Ausgangspunkt der Untersuchung ist der ambivalente Charakter der (Human-)Geographie. Organisatorisch ist sie relativ gut etabliert, doch ihre Forschungsbeiträge spielen in der Wissenschaft eine untergeordnete Rolle. Diese Leistungs- und Erfolgsdifferenz legt eine stärkere Differenzierung zwischen dem *Forschungsfeld* einer Disziplin und ihrer Etablierung als *Fach* nahe. Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung kann erstens verdeutlicht werden, dass es der Geographie auf der Grundlage ihrer Kontingenzformel Raum nicht gelungen ist, ihre Gegenstandsorientierung durch eine distinkte forschungsfeldkonstituierende Problemstellung zu ersetzen. Diese Schwierigkeit lässt sich aus systemtheoretischer Perspektive auf die Dualität von Raum als Medium und Materie sowie auf das Primat funktionaler Differenzierung und den damit verbundenen thematischen Zuständigkeiten sozialwissenschaftlicher Disziplinen in der modernen Gesellschaft zurückführen. Ausgehend von der Annahme der steten Relevanz von Raum erscheint die Geographie stattdessen als Disziplin multipler Orientierung. Ihre dennoch erfolgreiche Etablierung als Fach, so die zweite These, fußt auf außerwissenschaftlichen Anlehnungskontexten (hauptsächlich Bildung und Erziehung), über die gesellschaftliche Legitimität hergestellt wird.

Mein wissenschaftlicher Kommentar (Goeke 2012a) zu einer Netzwerkanalyse der Geographie (Steinbrink et al. 2010) baut auf diesen Erkenntnissen auf. Es wird die These entwickelt und vertreten, dass das in der Netzwerkanalyse sichtbare hohe Maß an „Personalisierungen“ (Heintz/Merz/Schumacher 2007) seinen Grund in der fehlenden Disziplintheorie hat. Personalisierungen und Diskriminierungen sind auch Gegenstand eines Interviewbeitrags mit Elisabeth Bühler (Goeke/Bühler 2013). Entlang der Biografie Bühlers und dem Fall der geographischen Geschlechterforschung kann gezeigt werden, in welchen Kontexten sich die Geschlechterforschung in der Geographie etablieren konnte und wie sie mit den aufgedeckten Ungleichheiten umgeht. Im Fall der Person Elisabeth Bühler wird deutlich, wie stark sich die männlich dominierte und hierarchisch regulierte deutschsprachige Universität auf Bedingungen für die Möglichkeit von Erkenntnissen durchschlägt und wie sehr Zufälle und bestimmte Entwicklungslagen die Etablierung von später als wahr und relevant anerkanntem Wissen beeinflussen.

Der letzte Beitrag in diesem Feld widmet sich den Programmen kritischer Geographien und ihren Effekten (Goeke 2013). Kritische Geographien beanspruchen bekanntlich einen Sonderstatus: Sie möchten nicht allein das wissenschaftstypische Ziel der systematischen Gewinnung und Bereitstellung von Wissen verfolgen, sondern in gleichrangiger Position und integrierter Weise die aus ihrer Sicht beklagenswerten gesellschaftlichen Verhältnisse in unterschiedlicher Radikalität ändern. Diese für die Wissenschaft besondere Programmatik ist nicht nur riskant, weil sich die beiden Ziele wechselseitig zu unterminieren drohen, sondern auch die Quelle von grenzenlosen Konflikten. Der Beitrag zeigt auf, dass die Ursache für die vielfältigen Konflikte im besonderen Umgang mit dem paradoxen Status von Erkenntnis liegt respektive dass kritische Geographien nicht zwischen Handeln und Erleben unterscheiden (können/wollen).

5. Literatur

- Abbott, A. (1999): *Department & Discipline*. Chicago: University of Chicago Press.
- Abbott, A. (2001): *Chaos of Disciplines*. Chicago: University of Chicago Press.
- Alexander, J. C. (1982): *Theoretical Logics in Sociology*. Vol. 1, Positivism, Presuppositions, and Current Controversies. Berkeley: University of California Press.
- Amann, K. und Hirschauer, S. (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: S. Hirschauer und K. Amann (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 7-52.
- Amin, A. und Thrift, N. (2005): What's Left? Just the Future. In: *Antipode* 37(2), 220-238.
- Amstutz, M. und Fischer-Lescano, A. (2013) (Hrsg.): *Kritische Systemtheorie. Zur Evolution einer normativen Theorie*. Bielefeld: Transcript.
- Bachelard, G. (1978): *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beiträge zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bachmann-Medick, D. (2010): *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt.
- Baecker, D. (2000): *Wozu Kultur?* Berlin: Kadmos.
- Baecker, D. (2002): *Wozu Systeme?* Berlin: Kadmos.
- Baecker, D. (2005) (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Systemtheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baecker, D. (2006): *Wirtschaftssoziologie*. Bielefeld: Transcript.
- Baecker, D. (2007a): *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, D. (2007b): *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, D. (2013): *Beobachter unter sich*. Berlin: Suhrkamp.
- Baecker, D. (2015): Raum, formtheoretisch betrachtet. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): *Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme*. Wiesbaden: Springer VS. 37-47.
- Baecker, D. und Kluge, A. (2003): *Vom Nutzen ungelöster Probleme*. Berlin: Merve.
- Bahrenberg, G. und Kuhm, K. (1999): Weltgesellschaft und Region – eine systemtheoretische Perspektive. In: *Geographische Zeitschrift* 87(4), 193-209.
- Barabási, A.-L. (2003): *Linked. How Everything Is Connected to Everything Else and What It Means for Business, Science, and Everyday Life*. London: Plume.
- Baraldi, C.; Corsi, G. und Esposito, E. (1997) (Hrsg.): *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bardmann, T. M. und Baecker, D. (1999) (Hrsg.): »Gibt es eigentlich den Berliner Zoo noch?« *Erinnerungen an Niklas Luhmann*. Konstanz: UVK.
- Barnes, T. J. (1998): Envisioning Economic Geography: Three Men and their Figures. In: *Geographische Zeitschrift* 86(2), 94-105.
- Barnes, T. J. (2004): The Rise (and Decline) of American Regional Science: Lessons for the New Economic Geography? In: *Journal of Economic Geography* 4(2), 107-129.
- Barnes, T. J. (2006): Lost in translation: Wirtschaftsgeographie als »trading zone«. In: C. Berndt und J. Glückler (Hrsg.): *Denkanstöße zu einer anderen Geographie der Ökonomie*. Bielefeld: Transcript. 25-46.
- Barnes, T. J. (2009a): Functionalism. In: D. Gregory; R. Johnston; G. Pratt; M. Watts und S. Whatmore (Hrsg.): *The Dictionary of Human Geography*. Chichester: Wiley-Blackwell. 265-266.
- Barnes, T. J. (2009b): Economic Geography. In: R. Kitchin und N. Thrift (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*, Vol. 3. Amsterdam: Elsevier. 315-327.
- Bartels, D. und Hard, G. (1975): *Lotsenbuch für das Studium der Geographie als Lehrfach*. Bonn.
- Barthélemy, M. (2011): Spatial Networks. In: *Physics Reports* 499(1-3), 1-101.
- Bassin, M. (2000): Studying Ourselves: History and Philosophy of Geography. In: *Progress in Human Geography* 24(3), 475-487.
- Bathelt, H. und Glückler, J. (2002): *Wirtschaftsgeographie. Ökonomische Beziehungen in räumlicher Perspektive*. Stuttgart: Eugen Ulmer.

- Beier, C. (1995): Dezentralisierung und Entwicklungsmanagement in Indonesien. Beobachtungen zur politisch-administrativen und wissenschaftlichen Kommunikation: Ein system-theoretischer Versuch. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik. (= Sozialwissenschaftliche Studien zu internationalen Problemen, Bd. 198).
- Belina, B.; Best, U. und Naumann, M. (2009): Critical Geography in Germany: From Exclusion to Inclusion via Internationalisation. In: *Social Geography* 5(1), 47-58.
- Belina, B. und Miggelbrink, J. (2010): Hier so, dort anders. Zum Vergleich von Raumeinheiten in der Wissenschaft und anderswo. In: B. Belina und J. Miggelbrink (Hrsg.): Hier so, dort anders. Raumbezogene Vergleiche in der Wissenschaft und anderswo. Münster: Westfälisches Dampfboot. 7-39. (= Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis, Bd. 6).
- Berger, J. (2003): Neuerliche Anfragen an die Theorie der funktionalen Differenzierung. In: H.-J. Giegel und U. Schimank (Hrsg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 207-230.
- Berndt, C. und Boeckler, M. (2009): Geographies of Circulation and Exchange: Constructions of Markets. In: *Progress in Human Geography* 33(4), 535-551.
- Berndt, C. und Boeckler, M. (2011): Geographies of Markets: Materials, Morals and Monsters in Motion. In: *Progress in Human Geography* 35(4), 559-567.
- Birnstiel, K. (2015): In den Trümmern der Moderne. In: *Süddeutsche Zeitung* 71(29), 5.2.2015, 21.
- Blomley, N. (2006): Uncritical Critical Geography? In: *Progress in Human Geography* 30(1), 87-94.
- Blühdorn, I. (2000): An Offer One Might Prefer to Refuse. The Systems Theoretical Legacy of Niklas Luhmann. In: *European Journal of Social Theory* 3(3), 339-354.
- Boeckler, M.; Dirksmeier, P. und Ermann, U. (2014): Geographien des Performativen. In: *Geographische Zeitschrift* 102(3), 120-132.
- Boeckler, M. und Strüver, A. (2011): Geographien des Performativen. In: H. Gebhardt; R. Glaser; U. Radtke und P. Reuber (Hrsg.): *Geographie*. Heidelberg: Springer. 663-667.
- Boghossian, P. (2013): *Angst vor der Wahrheit*. Berlin: Suhrkamp.
- Bohn, C. (2009): Geld und Eigentum – Inkludierende und exkludierende Mechanismen in der Wirtschaft. In: R. Stichweh und P. Windolf (Hrsg.): *Inklusion und Exklusion. Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 241-258.
- Bommes, M. (2003): Migration in der modernen Gesellschaft. In: *Geographische Revue* 5(2), 41-58.
- Bommes, M. (2008): »Integration findet vor Ort statt« – über die Neugestaltung kommunaler Integrationspolitik. In: M. Bommes und M. Krüger-Potratz (Hrsg.): *Migrationsreport 2008. Fakten – Analysen – Perspektiven*. Frankfurt am Main: Campus. 159-194.
- Bommes, M. und Tacke, V. (2011) (Hrsg.): *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Borch, C. (2011): *Niklas Luhmann. In Defence of Modernity*. London: Routledge.
- Bühler, E.; Meyer, H.; Reichert, D. und Scheller, A. (1993) (Hrsg.): *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. Zürich: eFeF-Verlag. (= Schriftenreihe des Vereins Feministische Wissenschaft).
- Buller, H. (2014): *Animal Geographies I*. In: *Progress in Human Geography* 38(2), 308-318.
- Burke, K. (1984 [1935]): *Permanence and Change. An Anatomy of Purpose*. Berkeley: University of California Press.
- Cadman, L. (2009): Non-Representational Theory/Non-Representational Geographies. In: R. Kitchin und N. Thrift (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*, Vol. 7. Amsterdam: Elsevier. 456-463.
- Callon, M. (2006 [1999]): Akteur-Netzwerk-Theorie: Der Markttest. In: A. Belliger und D. J. Krieger (Hrsg.): *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: Transcript. 545-560.
- Campbell, D. T. (1969): Ethnocentrism of Disciplines and the Fish-Scale Model of Omniscience. In: M. Sherif und C. W. Sherif (Hrsg.): *Interdisciplinary Relationships in the Social Sciences*. Chicago: Aldine Press. 328-348.
- Castro, J. E. (2009): Functionalism (Including Structural Functionalism). In: R. Kitchin und N. Thrift (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*, Vol. 4. Amsterdam: Elsevier. 277-282.

- Chapman, G. P. (1977): *Human and Environmental Systems. A Geographer's Appraisal*. Madison: Academic Press.
- Chari, S. (2009): Development. In: D. Gregory; R. Johnston; G. Pratt; M. Watts und S. Whatmore (Hrsg.): *The Dictionary of Human Geography*. Chichester: Wiley-Blackwell. 155-156.
- Clough, P. T. und Halley, J. (2007) (Hrsg.): *The Affective Turn. Theorizing the Social*. Durham: Duke University Press.
- Cook, I. et al. (2004): Follow the Thing: Papaya. In: *Antipode* 36(4), 642-664.
- Crenshaw, K. (1991): Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color. In: *Stanford Law Review* 43, 1241-1299.
- Cresswell, T. (2012): Review Essay. Nonrepresentational Theory and me: Notes of an Interested Sceptic. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 30(1), 96-105.
- Cresswell, T. (2013): *Geographic Thought. A Critical Introduction*. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Dahrendorf, R. (1958): Out of Utopia: Toward a Reorientation of Sociological Analysis. In: *The American Journal of Sociology* 64(2), 115-127.
- de Berg, H. und Schmidt, J. F. K. (2000) (Hrsg.): *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- de Man, P. (1982): The Resistance to Theory. In: *Yale French Studies* 63, 3-20.
- Deleuze, G. und Guattari, F. (1987): *A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Derrida, J. (1990): Some Statements and Truisms About Neologisms, Newisms, Postisms, Parasitisms, and Other Small Seismisms. In: D. Carroll (Hrsg.): *The States of Theory. History, Art, and Critical Discourse*. New York: Columbia University Press. 63-94.
- Derrida, J. (1999 [1988]): Die *différance*. In: P. Engelmann (Hrsg.): *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam. 76-113.
- Deutscher, G. (2012): *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*. München: dtv.
- Dirksmeier, P. (2008): Komplexität und die Einheit der Geographie. In: *Geographische Revue* 10(1), 41-58.
- Döring, J. und Thielmann, T. (2008) (Hrsg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: Transcript.
- Drepper, T. (2003): Der Raum der Organisation – Annäherung an ein Thema. In: T. Krämer-Badoni und K. Kuhm (Hrsg.): *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich. 103-129.
- Dürr, H. (2005): Kulturwissenschaften mit Geografie, doch ohne Geographen. Anmerkungen zum Handbuch der Kulturwissenschaften. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 79(1), 137-150.
- Eagleton, T. (2004): *After Theory*. New York: Basic Books.
- Egner, H. (2001): *Trend- und Natursport als System. Die Karriere einer Sportlandschaft am Beispiel Moab/Utah*. Institut für Geographie, Mainz, Johannes Gutenberg-Universität. (= Dissertation). (archimed.uni-mainz.de/pub/2001/0098/diss.pdf (13.6.2009)).
- Egner, H. (2008a): *Gesellschaft, Mensch, Umwelt – beobachtet. Ein Beitrag zur Theorie der Geographie*. Stuttgart: Franz Steiner. (= *Erdkundliches Wissen* 145).
- Egner, H. (2008b): Komplexität. Zwischen Emergenz und Reduktion. In: H. Egner; B. M. W. Ratter und R. Dikau (Hrsg.): *Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand*. München: oekom. 39-54.
- Egner, H. (2010): *Theoretische Geographie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (= *Geowissen kompakt*).
- Egner, H. und Pott, A. (2009) (Hrsg.): *Geographische Risikoforschung. Zur Konstruktion verräumlichter Risiken und Sicherheiten*. Stuttgart: Franz Steiner. (= *Erdkundliches Wissen* 147).
- Egner, H. und von Elverfeldt, K. (2009): A Bridge Over Troubled Waters? Systems Theory and Dialogue in Geography. In: *Area* 41(3), 319-328.

- Eisel, U. (2008): Moderne Geographie mit atavistischen Methoden. Über die undeutliche Wahrnehmung eines deutlichen Paradigmas. In: Geographisches Institut der Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.): *Klassische Geographie. Geschlossenes Paradigma oder variabler Denkstil. Eine Kritik von Ulrich Eisel und eine Replik von Hans-Dietrich Schulz.* Berlin: Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin. 1-37. (= *Berliner Geographische Arbeiten* 111).
- Eisel, U. (2009a) (Hrsg.): *Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier.* Münster: Westfälisches Dampfboot. (= *Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis*, Bd. 5).
- Eisel, U. (2009b): Die Hintergründe des Raumes. Eine Einführung in die Verflechtung von einigen Gedanken. In: U. Eisel (Hrsg.): *Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier.* Münster: Westfälisches Dampfboot. 15-40. (= *Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis*, Bd. 5).
- Eisel, U. (2009 [2004]): Konkreter Mensch im konkreten Raum. Individuelle Eigenart als Prinzip objektiver Geltung. In: U. Eisel (Hrsg.): *Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier.* Münster: Westfälisches Dampfboot. 280-308.
- Eisel, U. (2014): Alte Zeiten, neue Zeiten – Ein Bericht, verbunden mit einigen Gedanken über neugierige Identitätssuche. In: *Geographica Helvetica* 69(4), 313-317.
- Elam, M. (1999): Living Dangerously with Bruno Latour in a Hybrid World. In: *Theory, Culture & Society* 16(4), 1-24.
- Elden, S. (2009): Space I. In: R. Kitchin und N. Thrift (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*, Vol. 10. Amsterdam: Elsevier. 262-267.
- Englert, K. (2014): Rigorose, artistische Gedankengänge. In: *die tageszeitung* 7.10.2014. (<http://www.taz.de/Zehn-Jahre-nach-Jacques-Derridas-Tod/!147236/> (12.10.2014)).
- Erd, R. und Maihofer, A. (1987): Biographie, Attitüden, Zettelkasten. Interview mit Niklas Luhmann. In: D. Baecker und G. Stanitzek (Hrsg.): *Niklas Luhmann. Archimedes und wir. Interviews.* Berlin: Merve. 125-155.
- Esposito, E. (2009): Zwischen Komplexität und Beobachtung: Entscheidungen in der Systemtheorie. In: *Soziale Systeme* 15(1), 54-61.
- Esposito, E. (2013): The Structures of Uncertainty: Performativity and Unpredictability in Economic Operations. In: *Economy and Society* 42(1), 102-129.
- Esser, H. (2003): Ist das Konzept der Assimilation überholt? In: *Geographische Revue* 5(2), 5-21.
- Ettlinger, N. (2004): Toward a Critical Theory of Untidy Geographies: The Spatiality of Emotions in Consumption and Production. In: *Feminist Economics* 10(3), 21-54.
- Everett, D. (2010): *Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas.* München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Felgentreff, C. (2012): Egner, Heike und Andreas Pott (Hrsg.): *Geographische Risikoforschung. Zur Konstruktion verräumlichter Risiken und Sicherheiten (Rezension).* In: *Die Erde* 143(3), 248-249.
- Filippov, A. (2000): Wo befinden sich Systeme? Ein blinder Fleck der Systemtheorie. In: P.-U. Metz-Benz und G. Wagner (Hrsg.): *Die Logik der Systeme. Zur Kritik der systemtheoretischen Soziologie Niklas Luhmanns.* Konstanz: UVK. 381-410.
- Foucault, M. (1992 [1978]): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.
- Fröhlich, G. und Rehbein, B. (2009) (Hrsg.): *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Stuttgart: J.B. Metzler.
- Fuchs, P. (1998): Man muß schmunzeln können. In: *die tageszeitung* 20(5686), 14./15.11.1998, 13-14.
- Fuchs, P. (2012): Sphinx ohne Geheimnis – Zur Unkenntlichkeitsbiographie Niklas Luhmanns In: O. Jahraus et al. (Hrsg.): *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Stuttgart: J.B. Metzler. 4-6.
- Füller, H. und Michel, B. (2012): Einleitung. Raum als Heuristik für die sozialwissenschaftliche Machtanalyse. In: H. Füller und B. Michel (Hrsg.): *Die Ordnung der Räume. Geographische Forschung im Anschluss an Michel Foucault.* Münster: Westfälisches Dampfboot. 7-22. (= *Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis*, Bd. 15).
- Gebhardt, H.; Glaser, R.; Radtke, U. und Reuber, P. (2011) (Hrsg.): *Geographie. Physische Geographie und Humangeographie.* Heidelberg: Spektrum.

- Gebhardt, H.; Reuber, P. und Wolkersdorfer, G. (2003) (Hrsg.): Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg: Spektrum.
- Gibson-Graham, J. K. (2006): *The End of Capitalism (As We Knew It): A Feminist Critique of Political Economy*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Glasze, G. und Wullweber, J. (2014): Räume sind politisch! Die Perspektive der Diskurs- und Hegemonietheorie. In: J. Oßenbrügge und A. Vogelpohl (Hrsg.): *Theorien in der Raum- und Stadtforschung*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 234-250.
- Glückler, J. und Goeke, P. (2009): Geographie sei, was Geographen tun: Ein Blick hinter den Organisationsplan einer Disziplin. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 83(3), 261-280.
- Goeke, P. (2007a): Transnationale Migrationen. Post-jugoslawische Biografien in der Weltgesellschaft. Bielefeld: Transcript.
- Goeke, P. (2007b): Drei Blicke und ein Problem – Migrationsforschungen und das ungebrochene Verhältnis zum Gegenstand. In: *Geographische Zeitschrift* 95(4), 179-198.
- Goeke, P. (2009): Was kann und soll öffentliche Wissenschaft leisten? Der Fall der wissenschaftlichen Begleitforschung. In: *Geographische Revue* 11(2), 27-33.
- Goeke, P. (2010a): Netzwerke der deutschen Humangeographie oder warum Diskussionen im Hinterzimmer bleiben – ein Kommentar. In: *Raumnachrichten.de*.
- Goeke, P. (2010b): Azubis begleiten Schüler/innen. Projektbericht 2008-2010. Nürnberg.
- Goeke, P. (2011a): Rezension: Egner, Heike (2008): *Gesellschaft, Mensch, Umwelt – beobachtet. Ein Beitrag zur Theorie der Geographie*. Stuttgart. Franz Steiner. (= *Erdkundliches Wissen* 145). In: *Geographica Helvetica* 66(3), 220-221.
- Goeke, P. (2011b): Medien | Formwirtschaft – Ein Klärungsversuch in der schillernden Kreativwirtschaftsdebatte. In: *Geographische Zeitschrift* 99(2+3), 163-181.
- Goeke, P. (2012a): Personalisierungen in Abwesenheit einer Disziplintheorie. Netzwerke in der Humangeographie. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 86(4), 427-434.
- Goeke, P. (2012b): Globalisierung und Transnationalisierung. Begriffe zwischen metaphorischem und theoretisch kontrolliertem Gebrauch. In: *Raumnachrichten.de*.
- Goeke, P. (2013): Grenzenlose Konflikte. Programme kritischer Geographien und ihre Folgen. In: *Geographische Zeitschrift* 101(1), 1-19.
- Goeke, P. (2014): Die Kontingenzsetzung von allem. Hards Aufsätze zu Landschaft und Raum. In: *Geographische Revue* 16(1), 99-104.
- Goeke, P. und Bühler, E. (2013): Dissidente Partizipation: Elisabeth Bühler und die Geschlechterforschung in der Geographie. In: *Geographica Helvetica* 68(2), 139-144.
- Goeke, P. und Lippuner, R. (2011): Editorial: Geographien Sozialer Systeme. In: *Soziale Systeme* 17(2), 227-233.
- Goeke, P.; Lippuner, R. und Wirths, J. (2015a) (Hrsg.): *Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme*. Wiesbaden: Springer VS.
- Goeke, P.; Lippuner, R. und Wirths, J. (2015b): Von der Geographie sozialer Systeme zu einer allgemeinen Ökologie der Gesellschaft – eine Einleitung. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): *Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme*. Wiesbaden: Springer VS. 9-22.
- Goeke, P. und Moser, E. (2011a): Raum als Kontingenzformel der Geographie. Zu den Ausdifferenzierungsschwierigkeiten und -besonderheiten einer Disziplin. In: *Soziale Systeme* 17(2), 234-254.
- Goeke, P. und Moser, E. (2011b): Der Markt der Wirtschaft. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 55(4), 226-238.
- Goeke, P. und Zehetmair, S. (2012): Netzwerke und ihre Herausforderung für Systemtheorie und Humangeographie. In: *Raumnachrichten.de*.
- Goeke, P. und Zehetmair, S. (2015): Räumliche Konditionen und die Kontrolle des Raums durch Netzwerke und soziale Systeme. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): *Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme*. Wiesbaden: Springer VS. 177-201.
- Goodchild, P. (1996): *Deleuze and Guattari. An Introduction to the Politics of Desire Theory*. London: Sage.
- Graefe, O. (2013): The Reflexive Turn in French and German-speaking Geography in Comparison. In: *Geographica Helvetica* 68(1), 61-64.

- Gregory, D. (1994): *Geographical Imaginations*. Cambridge: Blackwell.
- Gregory, D. (2009a): Structural Functionalism. In: D. Gregory; R. Johnston; G. Pratt; M. Watts und S. Whatmore (Hrsg.): *The Dictionary of Human Geography*. Chichester: Wiley-Blackwell. 725.
- Gregory, D. (2009b): Space. In: D. Gregory; R. Johnston; G. Pratt; M. Watts und S. Whatmore (Hrsg.): *The Dictionary of Human Geography*. Chichester: Wiley-Blackwell. 707-710.
- Gregory, D.; Johnston, R.; Pratt, G.; Watts, M. und Whatmore, S. (2009) (Hrsg.): *The Dictionary of Human Geography*. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Gren, M. und Zierhofer, W. (2003): The Unity of Difference: A Critical Appraisal of Niklas Luhmann's Theory of Social Systems in the Context of Corporeality and Spatiality. In: *Environment and Planning A* 35, 615-630.
- Gripp-Hagelstange, H. (2000) (Hrsg.): *Niklas Luhmanns Denken. Interdisziplinäre Einflüsse und Wirkungen*. Konstanz: UVK.
- Grizelj, M. und Jahraus, O. (2011) (Hrsg.): *Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften*. München: Wilhelm Fink.
- Gumbrecht, H. U. (2006): Über Niklas Luhmanns intellektuelles Vermächtnis. In: *Merkur* 60(8), 696-706.
- Günther, G. (1979): *Cognition and Volition. A Contribution to a Cybernetic Theory of Subjectivity*. In: G. Günther (Hrsg.): *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik Bd. 2*. Hamburg: Felix Meiner. 203-240.
- Habermas, J. (1973): *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1985): *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. und Luhmann, N. (1971): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hagen, W. (2005): Es gibt keine Biografie. Niklas Luhmann im Radiogespräch mit Wolfgang Hagen. In: W. Hagen (Hrsg.): *Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit Niklas Luhmann*. Berlin: Kadmos. 13-47.
- Hagner, M. und Hörl, E. (2008): Vom Aufstieg und Fall der Kybernetik als Universalwissenschaft. In: M. Hagner und E. Hörl (Hrsg.): *Die Transformation des Humanen. Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 38-71.
- Hahn, H. P. (2013): *Ethnologie. Eine Einführung*. Berlin: Suhrkamp.
- Halton, E. (1992): The Cultic Roots of Culture. In: R. Münch und N. J. Smelser (Hrsg.): *Theory of Culture*. Berkeley: University of California Press. 29-63.
- Hannah, M. G. (2005): *Politics in suspensio: Reading Antje Schlottmann's RaumSprache from the 'North-American' Container*. In: *ACME* 4(2), 240-248.
- Haraway, D. (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies* 14(3), 575-599.
- Hard, G. (1973): *Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung*. Berlin: de Gruyter.
- Hard, G. (1986): Der Raum – einmal systemtheoretisch gesehen. In: *Geographica Helvetica* 41(2), 77-83.
- Hard, G. (1990): »Was ist Geographie?« Re-Analyse einer Frage und ihrer möglichen Antworten. In: *Geographische Zeitschrift* 78(1), 1-14.
- Hard, G. (1995): *Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo*. Osnabrück: Rasch. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 16).
- Hard, G. (2002) (Hrsg.): *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 1*. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 22).
- Hard, G. (2002 [1969]): Die Diffusion der Idee der Landschaft. Präliminarien zu einer Geschichte der Landschaftsgeographie. In: G. Hard (Hrsg.): *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 1*. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch. 103-132.
- Hard, G. (2002 [1999]): Raumfragen. Über Raumreflexionen bei Geographen, Soziologen und Angelologen. In: G. Hard (Hrsg.): *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 1*. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch. 253-302.

- Hard, G. (2003) (Hrsg.): Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 2. Osnabrück: V&R unipress. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 23).
- Hard, G. (2003 [1982]): Studium in einer diffusen Disziplin. In: G. Hard (Hrsg.): Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 2. Osnabrück: V&R unipress. 173-230.
- Hard, G. (2003 [1990]): Was ist Geographie? Re-Analyse einer Frage und ihrer möglichen Antworten. In: G. Hard (Hrsg.): Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 2. Osnabrück: V&R unipress. 371-386.
- Hard, G. (2008): Der *Spatial Turn*, von der Geographie her beobachtet. In: J. Döring und T. Thielmann (Hrsg.): *Spatial Turn*. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: Transcript. 263-315.
- Harvey, D. (1969): *Explanation in Geography*. London: Arnold.
- Harvey, D. (1981): The Spatial Fix: Hegel, von Thünen, and Marx. In: *Antipode* 13(3), 1-12.
- Harvey, D. (2009 [1973]): *Social Justice and the City*. Athens: University of Georgia Press.
- Haß, U. und Müller-Shöll, N. (2009) (Hrsg.): Was ist eine Universität. Schlaglichter auf eine ruinierte Institution. Bielefeld: Transcript.
- Hayles, N. K. (2008): Komplexe Zeitstrukturen lebender und technischer Wesen. In: E. Hörl (Hrsg.): *Die technologische Bedingung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 193-228.
- Heider, F. (1926): Ding und Medium. In: *Symposion: philosophische Zeitschrift für Forschung und Aussprache* 1(2), 109-157.
- Heintz, B.; Merz, M. und Schumacher, C. (2007): Die Macht des Offensichtlichen. Bedingungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie* 36(4), 261-281.
- Honneth, A. (2000): Rekonstruktive Gesellschaftskritik unter genealogischem Vorbehalt. Zur Idee der ›Kritik in der Frankfurter Schule. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 48(5), 729-737.
- Hörl, E. (2011): Die technologische Bedingung. Zur Einführung. In: E. Hörl (Hrsg.): *Die technologische Bedingung*. Berlin: Suhrkamp. 7-53.
- Hörl, E. (2013): Tausend Ökologien. Der Prozess der Kybernetisierung und die Allgemeine Ökologie. In: D. Diederichsen und A. Franke (Hrsg.): *The Whole Earth*. Kalifornien und das Verschwinden des Außen. Berlin: Sternberg Press. 121-130.
- Huber, H.-D. (2009 [1991]): Gibt es Kunst außerhalb der Kunst? Niklas Luhmann im Gespräch mit Hans-Dieter Huber. In: W. Hagen (Hrsg.): *Was tun, Herr Luhmann? Vorletzte Gespräche mit Niklas Luhmann*. Berlin: Kadmos. 80-98.
- Hutchins, E. (2010): Cognitive Ecology. In: *Topics in Cognitive Science* 2(4), 705-715.
- Jaeggi, R. (2009): Was ist Ideologiekritik? In: R. Jaeggi und T. Wesche (Hrsg.): *Was ist Kritik?* Frankfurt am Main: Suhrkamp. 266-295.
- Jaeggi, R. (2014): *Kritik von Lebensformen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jahraus, O. (2012): Supertheorie? In: O. Jahraus et al. (Hrsg.): *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler. 432-436.
- Jahraus, O. et al. (2012) (Hrsg.): *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Joas, H. und Knöbl, W. (2011): *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. Berlin: Suhrkamp.
- Jóhannesson, G. T. und Bærenholdt, J. O. (2009): Actor-Network Theory/Network Geographies. In: R. Kitchin und N. Thrift (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*, Vol. 1. Amsterdam: Elsevier. 15-19.
- Johnston, R. (2009): Systems. In: D. Gregory; R. Johnston; G. Pratt; M. Watts und S. Whatmore (Hrsg.): *The Dictionary of Human Geography*. Chichester: Wiley-Blackwell. 739-740.
- Johnston, R. J. und Thrift, N. J. (1996) (Hrsg.): *On the Nation-State, the Global, and Social Science*. (= *Environment and Planning A* 28).
- Kalter, F. (2011): Transnationalismusforschung: Höchste Zeit für mehr als Worte und Koeffizienten. In: *Soziale Welt* 62(2), 199-202.

- Kaube, J. (2000): Wechselwirkungslosigkeit. Anmerkungen zum Verhältnis von Systemtheorie und Wirtschaftswissenschaft. In: H. de Berg und J. F. K. Schmidt (Hrsg.): *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 254-266.
- Kaube, J. (2009) (Hrsg.): *Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik*. Berlin: Wagenbach.
- Kaube, J. (2010): Die wollen doch nur spielen. Vom Rückzug des Streits aus der Wissenschaft. In: *Gegenworte* 24, 27-29.
- Kaube, J. (2013): Universität, Prestige, Organisation. In: *Merkur* 67(4), 342-348.
- Kearney, M. (1995): The Local and the Global: The Anthropology of Globalization and Transnationalism. In: *Annual Review of Anthropology* 24, 547-565.
- Khurana, T. (2000): Supertheorien, theoretical jetties und die Komplizenschaft von Theorien. Zu Verständnis- und Konstruktionsweisen im Feld selbstbezüglicher Theorien. In: P.-U. Merz-Benz und G. Wagner (Hrsg.): *Die Logik der Systeme. Zur Kritik der systemtheoretischen Soziologie Niklas Luhmanns*. Konstanz: UVK. 327-370.
- Kieserling, A. (1999): *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kieserling, A. (2004): *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kitchin, R. (2009): Space II. In: R. Kitchin und N. Thrift (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*, Vol. 10. Amsterdam: Elsevier. 268-275.
- Kitchin, R. und Thrift, N. (2009) (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*. Amsterdam: Elsevier.
- Kjaer, P. F. (2015): Konstitutionalisierung von Hybridität. Governance in Europa. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): *Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme*. Wiesbaden: Springer VS. 121-144.
- Klett, D. (2014): Lob der Tautologie. In: *Merkur* 68(1), 65-70.
- Klüter, H. (1986): *Raum als Element sozialer Kommunikation*. Gießen: Geographisches Institut. (= Gießener Geographische Schriften, H. 60).
- Knodt, E. M. (1995): Foreword. In: N. Luhmann (Hrsg.): *Social Systems*. Stanford: Stanford University Press. ix-xxxvi.
- Knorr Cetina, K. (1992): Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 21(6), 406-419.
- Koch, A. (2004): *Dynamische Kommunikationsräume. Ein systemtheoretischer Raumentwurf*. Münster: LIT. (= *Geographie der Kommunikation*, Bd. 4).
- Korf, B. (2011): Egner, H. (2010): *Theoretische Geographie*. Darmstadt. (Rezension). In: *Geographica Helvetica* 66(2), 151-152.
- Kriz, J. (2014): Aspekte »wissenschaftlicher« Faktengläubigkeit – und ihr Nutzen. In: *Geographische Revue* 16(1), 7-19.
- Krüger, F. (1997): Christoph Beier (1996): *Dezentralisierung und Entwicklungsmanagement in Indonesien. Beobachtungen zur politisch-administrativen und zur wissenschaftlichen Kommunikation: Ein systemtheoretischer Versuch* (Rezension). In: *Geographische Zeitschrift* 85(1), 52-57.
- Kuhm, K. (2003): Die Region – parasitäre Struktur der Weltgesellschaft. In: T. Krämer-Badoni und K. Kuhm (Hrsg.): *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich. 175-196.
- Kuhn, T. S. (1976 [1962]): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, B. (1996): On Actor-Network Theory. A few Clarifications. In: *Soziale Welt* 47(4), 369-381.
- Latour, B. (1999): *Pandora's Hope. Essays on the Reality of Science Studies*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Latour, B. (2007): *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Latour, B. und Wolgar, S. (1979): *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills: Sage.
- Law, J. (2004): *After Method. Mess in Social Science Research*. London: Routledge.

- Lenger, A.; Rieder, T. und Schneickert, C. (2014): Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden. Welche Autor*innen Soziologiestudierende tatsächlich lesen. In: *Soziologie* 43(4), 450-467.
- Lindner, P. (2007): ›On Being Political‹. In: *Rundbrief Geographie* (206), 8-10.
- Lippuner, R. (2005): *Raum – Systeme – Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie*. Stuttgart: Franz Steiner. (= Sozialgeographische Bibliothek, Bd. 2).
- Lippuner, R. (2007): Kopplung, Steuerung, Differenzierung. Zur Geographie sozialer Systeme. In: *Erdkunde* 61(2), 174-185.
- Lippuner, R. (2008a): Zur Abhängigkeit unabhängiger Systeme. Zur strukturellen Kopplung von Gesellschaft und Umwelt. In: H. Egner; B. M. W. Ratter und R. Dikau (Hrsg.): *Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand*. München: oekom. 103-117.
- Lippuner, R. (2008b): Raumbilder der Gesellschaft. Zur Räumlichkeit des Sozialen in der Systemtheorie. In: J. Döring und T. Thielmann (Hrsg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: Transcript. 341-363.
- Lippuner, R. (2010): Operative Geschlossenheit und strukturelle Kopplung. Zum Verhältnis von Gesellschaft und Umwelt aus systemtheoretische Sicht. In: *Geographische Zeitschrift* 98(4), 194-212.
- Lippuner, R. (2011): Gesellschaft, Umwelt und Technik: Zur Problemstellung einer »Ökologie sozialer Systeme«. In: *Soziale Systeme* 17(2), 308-355.
- Lockwood, D. (1956): Some Remarks on ›The Social System‹. In: N. J. Demerath und R. Peterson (Hrsg.): *System, Change and Conflict*. 281-291.
- Lossau, J. und Lippuner, R. (2004): Geographie und Spatial Turn. In: *Erdkunde* 58(3), 201-211.
- Luhmann, N. (1971): Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In: J. Habermas; D. Henrich und N. Luhmann (Hrsg.): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp. 25-100.
- Luhmann, N. (1978): *Soziologie der Moral*. In: N. Luhmann und S. H. Pfürtnner (Hrsg.): *Theoriertechnik und Moral*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 8-116.
- Luhmann, N. (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1988): Frauen, Männer und George Spencer Brown. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17(1), 47-71.
- Luhmann, N. (1991): Am Ende der kritischen Soziologie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 20(2), 147-152.
- Luhmann, N. (1991 [1975]-a): Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Anwendungen der Systemtheorie. In: N. Luhmann (Hrsg.): *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 9-20.
- Luhmann, N. (1991 [1975]-b): Komplexität. In: N. Luhmann (Hrsg.): *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 204-220.
- Luhmann, N. (1992): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1993): ›Was ist der Fall?‹ und ›Was steckt dahinter?‹ Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 22(4), 245-260.
- Luhmann, N. (1994): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1995a): The Paradox of Observing Systems. In: *Cultural Critique* 31(The Politics of Systems and Environments, Part II), 37-55.
- Luhmann, N. (1995b): Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung. In: H. de Berg und M. Prangel (Hrsg.): *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*. Tübingen: Francke. 9-59.
- Luhmann, N. (1995c): Die Soziologie des Wissens: Probleme ihrer theoretischen Konstruktion. In: N. Luhmann (Hrsg.): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 151-180.
- Luhmann, N. (1995d): Kausalität im Süden. In: *Soziale Systeme* 1(1), 7-28.
- Luhmann, N. (1996): *Die Realität der Massenmedien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1997a): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1997b): Selbstorganisation und Mikrodiversität: Zur Wissenssoziologie des neuzeitlichen Individualismus. In: *Soziale Systeme* 3(1), 25-32.

- Luhmann, N. (2001 [1988]): Erkenntnis als Konstruktion. In: O. Jahraus (Hrsg.): Niklas Luhmann. Aufsätze und Reden. Leipzig: Reclam. 218-242.
- Luhmann, N. (2001 [1995]): Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt? In: O. Jahraus (Hrsg.): Niklas Luhmann. Aufsätze und Reden. Leipzig: Reclam. 111-136.
- Luhmann, N. (2002): Einführung in die Systemtheorie. Heidelberg: Carl-Auer.
- Luhmann, N. (2009 [1967]): Soziologische Aufklärung. In: N. Luhmann (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 83-115.
- Luhmann, N. (2009 [1969]): Die Praxis der Theorie. In: N. Luhmann (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 317-335.
- Luhmann, N. (2009 [1977]): Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften. In: N. Luhmann (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen: Westdeutscher Verlag. 369-385.
- Luhmann, N. (2009 [1980]): Machtkreislauf und Recht in Demokratien. In: N. Luhmann (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 4. Aufsätze zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag. 148-158.
- Luhmann, N. und Schülert, J. (1988 [2014]): Das Ziel ist also nicht, nett zu sein und den Pädagogen zu helfen. In: K. Dammann (Hrsg.): Wie halten Sie's mit Außerirdischen, Herr Luhmann? Berlin: Kadmos. 66-101.
- Lukermann, F. (1999): The Praecognita of Varenius. Seven Ways of Knowing. In: A. Buttner; S. D. Brunn und U. Wardenga (Hrsg.): Text and Image: Social Construction of Regional Knowledge. Leipzig: Institut für Länderkunde. 11-27. (= Beiträge zur Regionalen Geographie, Bd. 49).
- Mainzer, K. (2008): Komplexität. München: Wilhelm Fink.
- Marcus, G. E. (1995): Ethnography in/of the World-System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology 24, 95-117.
- Marquardt, N. und Schreiber, V. (2012): Die Neue Kulturgeographie und Foucault. Arbeiten mit und in gemischten Zuständen. In: H. Füller und B. Michel (Hrsg.): Die Ordnung der Räume. Geographische Forschung im Anschluss an Michel Foucault. Münster: Westfälisches Dampfboot. 23-53. (= Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis, Bd. 15).
- Mascareño, A. (2012): Die Moderne Lateinamerikas. Weltgesellschaft, Region und funktionale Differenzierung. Bielefeld: Transcript.
- Massey, D. (1993): Power-Geometry and a Progressive Sense of Place. In: J. Bird; B. Curtis; T. Putnam; G. Robertson und L. Tuckner (Hrsg.): Mapping the Futures: Local Cultures, Global Change. London: Routledge. 59-69.
- Maturana, H. R. (1980): Man and Society. In: F. Benseker; P. M. Hejl und W. K. Köck (Hrsg.): Autopoiesis, Communication and Society. The Theory of Autopoietic Systems in the Social Sciences. Frankfurt am Main: Campus. 11-32.
- Maturana, H. R. und Varela, F. J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern: Goldmann.
- Mayer, J.; Zehetmair, S. und Pohl, J. (2011): Die Systemreferenz bei der Beobachtung des gesellschaftlichen Umgangs mit Naturrisiken. In: Soziale Systeme 17(2), 336-360.
- Mehlberg, H. (1962): The Theoretical and Empirical Aspects of Science. In: E. Nagel; P. Suppes und A. Tarski (Hrsg.): Proceedings of the 1960 International Congress for Logic, Methodology, and Philosophy of Science. Stanford: Stanford University Press. 275-284.
- Merton, R. K. (1985): Die normative Struktur der Wissenschaft. In: R. K. Merton (Hrsg.): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 86-99.
- Merz-Benz, P.-U. und Wagner, G. (2000) (Hrsg.): Die Logik der Systeme. Zur Kritik der systemtheoretischen Soziologie Niklas Luhmanns. Konstanz: UVK.
- Meusburger, P. (1999) (Hrsg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart: Franz Steiner. (= Erdkundliches Wissen 130).
- Miermont, J. (2005): Komplexität durch Rauschen. In: D. Baecker (Hrsg.): Schlüsselwerke der Systemtheorie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 267-280.

- Miggelbrink, J. (2002): Konstruktivismus? »Use with caution?«... Zum Raum als Medium der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit. In: *Erdkunde* 56(4), 337-350.
- Mills, C. W. (1959): *Grand Theory*. In: N. J. Demerath und R. Peterson (Hrsg.): *System, Change and Conflict*. 171-183.
- Mitchell, D. (2008): Confessions of a Desk-Bound Radical. In: *Antipode* 40(3), 448-454.
- Mitchell, D. (2014): A Complicated Fetish. In: *Social & Cultural Geography* 15(2), 125-126.
- Mitterer, J. (1992): *Das Jenseits der Philosophie. Wider das dualistische Erkenntnisprinzip*. Wien: Passagen.
- Mitterer, J. (2011): *Die Flucht aus der Beliebigkeit*. Weilerswist: Velbrück.
- Moser, E. (2015): *Postsowjetische Transformationen in der Weltgesellschaft. Politische Dezentralisierung und wirtschaftliche Differenzierung im ländlichen Russland*. Bielefeld: Transcript (= im Erscheinen).
- Münch, R. (2009): *Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA*, McKinsey & Co. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (1997): *Kommunikation verstehen. Einige Überlegungen zur empirischen Anwendbarkeit einer systemtheoretisch informierten Hermeneutik*. In: T. Sutter (Hrsg.): *Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Perspektiven einer konstruktivistischen Hermeneutik*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 134-163.
- Nassehi, A. (1998): *Gesellschaftstheorie und empirische Forschung. Über die »methodologischen Vorbemerkungen« in Luhmanns Gesellschaftstheorie*. In: *Soziale Systeme* 4(1), 199-206.
- Nassehi, A. (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (2008): *Rethinking Functionalism. Zur Empiriefähigkeit systemtheoretischer Soziologie*. In: H. Kalthoff; S. Hirschauer und G. Lindemann (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 79-106.
- Nassehi, A. (2012a): *Soziologie*. In: O. Jahraus et al. (Hrsg.): *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler. 399-407.
- Nassehi, A. (2012b): *Systemtheorie als Gesellschaftstheorie*. In: O. Jahraus et al. (Hrsg.): *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler. 62-67.
- Nassehi, A. (2013): *Mehr Einseitigkeit, bitte!* In: *Sozblog, Deutsche Gesellschaft für Soziologie*, 8.11.2013. (soziologie.de/blog/?p=805 (4.6.2014)).
- Nassehi, A. und Saake, I. (2002): *Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 31(1), 66-86.
- Oßenbrügge, J. (2014): *Zur Theoriediskussion in der Geographie und geographischen Stadtforschung*. In: J. Oßenbrügge und A. Vogelpohl (Hrsg.): *Theorien in der Raum- und Stadtforschung*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 24-33.
- Oßenbrügge, J. und Vogelpohl, A. (2014a) (Hrsg.): *Theorien in der Raum- und Stadtforschung*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Oßenbrügge, J. und Vogelpohl, A. (2014b): *Einleitung*. In: J. Oßenbrügge und A. Vogelpohl (Hrsg.): *Theorien in der Raum- und Stadtforschung*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 7-12.
- Pasero, U. und Weinbach, C. (2003) (Hrsg.): *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pfeiffer, R. (1998): *Philosophie und Systemtheorie. Die Architektonik der Luhmannschen Theorie*. Wiesbaden: Springer.
- Philo, C. (2000): *More Words, More Worlds. Reflections on the »Cultural Turn« and Human Geography*. In: I. Cook; D. Crouch; S. Naylor und J. R. Ryan (Hrsg.): *Cultural Turns/Geographical Turns: Perspectives on Geography*. Harlow: Prentice Hall. 26-53.
- Popper, K. R. (2005 [1935]): *Die Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Pott, A. (2002): *Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pott, A. (2007): *Orte des Tourismus. Eine raum- und gesellschaftstheoretische Untersuchung*. Bielefeld: Transcript.
- Pott, A. (2011): *Die Raumordnung des Tourismus*. In: *Soziale Systeme* 17(2), 255-276.
- Power, M. (1997): *The Audit Society: Rituals of Verification*. Oxford: Oxford University Press.

- Pries, L. (2003): Transnationalismus, Migration und Inkorporation. Herausforderungen an Raum- und Sozialwissenschaften. In: Geographische Revue 5(2), 23-39.
- Pries, L. (2010a): Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pries, L. (2010b): Warum pendeln manche Migranten häufig zwischen Herkunfts- und Ankunftsregion? In: Soziale Welt 61(1), 69-88.
- Pries, L. (2011): Transnationalisierungsforschung – Ein Programm für das 21. Jahrhundert. In: Soziale Welt 62(4), 415-418.
- Rasch, W. (2012): Eine ›deutsche‹ *grand theory*? In: O. Jahraus et al. (Hrsg.): Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: J.B. Metzler. 437-440.
- Ratter, B. M. W. und Treiling, T. (2008): Komplexität – oder was bedeuten die Pfeile zwischen den Kästchen? In: H. Egner; B. M. W. Ratter und R. Dikau (Hrsg.): Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand. München: oekom. 23-38.
- Raulff, U. (2014): Wiedersehen mit den Siebzigern: Die wilden Jahre des Lesens. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Redepenning, M. (2006): Wozu Raum? Systemtheorie, *critical geopolitics* und raumbezogene Semantiken. Leipzig: Institut für Länderkunde. (= Beiträge zur Regionalen Geographie).
- Redepenning, M. (2008): Eine selbst erzeugte Überraschung: Zur Renaissance von *Raum* als Selbstbeschreibungsförmel der Gesellschaft. In: J. Döring und T. Thielmann (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: Transcript. 317-340.
- Redepenning, M. (2014): Wider die Totalität: Gerhard Hard, wissenschaftliche Selektivität und die unklare Rolle Luhmanns. *Die Geographie* wiedergelesen. In: Geographische Revue 16(1), 90-98.
- Redepenning, M. (2015): Grenzen, Grenzziehungen und das Ländliche. Ein Versuch. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme. Wiesbaden: Springer VS. 75-93.
- Reichert, D. (1996): Räumliches Denken als Ordnen der Dinge. In: D. Reichert (Hrsg.): Räumliches Denken. Zürich: Verlag der Fachvereine. 15-45.
- Rorty, R. (1979): Philosophy and the Mirror of Nature. Princeton: Princeton University Press.
- Rosa, H. (2009): Kritik der Zeitverhältnisse. Beschleunigung und Entfremdung als Schlüsselbegriffe der Sozialkritik. In: R. Jaeggi und T. Wesche (Hrsg.): Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp. 23-54.
- Rose, G. (1997): Situating knowledges: positionality, reflexivities and other tactics. In: Progress in Human Geography 21(3), 305-320.
- Scheffer, B. (2011): Theorie und Emotion. Können Theorien brutal sein? In: M. Grizelj und O. Jahraus (Hrsg.): Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften. München: Wilhelm Fink. 369-383.
- Schimank, U. (2013): Rezension von: Michael Bommers/Veronika Tacke (Hrsg.), Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 65(1), 163-165.
- Schimank, U. und Volkmann, U. (1999): Gesellschaftliche Differenzierung. Bielefeld: Transcript.
- Schlottmann, A. (2005): Begrenzte Sprache / Sprachgrenzen: Eine Replik auf die Besprechungen. In: ACME 4(2), 262-269.
- Schlottmann, A. (2013): Reden vom Raum, der ist. Zur alltäglichen Notwendigkeit der Ontologisierung räumlicher Sachverhalte. In: R. John; J. Rückert-John und E. Esposito (Hrsg.): Ontologien der Moderne. Wiesbaden: Springer VS. 189-206.
- Schmidt, H. (2004): Theorieimport in die Sozialgeographie. Eine Analyse und Interpretation von Texten und Interviews mit Helmut Klüter und Benno Werlen. Osnabrück: Fachgebiet Geographie. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Materialien Nr. 55).
- Schnädelbach, H. (2002): Erkenntnistheorie zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Schneider, W. L. (2008): Zur Struktur universalistischer Theorien. In: A. Balog und J. A. Schülein (Hrsg.): Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 105-148.

- Schreibwerkstatt AK Kritische Geographie (2008): Zwischen den Fronten!? Junge Kritische Geographie und Gesellschaftstheorie im 21. Jahrhundert. In: *Geographische Revue* 10(2), 51-65.
- Schultz, H.-D. (1989): Die Geographie als Bildungsfach im Kaiserreich. Osnabrück. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 10).
- Schultz, H.-D. (2014): Fach unter Fächern oder was sonst? Eine disziplinhistorische Studie zur deutschen Geographie. In: *Geographische Revue* 16(1), 20-54.
- Schützeichel, R. (2007): Systemtheoretische Wissenssoziologie. In: R. Schützeichel (Hrsg.): *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. Konstanz: UVK. 258-267. (= Erfahrung – Wissen – Imagination. Schriften zur Wissenssoziologie, Bd. 15).
- Schwanitz, D. (1998): Lichtbringer für die Soziologie. Zum Tod von Niklas Luhmann. In: *Neue Zürcher Zeitung* (263), 12.11.1998, 45.
- Sedlacek, P. (1999): *Klassiker der Geographie. Ergebnisse einer Umfrage*. Friedrich-Schiller-Universität Jena: Institut für Geographie.
- Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (2006) (Hrsg.): *Rahmenlehrplan für die Sekundarstufe I. Geografie*. Berlin.
- Schatz, A. (2012): Not in the Mood. Derrida by Benoît Peeters. In: *London Review of Books* 34(22), 11-14.
- Simon, F. B. (2000): Name dropping. Zur erstaunlich großen, bemerkenswert geringen Rezeption Luhmanns in der Familienforschung. In: H. de Berg und J. F. K. Schmidt (Hrsg.): *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 361-386.
- Simon, F. B. (2009): *Einführung in die systemische Wirtschaftstheorie*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Siri, J. (2012): System/Umwelt. In: O. Jahraus et al. (Hrsg.): *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler. 123-125.
- Smith, A. D. (1983): Nationalism and Classical Social Theory. In: *The British Journal of Sociology* 34(1), 19-38.
- Soja, E. W. (1989): *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*. London: Verso.
- Spencer Brown, G. (1997 [1969]): *Gesetze der Form*. Lübeck: Bohmeier.
- Stark, D. (2013): Observing Finance as a Network of Observations. In: *Sociologica. Italian Journal of Sociology on line* 7(2), 1-12.
- Steinbrink, M. et al. (2010): *Netzwerk(analys)e in der deutschen Humangeographie*. In: Raumnachrichten.de.
- Steiner, D. (1979): Systemtheorie / Systemanalyse und Geographie. In: *Geographische Zeitschrift* 67(3), 185-210.
- Sterne, L. (1759-1767): *The Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman*. York.
- Stichweh, R. (1984): *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (1998): Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie. In: *Soziale Systeme* 4(2), 341-358.
- Stichweh, R. (2000): *Die Weltgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (2001): Luhmann, Niklas (1927-98). In: N. J. Smelser und P. B. Baltes (Hrsg.): *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*. Oxford: Elsevier. 9097-9102.
- Stichweh, R. (2003a): Niklas Luhmann (1927-1998). In: D. Kaesler (Hrsg.): *Klassiker der Soziologie. Band II: Von Talcott Parsons bis Pierre Bourdieu*. München: C.H. Beck. 206-229.
- Stichweh, R. (2003b): Raum und moderne Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raums. In: T. Krämer-Badoni und K. Kuhm (Hrsg.): *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich. 93-102.
- Stichweh, R. (2005): Automaten. In: D. Baecker (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Systemtheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 21-29.
- Stichweh, R. (2007): Editorial. In: *Soziale Systeme* 13(1+2), 5-6.

- Stichweh, R. (2008a): Kontrolle und Organisation des Raums durch Funktionssysteme der Weltgesellschaft. In: J. Döring und T. Thielmann (Hrsg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: Transcript. 149-164.
- Stichweh, R. (2008b): Die zwei Kulturen? Eine Korrektur. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (283), 3.12.2008, N7.
- Stichweh, R. (2009): Autonomie der Universitäten in Europa und Nordamerika: Historische und systematische Überlegungen. In: J. Kaube (Hrsg.): *Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik*. Berlin: Wagenbach. 38-49.
- Stichweh, R. (2010): Theorie und Methode in der Systemtheorie. In: R. John; A. Henkel und J. Rückert-John (Hrsg.): *Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 15-28.
- Straussfogel, D. und von Schilling, C. (2009): Systems Theory. In: R. Kitchin und N. Thrift (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*, Vol. 11. Amsterdam: Elsevier. 151-158.
- Strohmayr, U. (1998): Methodisches Denken im Poststrukturalismus. In: *Geographica Helvetica* 53(3), 103-106.
- Thrift, N. (1999): The Place of Complexity. In: *Theory, Culture & Society* 16(3), 31-69.
- Tobler, W. R. (1970): A Computer Movie Simulating Urban Growth in the Detroit Region. In: *Economic Geography* 46(Supplement: Proceedings. International Geographical Union. Commission on Quantitative Methods), 234-240.
- Tuan, Y.-F. (1991): A View of Geography. In: *Geographical Review* 81(1), 99-107.
- Valentine, G. (2007): Theorizing and Researching Intersectionality: A Challenge for Feminist Geography. In: *The Professional Geographer* 59(1), 10-21.
- Verne, J. (2012): *Living Translocality. Space, Culture and Economy in Contemporary Swahili Trade*. Stuttgart: Franz Steiner. (= *Erdkundliches Wissen* 150).
- Vogd, W. (2005): *Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine empirische Versöhnung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven*. Opladen: Barbara Budrich.
- Vogd, W. (2007): Empirie oder Theorie? Systemtheoretische Forschung jenseits einer vermeintlichen Alternative. In: *Soziale Welt* 58(3), 295-321.
- von Elverfeldt, K. und Egner, H. (2015): Systemtheorie und Mensch-Umwelt-Forschung. Eine geographische Perspektive. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): *Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme*. Wiesbaden: Springer VS. 319-342.
- von Elverfeldt, K. und Glade, T. (2011): Systems Theory in Geomorphology. A Challenge. In: *Zeitschrift für Geomorphologie* 55(Supplementary Issue 3), 87-108.
- von Foerster, H. (2003): *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*. New York: Springer.
- von Foerster, H. (2003 [1972]-a): Responsibilities of Competence. In: H. von Foerster (Hrsg.): *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*. New York: Springer. 191-197.
- von Foerster, H. (2003 [1972]-b): Perception of the Future and the Future of Perception. In: H. von Foerster (Hrsg.): *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*. New York: Springer. 199-210.
- von Foerster, H. (2003 [1973]): On Constructing a Reality. In: H. von Foerster (Hrsg.): *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*. New York: Springer. 211-227.
- von Foerster, H. (2003 [1979]): Cybernetics of Cybernetics. In: H. von Foerster (Hrsg.): *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*. New York: Springer. 283-286.
- von Foerster, H. (2003 [1991]): Ethics and Second-Order Cybernetics. In: H. von Foerster (Hrsg.): *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*. New York: Springer. 287-304.
- von Foerster, H. und Bröcker, M. (2007): *Teil der Welt. Fraktale einer Ethik – oder Heinz von Foerstertanz mit der Welt*. Heidelberg: Carl-Auer.
- von Foerster, H.; Müller, A. und Müller, K. H. (1997): Im Goldenen Hecht. Über Konstruktivismus und Geschichte. Ein Gespräch zwischen Heinz von Foerster, Albert Müller und Karl H. Müller. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8(1), 129-143.

- Wagner, E. (2012): Theorie ohne Kritik? In: O. Jahraus et al. (Hrsg.): Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: J.B. Metzler. 428-431.
- Walker, T. (1988): Whose Discourse? In: S. Woolgar (Hrsg.): Knowledge and Reflexivity: New Frontiers in the Sociology of Knowledge. London: Sage. 55-79.
- Wardenga, U. (1996): Geographie als Chorologie – Alfred Hettners Versuch einer Standortbestimmung. In: D. Barsch; W. Fricke und P. Meusbürger (Hrsg.): 100 Jahre Geographie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (1895-1995). Heidelberg: Geographisches Institut der Universität Heidelberg. 1-17.
- Wardenga, U. (2013): Writing the History of Geography: What we Have Learnt – and Where to go Next. In: *Geographica Helvetica* 68(1), 27-35.
- Wardenga, U. und Weichhart, P. (2012): Entzauberung und Skandalisierung von Wissenschaft oder Reflexion des Normalzustandes einer sozialen Praxis? In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 86(4), 297-308.
- Weber, M. (1985 [1917]): Der Sinn der ›Wertfreiheit‹ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: J. Winckelmann (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: J.C.B. Mohr. 489-540.
- Weichhart, P. (2008a): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. Stuttgart: Franz Steiner. (= *Sozialgeographie kompakt*).
- Weichhart, P. (2008b): Der Mythos vom ›Brückenfach‹. In: *Geographische Revue* 10(1), 59-69.
- Werber, N. (1998): Raum und Technik. Zur medientheoretischen Problematik in Luhmanns Theorie der Gesellschaft. In: *Soziale Systeme* 4(1), 219-232.
- Werlen, B. (1995): Landschaft, Raum und Gesellschaft. Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte wissenschaftlicher Sozialgeographie. In: *Geographische Rundschau* 47(9), 513-522.
- Werlen, B. (2000): *Sozialgeographie. Eine Einführung*. Bern: UTB.
- Weyer, J. (2008): *Techniksoziologie. Genese, Gestaltung und Steuerung sozio-technischer Systeme*. Weinheim: Juventa.
- Whitley, R. (2000 [1984]): *The Intellectual and Social Organization of the Sciences*. Oxford: Oxford University Press.
- Wiener, N. (1965): *Cybernetics: or Control and Communication in the Animal and the Machine*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Wilhelm, J. L. (2012): *Wozu Evaluation? Organisationssysteme bewerten Stadtteolförderung mit Kalkül*. Potsdam: Universität Potsdam. (= *Potsdamer Geographische Praxis*, 2).
- Wimmer, R.; Meissner, J. O. und Wolf, P. (2009) (Hrsg.): *Praktische Organisationswissenschaft. Lehrbuch für Studium und Beruf*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Wirths, J. (2001): *Geographie als Sozialwissenschaft!? oder: ÜBER THEORIE Probleme in der jüngeren deutschsprachigen Humangeographie*. Kassel: Gesamthochschule Kassel. (= *Urbs et Regio, Kasseler Schriften zur Geographie und Planung*, Bd. 72).
- Wirths, J. (2015): Über Raum reden. Eine Skizze. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): *Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme*. Wiesbaden: Springer VS. 25-36.
- Wittgenstein, L. (2003 [1933]): *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wright, R. und Koch, N. (2009): Ivy League and Geography in the US. In: R. Kitchin und N. Thrift (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*, Vol. 5. Amsterdam: Elsevier. 616-621.
- Zehetmair, S. (2012): *Zur Kommunikation von Risiken. Eine Studie über soziale Systeme im Hochwasserrisikomanagement*. Wiesbaden: Springer VS.
- Zierhofer, W. (2000): A priori ohne Apriori. A-moderne, Sprachpragmatik und Geographie. In: *Geographica Helvetica* 55(2), 108-118.
- Zierhofer, W. (2002): *Gesellschaft. Transformation eines Problems*. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. (= *Wahrnehmungsgeographische Studien*, Bd. 20).
- Zierhofer, W. (2010): Rezension: Egnér, Heike: *Gesellschaft, Mensch, Umwelt – beobachtet*. In: *Die Erde* 141(1-2), 156-159.
- Zima, P. V. (2010): *Modern/Postmodern. Society, Philosophy, Literature*. London: Continuum.

Teil II – Publikationen

Inhalt – Teil II – Publikationen

Systemtheoretische Geographie

- Goeke, P. und Zehetmair, S. (2015): Räumliche Konditionen und die Kontrolle des Raums durch Netzwerke und soziale Systeme. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme. Wiesbaden: Springer VS. 177-201. (*Eigener Anteil 80%*) *Publikationen // 2*
- Goeke, P.; Lippuner, R. und Wirths, J. (2015): Von der Geographie sozialer Systeme zu einer allgemeinen Ökologie der Gesellschaft – eine Einleitung. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme. Wiesbaden: Springer VS. 9-22. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 27*
- Goeke, P. und Lippuner, R. (2011): Editorial: Geographien Sozialer Systeme. Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie 17(2), 227-233. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 42*
- Goeke, P. und Moser, E. (2011): Der Markt der Wirtschaft. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 55(4), 226-238. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 50*
- Goeke, P. (2011): Medien | Formwirtschaft – Ein Klärungsversuch in der schillernden Kreativwirtschaftsdebatte. In: Geographische Zeitschrift 99(2+3), 163-181. *Publikationen // 64*

Geographie systemtheoretisch

- Goeke, P. (2013): Grenzenlose Konflikte. Programme kritischer Geographien und ihre Folgen. In: Geographische Zeitschrift 101(1), 1-19. *Publikationen // 84*
- Goeke, P. und Bühler, E. (2013): Dissidente Partizipation: Elisabeth Bühler und die Geschlechterforschung in der Geographie. In: Geographica Helvetica 68(2), 139-144. (*Artikelteil 100% von mir, Rest Interview*) *Publikationen // 104*
- Goeke, P. (2012): Personalisierungen in Abwesenheit einer Disziplintheorie. Netzwerke in der Humangeographie. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 86(4), 427-434. *Publikationen // 111*
- Goeke, P. und Moser, E. (2011): Raum als Kontingenzformel der Geographie. Zu den Ausdifferenzierungsschwierigkeiten und -besonderheiten einer Disziplin. In: Soziale Systeme. Zeitschrift für Soziologische Theorie 17(2), 234-254. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 120*
- Glückler, J. und Goeke, P. (2009): Geographie sei, was Geographen tun: Ein Blick hinter den Organisationsplan einer Disziplin. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 83(3), 261-280. (*Gemeinsamer Artikel*) *Publikationen // 142*
- Goeke, P. (2009): Was kann und soll öffentliche Wissenschaft leisten? Der Fall der wissenschaftlichen Begleitforschung. In: Geographische Revue 11(2), 27-33. *Publikationen // 163*
- Goeke, P. (2007): Drei Blicke und ein Problem – Migrationsforschungen und das ungebrochene Verhältnis zum Gegenstand. In: Geographische Zeitschrift 95(4), 179-198. *Publikationen // 171*

Systemtheoretische Geographie

Goeke, P. und Zehetmair, S. (2015): Räumliche Konditionen und die Kontrolle des Raums durch Netzwerke und soziale Systeme. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme. Wiesbaden: Springer VS. 177-201.

Räumliche Konditionen und die Kontrolle des Raums durch Netzwerke und soziale Systeme¹

Pascal Goeke und Swen Zehetmair

1 **Allgemeine Netzwerktheorie und soziologische Systemtheorie: Architektonische Ähnlichkeiten und beobachtungsabhängige Erklärungsan- und -widersprüche**

Vergleicht man die Begriffs- und Theoriearchitektur der allgemeinen Netzwerktheorie² mit der Verfasstheit der (soziologischen) Systemtheorie³, so fallen trotz großer Differenzen viele Ähnlichkeiten auf: Beide Theorieprogramme finden ihre Einheit in einer plausiblen minimalontologischen Annahme. *Es gibt Netzwerke* ist der mehr oder weniger deutliche Ausgangspunkt der heute vor allem in der Physik betriebenen allgemeinen Netzwerktheorie, die von diesem Punkt ausgehend ganz allgemein nach Vernetzungen von Einheiten, nach Netzwerkmustern sowie der Stabilität und Instabilität von Netzwerken fragt. Typischerweise erwartbare Unterschiede (z. B. zwischen ökonomischen und wissenschaftlichen Netzwerken) der von ihr in den Blick genommenen und als Netzwerk konzeptionalisierten

-
- 1 Die Autoren danken für Kommentare und erhaltene Hilfe von Benedikt Korf, Isabel Kusche, Roland Lippuner, Evelyn Moser und Johannes Wirths, für das Lektorat von Steffen Schröter und weitere Kommentare von den Kolleginnen und Kollegen des DFG-Netzwerks Systemtheoretische Geographie.
 - 2 Um angesichts der Vielfalt unterschiedlicher Netzwerktheorien orientierende Ordnung zu bieten, wird hier eine allgemeine Netzwerktheorie von anderen theoretischen Varianten unterschieden. Das Label stellt darauf ab, jene theoretischen Bemühungen zu einen, denen es allein um Netzwerke geht, und dies ungeachtet von Unterteilungen wie soziale, natürliche, biologische etc. Netzwerke.
 - 3 Insofern das Wissenschaftsprogramm Systemtheorie mit einem sehr umfassenden Anspruch auftritt, werden die Theorien vergleichbar. Die hier vor allem interessierende soziologische Systemtheorie kann als Spezifikation und Adaption dieses allgemeinen Programms auf die Soziosphäre verstanden werden.

Phänomene werden a priori selten thematisiert.⁴ *Es gibt Systeme* ist die bekanntere und explizite Startsetzung in der soziologischen Systemtheorie Luhmanns (1984, S. 30), die sehr genau auf unterschiedliche Systemtypen (in Bezug auf soziale Systeme etwa Interaktions-, Organisations- und Funktionssysteme) und Systemreferenzen (z. B. die unterschiedlichen Funktionssysteme) achtet und sich mit dem Paradigma der System-Umwelt-Differenz den Bezugsproblemen der Selektion und der Abkopplung gestellt hat, um sodann zu fragen, wie autopoietische Systeme ihren Bestand gewährleisten und sich über die Zeit und allen Widrigkeiten zum Trotz stabilisieren. In beiden Theorieprogrammen justieren die gewählten Setzungen den eigenen wissenschaftlichen Blick und in beiden Programmen soll letztendlich viabel plausibilisiert werden, was anfangs nur eine Vermutung ist: Dass es Netzwerke/Systeme gibt und diese jeweils eine eigene Dynamik oder Logik besitzen. Nicht allein diese Theoriemanöver ähneln sich, auch die Begriffscharakteristika weisen Parallelen auf. So sind die Begriffe Netzwerk und System metaphorisch, weil sie für andere Perspektiven sorgen, und metonymisch, weil sie „einen radikalen, sowohl poetischen als auch wissenschaftlichen Realismus“ betreiben (für den Systembegriff formuliert von Baecker 2002, S. 8). Ihr Realismus, der nicht mit einem naiven Positivismus verwechselt werden darf, positioniert die beiden Begriffe im Zentrum theoretischer Bemühungen. Entsprechend sind beide Setzungen als kontingente „theoriebautechnische (Selbst-)Anweisung[en]“ zu verstehen (für die Systemtheorie Hard 2008, S. 264), deren Qualität sich in den durch sie möglich gemachten Erkenntnissen und Einsichten bemessen lässt.

Ungeachtet dieser Ähnlichkeiten kommunizieren Vertreterinnen und Vertreter des einen Theorieprogramms für gewöhnlich nicht mit Vertreterinnen und Vertretern des anderen Programms. Die disziplinären Verankerungen machen einen Austausch nicht notwendig und die jeweiligen Gedankengebäude sind zudem so umfassend, dass man seine gesamte akademische Karriere in ihnen einrichten kann, ohne sich um Probleme an den Randbereichen des eigenen Theorieprogramms oder um andere theoretische Positionen kümmern zu müssen. Diese Situation der wechselseitigen Ignoranz von soziologischer Systemtheorie und allgemeiner Netzwerktheorie ist bedauernswert, weil so Irritationsgelegenheiten, Lernchancen und Möglichkeiten zur Entwicklung multiperspektivischer Beobachtungsmodi vor-schnell vergeben werden. Dies gilt umso mehr, wenn man bedenkt, dass es trotz der genannten Ähnlichkeiten mitunter zu krassen Auffassungsunterschieden kommt. Zwei dieser Dissense sollen im Folgenden herausgegriffen und diskutiert werden.

4 Deutlich zu erkennen ist diese Programmatik bei Barabási (2003, 2011). Zur Bedeutung der Physik in diesem Bereich siehe Bonacich (2004), für eine Differenzierung unterschiedlicher Varianten von Netzwerktheorien siehe Goeke/Zehetmair (2012).

Ein *erster* Dissens ist bezüglich der Rolle eines (Erd-)Raums für die Muster von sozialen Strukturen zu erkennen. Während eine Vielzahl von Studien innerhalb der allgemeinen Netzwerktheorie eine hohe (erd-)räumliche Konditionalität für die Strukturemergenz von Netzwerken und damit auch für die Muster von sozialen Strukturen zu erkennen glaubt (vgl. zusammenfassend Barthélemy 2011), wird eine solche Relevanz in der Soziologie, Teilen der Geographie und eben auch von der soziologischen Systemtheorie mehrheitlich zurückgewiesen (vgl. exemplarisch Hard 2002 [1999]). Konkret heißt es innerhalb der allgemeinen Netzwerktheorie, dass die Knoten und Kanten von vielen Netzwerken durch die Geometrie begrenzt und üblicherweise in zwei- oder dreidimensionale Räume eingebettet seien, die wichtige Effekte für die topologischen Eigenschaften des Netzes und mithin für die internen Dynamiken hätten. Der Aufbau und die Nutzung von längeren Kanten würden einen Mehraufwand bedingen. Diesen Mehraufwand müssten die über diese Kanten zu erreichenden Knoten mit irgendwelchen Vorteilen im Vergleich zu leichter zu erreichenden Knoten kompensieren (Barthélemy 2011, S. 2). Obwohl die relevanten Artikel in hochrangigen Zeitschriften erscheinen und bisweilen umfassende Medienechos provozieren, erscheint diese Argumentation für eine Vielzahl theoretischer Positionen und wissenschaftlicher Disziplinen entweder als triviale Bestätigung eines Common Sense oder als krass inkompatibel mit den eigenen als avanciert geltenden Positionen. *Trivial* erscheint die netzwerktheoretische Argumentation, wenn *Raum* als Platzhalter für eine metrische Distanz verstanden wird, die es mit sozialem, psychischem oder physischem Aufwand zu überwinden gilt. Diese Argumentation – übrigens eine nahe Verwandte der Idee eines Distanzrelationsgefüges – ist nicht unbedingt falsch, doppelt aber lediglich eine Alltagserfahrung mit wissenschaftlicher Methodenpräzision (was für die Entwicklung von Methoden allerdings ein großer Fortschritt sein kann). *Inkompatibel* ist die Argumentation mit verschiedenen Spielarten des Konstruktivismus. Dies gilt in der extremen Form für die (philosophische) Position des Non-Dualismus, die nicht allein den Wahrheitsbegriff suspendiert, sondern auch die Referenzialität von Beschreibungen infrage stellt (vgl. Mitterer 1992, 2011), da Beschreibungen nicht als Relationen zu etwas außerhalb der Beschreibungen zu denken seien, sondern jeweils als Beschreibungen *so far* und *from now on* (Mitterer 1992, S. 100). Auch für systemtheoretisch denkende Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler können Raumkonzepte, so eine theorieexegetische und -konforme Argumentation bei Hard, „nur Ergebnisse der Selbstbeobachtung sozialer Systeme sein. Und das heißt: referenzlose, aber eventuell umweltkompatible interne Konstruktionen“ (2002 [1999], S. 264). Die hier ausgewählte und präsentierte netzwerktheoretische Argumentation ist damit nicht zwingend inkompatibel, geht aber über die Aussage

der internen Konstruktion sorglos hinweg und nimmt von der sozialtheoretischen Warte aus gesehen eine ungerechtfertigte „reductio ad materiam“ vor (ebd., S. 295).

Ein *zweiter* Dissens zeichnet sich bei Antworten auf die Frage ab, wer letztlich selektiert und vernetzt. Die allgemeine Netzwerktheorie sieht hier neben einer (erd-)räumlichen Konditionalität interne Netzwerkdynamiken am Werk, das heißt Dynamiken, die sich aus der Struktur des Netzwerks sowie aus den Eigenschaften der Knoten und Kanten ergeben, wobei die Eigenschaften der Knoten und Kanten in der Regel als durch das Netzwerk konditionierte Eigenschaften gewertet werden. Bei der Erklärung dieser Dynamiken nimmt die allgemeine Netzwerktheorie vor allem Netzwerkstruktur in den Blick, die sie oftmals mit allgemeinen Gesetzen der Physik vergleicht. Mal im Einklang mit und mal im Unterschied zu diesen Gesetzen entwickelt sie dann ihre netzwerktheoretischen Argumente. Die Unterschiede zwischen Natur- und Sozialwissenschaften machen es für die Sozialwissenschaften schwierig, in den entwickelten Begriffen oder Parametern Chancen für eine weitere sozialwissenschaftliche Auflösung von Netzwerken zu erkennen. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht fehlt der allgemeinen Netzwerktheorie also jenseits ihrer netzwerktheoretischen Parameter ein differenziertes Vokabular, um auf Unterschiede in Netzwerken hinweisen oder sie gar erklären zu können – diese Formulierung lässt bewusst offen, ob das tatsächlich so ist oder ob es sich primär um ein Übersetzungsproblem handelt. Die Systemtheorie hingegen rechnet jede Selektion und Vernetzung, mithin jedes Netzwerkstruktur, immer einem System (alternativ und aufgrund theoretischer Abstraktion unbestimmt und somit offener: einem Beobachter) zu und sieht sich dann selbst gezwungen, diese abstrakte Aussage durch die Benennung der (System-)Referenz empirisch zu füllen. Dieser theorie-technische Vorteil der Systemtheorie in diesem Punkt ist der Tatsache geschuldet, dass bei ihr Netzwerke nicht als sozial „*unhintergehbare*“ Phänomene erscheinen“ (Bommes/Tacke 2006, S. 39). Während bei der allgemeinen Netzwerktheorie wie bei vielen anderen Netzwerktheorien der Grundbegriff der Theorie mit dem zu erklärenden Problem zusammenfällt und damit überlastet wird, zieht die Systemtheorie Explanans und Explanandum ungleich stärker auseinander. Netzwerke gelten ihr als ein bemerkenswertes und von anderen sozialen Formen unterscheidbares Phänomen (vgl. ebd.).

Die unterschiedlichen Aussagen darzustellen und aufeinander zu beziehen sowie anschließend nach Lernmöglichkeiten zu fragen, ist das Ziel dieses Beitrags. Das heißt umgekehrt, dass Erklärungsvielfalt nicht per se als Wert im Zeichen einer theoretischen Ökumene, sondern als Ausgangspunkt für Theorieentwicklung verstanden wird. Das heißt auch, dass nicht auf zukünftige Forschungen samt deren Daten gewartet wird, in der Hoffnung, dass so die Dissense entscheidbar werden (vgl. Schneider/Kusche 2011, S. 182), sondern dass der kognitiven Stärke

theoretischen Denkens vertraut wird. Und zuletzt heißt das, dass nicht das eine Theorieprogramm in das andere integriert werden soll. Dies zu betonen scheint wichtig, weil sich dieser Weg zumindest aus Sicht der erkenntnis- und beobachtungstheoretischen Position des Wissenschaftsprogramms Systemtheorie aufdrängt. Ein derartiger Integrationsversuch würde in Bezug auf die behauptete Relevanz eines (Erd-)raums für den Strukturaufbau von Netzwerken kontern, dass nicht ein (Erd-)Raum die Sache erkläre, sondern immer die soziale Erkenntnis entscheidend sei: Nur wenn und weil *in* der Gesellschaft ein wie auch immer strukturierter materieller Raum in seiner Bedeutung *für* die Gesellschaft erkannt oder einem (Erd-)Raum eine Bedeutung zugeschrieben, also ein imaginiertes Außen „durch das schmale Nadelöhr der Kommunikation geleitet“ werde (Luhmann 2002, S. 123), könne dieser Außenraum überhaupt sozial relevant werden. Beobachtungstheoretisch würde es weiter heißen, dass sich Raum wie jedes andere Objekt einer Erkenntnis auch, dem Treffen einer Unterscheidung verdanke, die nur von einem Beobachter getroffen werden könne – so bei Baecker in diesem Band: Raum, Unterscheidung und Beobachter seien entsprechend koextensiv, da es keinen Raum ohne das Treffen einer Unterscheidung, keine Unterscheidung ohne einen Beobachter und keinen Beobachter ohne einen Raum gebe, in dem dieser Beobachter auf seine Unterscheidung mithilfe einer neuen Unterscheidung aufmerksam würde. Entsprechend ist es die Netzwerktheorie, die den Raum schafft und als etwas gesellschaftexternes imaginiert. Wenn die Netzwerktheorien mit Bezug auf den Mathematiker Leonhard Euler zudem behaupten, dass es die (versteckten) Eigenschaften der Netzwerke *selbst* seien, die unsere Möglichkeiten im Umgang mit ihnen positiv wie negativ bestimmen (Barabási 2003, S. 12), dann drängt sich in der beobachtungstheoretischen Lesart der Verdacht auf, dass die Eigenschaften versteckt sind, weil die Beobachter nicht genannt werden oder nicht bekannt sind, also die Systemreferenzen im Dunklen bleiben. Mit anderen Worten: Es wird nicht gesagt oder nicht gewusst, wer unter welchen Prämissen wie selektiert und vernetzt. Ein solcher Integrationsversuch der allgemeinen Netzwerktheorie in die Systemtheorie praktiziert eine erkenntnistheoretische Dekonstruktion des Dissenses und präsentiert dabei den Dissens als letztlich referenzloses und unkontrolliertes Sprachspiel, das Fragen der Kompatibilität mit einer außersprachlichen Realität oder Wirklichkeit außen vor lässt. Gleichwohl dieser Weg theorieästhetisch sehr elegant wirkt und konform mit dem systemtheoretischen Mainstream ist, sind Einwände gegen solche konstruktivistischen Manöver unseres Erachtens zu gravierend (vgl. jüngst Boghossian 2013), sodass dieser Weg für uns in seiner radikalen Form ausscheidet.

Erklärungsdifferenzen als produktive Irritationen und Lerngelegenheiten zu nutzen, so das Ziel dieses Beitrags, heißt konkret zu eruieren, ob der starken (Erd-)Raumthese innerhalb der allgemeinen Netzwerktheorie mit der von Stichweh (2003,

2008)⁵ ausgearbeiteten These der Kontrolle des Raums begegnet werden kann. Diese These hat den Vorteil, dass sie im Unterschied zur These von der sozialen Konstruktion des Raums soziale Kategorien in eine zu Raum und Zeit symmetrische Position setzt (vgl. Stichweh 2012) und sich daher bei der Begegnung mit naturwissenschaftlichen Thesen leichter tut. Darüber hinaus soll eruiert werden, ob die allgemeine Netzwerktheorie nicht von systemtheoretischen Erkenntnissen lernen kann. Besonders mit Blick auf einen gestuften Erklärungsmodus zur Entwicklung von Netzwerken scheint das möglich, findet sich innerhalb der allgemeinen Netzwerktheorie doch die These, dass den (erd-)räumlichen Konditionen vor allem bei einfachen Netzwerken eine zentrale Rolle zukommt, hingegen bei differenzierteren Netzwerkformen netzwerkeigene Dynamiken für die Strukturen und etwaige Strukturemergenzen verantwortlich gemacht werden. Aus der Sicht der Systemtheorie und der These von autopoietischen Systemen ist das nicht weiter überraschend, gleichwohl die Systemtheorie nicht über die methodischen Mittel verfügt, dies auch nur annähernd so deutlich wie die Netzwerktheorie darzustellen.⁶

Im Folgenden (Abschnitt 2) soll zunächst sehr fundamental erörtert werden, was genau mit Vernetzungen gemeint ist. Anschließend werden drei Studien zu räumlichen Netzwerken vorgestellt, die erstens eine (erd-)räumliche Relevanz für den Strukturaufbau von Netzwerken behaupten und zweitens Fragen nach den Selektionsmodi aufwerfen. Abschnitt 3 nimmt sich speziell der Raumthese an und schlägt die Theorieformel der Kontrolle des Raums vor. Das Potenzial einer solchen Fassung wird am Beispiel der Global Cities in Abschnitt 4 erläutert, in dem auch stärker auf die offene Frage der Selektionsmodi eingegangen wird.

-
- 5 Die Argumentation wurde von Stichweh nicht allein in den genannten Texten dargelegt, sondern in Bezug auf Netzwerke auch auf einem Treffen des DFG-Netzwerkes Systemtheoretische Geographie im Mai 2012 erörtert.
 - 6 Notabene, die hier eingeschlagene Fragerichtung unterstellt allen Theorieparteien, dass es um die Klärung der gleichen Phänomene geht (z. B. Telekommunikationsnetzwerke, Flugverkehrsnetzwerke oder Städtenetzwerke). Das aber ist alles andere als klar. Angesichts der sehr allgemein und formal verwendeten Begriffe wie etwa System, Netzwerk, Raum und ihrer Anwendung auf empirische Phänomene kann es gut sein, dass der Empirie innerhalb der jeweiligen Paradigmen ein illustrativer und simulativer Status zukommt. In diesem Fall stellt die Forschung weniger auf die Sachverhalte an sich ab, sondern ist bestrebt, mit den Daten die eigenen Konzepte zu irritieren und weiterzuentwickeln. Eine Klärung der vermeintlichen Sache an sich ist dann nachrangig.

2 Vernetzungen

Den Tatbestand der Vernetzung wird man heutzutage kaum bestreiten können oder wollen. Zu sehr sind Bild und Idee des Netzwerks in unsere Denk- und Sprachstrukturen eingedrungen. Dieser Eingängigkeit zum Trotz ist jedoch festzustellen, dass Antworten auf die fundamentalen angelegten Fragen nach dem Was, Wie, Wann und Wo der Vernetzung schwieriger zu geben sind. Netzwerkknoten können nicht isoliert bestimmt werden, weil sie immer auch Effekte ihrer Relationen sind (ohne dass sie über ihre Relationen auch nur annähernd voll verfügen könnten), und die Relationen sind nicht ohne Knoten möglich. In diesem Sinn sind Netzwerke emergente Phänomene, die zugleich ihre wichtigsten Elemente, die Knoten und Kanten, überhaupt erst ermöglichen. Dabei gilt zudem zu bedenken, dass *jede* Erkenntnis in einem paradoxen Verhältnis von Fremd- und Selbstreferenz, von Erleben und Handeln oder von *cognition* und *volition* gründet, also immer auch etwas über den Beobachter verrät (vgl. z. B. Günther 1979; Luhmann 2001 [1988]; Maturana/Varela 1984). Entsprechend stellt sich die Frage, inwiefern die Bezeichnung von etwas als Netzwerk auch dem Phänomen entspricht oder nicht vorrangig der perspektivischen Metapher zuzurechnen ist (vgl. Burke 1941). Im Übrigen ist das auch ein Problem für die Systemtheorie, die zwar vorgibt, sich stets selbst beobachten zu können, aber gerade in Bezug auf Raum in der Regel als „ein ‚räumelnder‘ (oder raumimplementierender) Beobachter“ gesehen werden muss, das heißt etwas zu praktizieren, was ihren Intentionen widerspricht (Lippuner 2008a, S. 361). Ganz ähnlich wird im Normalbetrieb der allgemeinen Netzwerktheorie an sehr einfache und noch viel mehr an sehr *anschauliche* Vorstellungen von Sozialität und Raum angeschlossen: Personen sind beispielsweise Knoten im Raum und ihre Beziehungen zueinander oder Kommunikationen miteinander stellen die Kanten dar.

Aus der Distanz betrachtet sind diese Kommunikations- und Darstellungstechniken nicht überraschend. Verwendung findet eine ontologisierende Ist-Sprache, die mit starken Pressionen daherkommt und wissenschaftlich gesehen insofern unglücklich ist, als sie nicht mitausdrücken kann, unter Nutzung welcher Unterscheidung sie etwas bezeichnet hat und was durch diese Bezeichnung auf der anderen Seite der Unterscheidung verloren geht (vgl. Luhmann 1984, S. 205). Diese Ist-Sprache unterstellt eine gewisse Notwendigkeit zur Annahme der Kommunikation und verhält sich damit leicht konträr zu normativen Geboten in der Wissenschaft, die fordern, dass die wissenschaftliche Kommunikation einem organisierten Skeptizismus zu unterziehen ist. Entsprechend – und gewissermaßen als ein empirisches Beispiel für das eben Gesagte – überrascht die in diesen Netzwerkstudien mitgeführte Sicht auf Raum nicht: Raum wird ontologisiert. Studien über räumliche Netzwerke innerhalb der allgemeinen Netzwerktheorie folgen der Gepflogenheit, dass Raum als

diskursives Phänomen immer dann ins Spiel gebracht wird, „wenn es darum geht, die Kopplung von Bewusstsein und Kommunikation zu gewährleisten“ (Wirths 2003, S. 163). So stehen die identifizierten Personen in den Netzwerkstudien für Bewusstseine, deren Relationen (Kommunikationen) quasi unweigerlich in einem Raum stattfinden müssen. Auf diese Gepflogenheit wie auch auf die Voraussetzung dafür macht die Systemtheorie mit ihrer prominenten Differenz zwischen psychischer und sozialer Wirklichkeit schon lange aufmerksam: Psychisch funktioniert Raum „als fundamentale Dimension von Wahrnehmung und sozial als elementares kommunikatives Schema“ (ebd., S. 163).

Ein in der Systemtheorie zu findender Netzwerkbezug thematisiert etwas vom bisher Gesagten Verschiedenes. Der *konnexionistische Netzwerkbezug*, so die Begriffsprägung bei Bommes und Tacke (2007, S. 10), stellt darauf ab, dass autopoietische Systeme die Elemente, aus denen sie bestehen, im Netzwerk ebendieser Elemente selbst erzeugen.⁷ Damit konfundieren die Begriffe Netzwerk und System, wobei die Netzwerkknoten *Kommunikationen* und nicht etwa Personen sind. Dies sei ein signifikanter Unterschied zu den handlungs- und akteurstheoretischen Ausgangspunkten gängiger Netzwerkkonzepte (ebd., S. 11). Eine solche Fassung des Netzwerkbegriffs kenne keine eigenen Relationen, weil die Relation bereits in die Operativität der kommunikativen Elemente eingebaut und als solche ereignishaft und flüchtig sei – zumindest wäre das die theoriekonsistente Auslegung (ebd., S. 18). Der konnexionistische Netzwerkbezug „rückt in den Blick, dass Kommunikationen sinnhafte Anschlusspotentiale besitzen und insofern in Verzweigungen gleichsam ‚eingebettet‘ sind. Unterstrichen ist damit ein rekursiver Modus des Operierens von Kommunikation, der als solcher Vorgriffe (Antizipationen möglicher Anschlusskommunikationen) und Rückgriffe (Aktualisierungen) einschließt“ (ebd., S. 11). Die Netzwerkartigkeit der Kommunikation herauszustellen, betont die Möglichkeit von „sinnhaften Umkontexturierungen der Kommunikation“ (ebd., S. 12). Wenn Netzwerkstudien also das aus systemtheoretischer Sicht für Kommunikation zwingend notwendige Bewusstsein als Knoten im Raum setzen, dann ist dies eine mögliche, aber mit dem systemtheoretischen Verständnis von Gesellschaft, ihren Ereignissen und Strukturen nicht mehr einfach kompatible theoretische Operation – die Strukturen der (systemtheoretischen) Gesellschaft sind eben Sinnstrukturen und nicht etwa räumliche Strukturen.

7 Bommes und Tacke (2007) unterscheiden diesen *konnexionistischen Netzwerkbezug* von der ebenfalls in der Systemtheorie Luhmanns zu findenden Idee eines *sozialen Netzwerks*. An anderer Stelle legen sie dar, dass soziale Netzwerke als ein bestimmter Systemtyp begriffen werden können (Bommes/Tacke 2006; vgl. dazu auch die Diskussionen in Bommes/Tacke 2011).

Der konnexionistische Netzwerkbegriff bringt mindestens eine gravierende Implikation mit sich und wirft wenigstens eine weitere Frage auf. Er impliziert, dass die eingangs gemachte Gegenüberstellung von System-Umwelt-Paradigma einerseits und Vernetzung andererseits zu relativieren ist. Insofern es im System-Umwelt-Paradigma um Komplexitätsreduktionen geht, geht es der Systemtheorie nicht allein um die System-Umwelt-Differenz, sondern eben auch um die Selektivität der Relationierung von Elementen – sprich: um Netzwerke. Die Netzwerkforschung mit ihren Theorien und Methoden erlaubt hier eine enorme und in ihren Folgen nicht einschätzbare Konkretisierung und Operationalisierung von Komplexität, die der luhmannschen Systemtheorie bislang fehlt (vgl. Mainzer 2008, S. 100). Noch aber ist die Lücke zwischen soziologischer Systemtheorie und einer an Komplexität orientierten Netzwerkforschung groß. Dies auch deshalb, weil sich in der Netzwerktheorie bisher nichts über die „Vorstellung der Schließung des Systems über Nichtintegration fremdartiger, nichtzugehöriger Elemente und über die systemweite Verfügbarkeit einer systemkonstituierenden (und vielleicht in Semantik repräsentierten) System/Umwelt-Differenz“ findet (Stichweh 2010, S. 26).

Die weiterführende Frage lautet, ob die in den Netzwerkstudien behauptete und vielfach mittels Karten visualisierte Räumlichkeit von kommunikativen Ereignissen – und das heißt systemtheoretisch zunächst nicht viel mehr als die Sichtbarmachung der für die Psyche unhintergehbaren Wahrnehmung des Raums, die über die Sprache ihren Eingang in kommunikative Raumschemata findet – nicht noch mehr impliziert. Mit anderen Worten: Welche Relevanz oder vielleicht besser: welche Effekte lassen sich einem möglichen Raum da draußen in Bezug auf Kommunikationsereignisse und -strukturen *zusprechen*? Bei aller Unterschiedlichkeit der analysierten Daten ist ein implizit wiederkehrendes Argumentationsmuster zu erkennen. Räumliche Konditionen, so der erste Punkt, strukturieren die Vernetzungsmuster in einem erheblichen Maße; aber, so der zweite Punkt, je entwickelter (das heißt differenzierter) die unterschiedlichen Netzwerke sind, desto weniger ist der (Erd-)Raum als konditionierender Faktor der Vernetzung anzusehen – oder, was das Gleiche ist, wengleich in anderen Worten formuliert: Das Überwinden oder Kontrollieren (erd-)räumlicher Konditionen bedarf der gesellschaftlichen Entwicklung.

2.1 Räumlichkeit in elektronischen Kommunikationsnetzwerken

Studien zur Struktur von elektronischen sozialen Netzwerken wie etwa Blogs, Facebook oder allgemeinem E-Mail-Verkehr zeigen, dass die Vernetzungen räumlich nicht zufällig sind. Mit Blick auf die Small-World-These ist das zunächst

überraschend, behauptet diese doch, dass selbst in großen Netzwerken ein zufällig gewähltes Paar über eine erstaunlich kurze Netzwerkdistanz miteinander verbunden ist. Das bedeutet nichts anderes, als dass Netzwerkdistanzen räumlich unabhängig sein müssen, weil sonst die räumlich weiter entfernten Knoten auf längeren Pfaden erreichbar sein müssten. Allerdings lassen die Suchstrategien nach einem vorgegebenen Knoten in der klassischen Milgram-Studie wie auch in neueren, auf E-Mails basierenden Wiederholungsstudien erkennen, dass oftmals und aus guten Gründen zunächst eine räumliche Einkreisung des zu suchenden Knotens versucht wird. Man kann auch sagen, dass psychische Systeme bei den ersten Suchschritten ganz selbstverständlich dem räumlichen Adressattribut einen Vorrang einräumen, ehe auf Kriterien wie etwa Beschäftigungsähnlichkeiten mit der zu findenden Person umgestellt wird (vgl. Liben-Nowell et al. 2005, S. 11623). Wenn also räumliche Einkreisungen bei der Suche erfolgversprechend sind, dann heißt das, dass die geometrische Nähe respektive ihre Umrechnung in sozialen und psychischen Überwindungsaufwand die Kontaktwahrscheinlichkeit zweier Knoten erhöht. Mit anderen Worten: Das Wissen über die räumliche Lage des Knotens, das heißt über erstaunlich wenige Eigenschaften des Knotens, reicht aus, um in diesem Netzwerk relativ gut zu navigieren (vgl. Kleinberg 2000). Entgegen den Schlüssen aus der Small-World-These zeigen Studien auch, dass die Anzahl der Kontakte in elektronischen sozialen Netzwerken mit der Distanz stetig abnimmt. Diese sinkende Kontaktwahrscheinlichkeit trifft allerdings nur auf Distanzen zwischen einem und hundert Kilometern zu (so bei Barthélemy 2011, S. 23; Lambiotte et al. 2008). Bei größeren räumlichen Distanzen (und der Schwellenwert variiert mit dem Typ des Netzwerks) kann nicht mehr von räumlichen auf soziale Distanzen geschlossen werden, sodass andere Logiken für die Vernetzung entscheidend sein müssen. In einem Zwischenfazit kann die Frage, ob dem geometrischen Raum eine konditionale Bedeutung für die Netzwerkbildung zukommt, mit einem bedingten Ja beantwortet werden und muss zugleich um die Frage nach weiteren Erklärungen ergänzt werden, die den Bruch in der Vernetzungslogik bei größeren Distanzen erhellen können. Hu et al. (2010) argumentieren an dieser Stelle, dass die meisten Individuen versuchen, die Diversität ihrer Kontakte zu erhöhen. Informationstheoretisch gesprochen geht es hier um eine Erhöhung der Informationsentropie. Zu dieser These konsistent verhalten sich die Vernetzungsmuster eines untersuchten Zeitschriftenblogs (vgl. Liben-Nowell et al. 2005): Etwa 70 Prozent der sogenannten Freundschaften lassen sich aus der Topografie ableiten. Von den durchschnittlich 8 Nachbarn im Netzwerk leben 5,5 in der Nähe und 2,5 nicht (vgl. ebd., S. 11625). Diese nicht räumlich erklärbaren 2,5 Kontakte sind als Indiz für die Suche nach mehr Diversität zu deuten, die im räumlichen Nahbereich nicht zu finden ist. Jenseits der Detailergebnisse lässt sich die Vermutung ableiten, dass es ab einer bestimmten

medientechnisch ermöglichten und sich historisch entwickelten Komplexität zu Vernetzungen kommt, die wenig mit einer räumlichen Konditionalität zu tun haben.

2.2 Räumlichkeit in Flugverkehrsnetzwerken

Vergleichbar mit den Befunden zu elektronischen Kommunikationsnetzwerken sind Folgerungen aus Untersuchungen von Luftverkehrsverbindungen (vgl. Barthélemy 2011, S. 11–14; Guimerà/Amaral 2004; Guimerà et al. 2005). Im Jahr 2002 bestand das weltweite Netz der regulären Flugverbindungen aus 3.880 Knoten und 18.810 Kanten.⁸ Verschiedene Analysen stimmen darin überein, dass das Netzwerk Small-World-Eigenschaften hat: Jeder Flughafen ist in durchschnittlich 4,37 Schritten zu erreichen. Die Verteilung der Gradzentralität (Anzahl der Direktverbindungen von einem Flughafen) zeigt Eigenschaften eines Power-Laws und lässt sich als long-tailed charakterisieren, das heißt, einige Flughäfen haben sehr viele Direktverbindungen, viele andere Flughäfen jedoch nur sehr wenige. Diese in vielen Netzwerken zu findende Verteilung wird in der Literatur als Übergang von Zufall zu einem Niveau höherer Komplexität verstanden, unterscheidet sich diese Verteilung doch von Zentralitätsverteilungen in einfachen Netzwerken, die gewöhnlich Bellkurven folgen und bei denen Korrelationen schnell und exponentiell sinken (vgl. Barabási 2003, S. 77). In Bezug auf (erd-)räumliche Eigenschaften überrascht es kaum, dass die Zahl der Direktverbindungen exponentiell mit der räumlichen Entfernung sinkt. Zudem gilt, dass die Skalierenden durch physikalische und ökonomische Faktoren begrenzt sind, denn sowohl kurze als auch lange Flüge sind technisch nicht möglich oder ökonomisch nicht sinnvoll (vgl. Barrat et al. 2005). Werden die Direktverbindungen mit den realen Passagierzahlen gewichtet, dann driften die topografischen und topologischen Netzwerkeigenschaften allerdings auseinander. Sowohl das Passagieraufkommen an einem Knoten als auch die fliegbaren Distanzen von einem Flughafen steigen mit der Gradzentralität des Knotens an. Dieses als Hub bekannte Phänomen zeigt an, dass die technisch-ökonomischen Eigenschaften des Netzwerks ein Mindestmaß an Autonomie in Bezug zu (erd-)räumlichen Konditionen erlauben (vgl. Barthélemy 2011, S. 12).

Interessant ist auch der Blick auf die Betweenness-Zentralität. Je höher sie ist, desto mehr der realen Verbindungen im Netz passieren den Knoten. Damit erhält der Knoten eine Kontrollfunktion. In den meisten Netzwerken korreliert die Betweenness-Zentralität mit der Gradzentralität. Guimerà et al. (2005) zeigen jedoch,

8 Als Knoten gelten Verkehrsflughäfen. Hat eine Stadt mehrere Flughäfen, so wurden diese als ein Knoten gerechnet. Die Kanten sind die Direktverbindungen zwischen den Flughäfen.

dass es im Luftverkehrsnetz zu erheblichen Abweichungen kommt. Knoten mit der höchsten Gradzentralität haben nicht unbedingt die höchste Betweenness-Zentralität. Die höchste Gradzentralität weist Paris mit 250 Verbindungen auf, gefolgt von London mit 242 und Frankfurt mit 237. In Bezug auf die Betweenness-Zentralität liegen diese drei Städte aber auf den Plätzen 1, 3 und 8. Anchorage hat sich auf Platz 2 vorgeschoben, Singapur belegt Platz 4 und Port Moresby reiht sich nach New York und Los Angeles auf Platz 7 ein (ebd., S. 7797). Diese Verschiebungen sind wiederum nur zu verstehen, wenn den räumlichen Konditionen für die Strukturierung des Netzwerks angemessen Rechnung getragen wird (vgl. Barthélemy 2011, S. 13). Betrachtet man die räumliche Verteilung des Flugnetzes, so fällt unmittelbar auf, dass die meisten Kontakte innerhalb von (Groß-)Regionen stattfinden (z. B. Nordamerika, Europa). Der hohe Zentralitätswert von zum Beispiel Anchorage erklärt sich mit der in Relation zur Bevölkerungszahl großen Menge von kleinen Flughäfen in Alaska. Obwohl die kleinen Flughäfen oftmals räumlich näher zu kanadischen Flughäfen liegen, orientieren sich die Verbindungen in Richtung Anchorage, um vor dort aus gebündelt in Richtung USA weitergeleitet zu werden (vgl. Guimerà et al. 2005, S. 7797). Erneut lautet das Fazit: Ja, eine gesellschaftsexterne räumliche Topografie erklärt Teile der Netzwerktopologie, doch je entwickelter das Netzwerk ist und je stärker andere Systeme ebendiese Topografie kontrollieren (hier etwa in Form von staatlichen Territorien), desto mehr Eigenschaften erklären sich aus dem Netzwerk selbst oder – aber das wird in der allgemeinen Netzwerktheorie nur proto-sozialwissenschaftlich abgehandelt – aus gesellschaftlichen Strukturen.

2.3 Kommunikations- und Mobilitätsräume

Eine vergleichbare, aber doch andere Art von Studien widmet sich der Frage, inwiefern gesellschaftsinterne Ereignisse, konkret Telekommunikationen (für Belgien Blondel et al. 2010; für Großbritannien Ratti et al. 2010) oder die Bewegungen von Geldscheinen (Brockmann et al. 2006; Thiemann et al. 2010), eigene räumliche Grenzen aufweisen und, so es solche Grenzen gibt, was diese über einen gesellschaftlichen Außenraum aussagen.

In Studien über die Bewegung von Geldscheinen wird auf die Daten des Onlineportals wheresgeorge.com zurückgegriffen, die darauf basieren, dass die Nutzer die Seriennummer von Ein-Dollar-Banknoten sowie den Zeitpunkt und den Ort des Aufeinandertreffens mit der jeweiligen Banknote online registrieren. Gleichwohl also weder Zahlungen selbst noch die genauen Pfade der einzelnen Scheine registriert werden, kann von der Bewegung der Scheine auf Geldtransfers (vermutlich, aber nicht ausschließlich: Zahlungen) respektive auf die Bewegung von Menschen

geschlossen werden. Bei der Betrachtung des so entstehenden Netzwerks werden nicht allein die üblichen Power-Laws sichtbar. Deutlich wird auch, dass viele Geldscheine relativ lange in der gleichen Netzwerkregion bleiben, es aber vereinzelt zu großen Sprüngen kommt. Mit Blick auf die modernen Verkehrsinfrastrukturen und typische Verkehrsmittelwahlen ist das nicht verwunderlich – die meisten Bewegungen finden in einer relativ kleinen Region statt, doch gelegentlich kommt es zu weiteren Bewegungen. Deutlich wird auch, dass die in der Netzwerkanalyse entdeckten Regionen sich mit bekannten (bundes-)staatlichen Territorien decken. Man kann also argumentieren, dass die politische, das heißt die soziale Konstruktion des Raumes oder die Raumabstraktionen des politischen Systems auf andere, nichtpolitische Kommunikationen, hier Geldtransfers, durchschlagen. Die Bindewirkung politischer Grenzen ist aber nicht unbegrenzt. Im Fall der Geldscheine sind 44 Prozent der US-Bundesstaatsgrenzen auch für die Geldscheinzirkulation relevant (vgl. Thiemann et al. 2010, S. 3). Weitere Erklärungen finden sich in der Lage der Wirtschaftsräume und, damit verbunden, in der Lage von natürlichen Barrieren wie dem Gebirgszug der Appalachen. Bemerkenswert ist auch, dass sich die Netzwerkgrenzen nicht aus der räumlichen Verteilung der Bevölkerung ergeben. Es ist also keine Bevölkerungsgravitation am Wirken. Vielmehr können die netzwerkanalytisch extrahierten Grenzen als topografische Informationen verstanden werden, die sich in das Netzwerk hineincodiert haben (ebd., S. 6).

2.4 Zwischenfazit

Die zitierten Studien legen bei aller Unterschiedlichkeit folgende Schlüsse nahe. *Erstens* muss man bei Netzwerken, die einfache soziale Sachverhalte darstellen, zum Teil nicht viel mehr als die (erd-)räumliche Position der Knoten kennen, um Aussagen über die Wahrscheinlichkeit ihrer Vernetzung machen zu können. Diese triviale Erkenntnis findet sich in ähnlicher Form bereits bei Tobler (1970, S. 236): „[E]verything is related to everything else, but near things are more related than distant things“, und hat als Thematik und Ausgangsthese die Geographie schon immer beschäftigt. Auch die Distanzähnlichkeitsmetapher, die besagt, dass nahe liegende Knoten als einander ähnlich wahrgenommen werden, thematisiert diesen Sachverhalt (vgl. Salvini 2012, S. 49). *Zweitens* gilt, dass sich mit der Entwicklung von Netzwerken von einfachen zu differenzierten Formen die Sache verkompliziert. Netzwerke, das zeigt die allgemeine Netzwerktheorie, sind dann nicht mehr als sichtbar gemachte Spuren von irgendwelchen Ereignissen, sondern müssen als emergente Phänomene begriffen werden, die aus sich heraus eine gestaltende Kraft gewinnen, wobei hier jeweils genauer zu klären wäre, was als basales Element der

Netzwerke zu betrachten ist. Damit ist bereits ein *dritter* Aspekt angedeutet: Mit ihren netzwerkbasierten Erklärungen begrenzt die allgemeine Netzwerktheorie ihre eigenen Erklärungsmöglichkeiten. Insofern sie alles ausnahmslos als Netzwerk oder als Netzwerkeffekt begreift, fehlen ihr Begrifflichkeiten, die auf das Besondere der je unterschiedlichen Netzwerke hinweisen könnten. Das ist zumindest der Schluss, den man ziehen kann, wenn man die Netzwerkforschung auf ihre gesellschaftstheoretischen Möglichkeiten hin beobachtet und nicht allein ihre mathematischen oder physikalischen Erklärungspotenziale betrachtet und wertschätzt. Konkret formuliert: Das Vokabular der allgemeinen Netzwerktheorie ist nicht in der Lage, verständlich zu machen, weshalb etwa Telekommunikations-, Zitations- oder Produktionsnetzwerke trotz aller Ähnlichkeiten immer wieder unterschiedliche Strukturen aufweisen.

3 Konstruktion und Kontrolle des Raums

So, wie die allgemeine Netzwerktheorie wenig zu den Ursachen von Unterschieden in verschiedenen Netzwerken sagen kann, haben konstruktivistische Perspektiven in den Sozialwissenschaften Mühe, mit der proklamierten Konditionalität eines gesellschaftlichen Außenraums umzugehen. Das ist kein Manko per se, hat doch gerade die Soziologie gezeigt, dass sie vielfach auch ohne einen expliziten Raumbegriff sehr erfolgreich ist. Die regelmäßig erhobene Klage, dass die Soziologie nicht genug über den Raum wisse, muss daher immer auch begründen, warum dies ein wirkliches Manko darstellt. Die Ironie der dann anlaufenden Raumdiskussion ist allerdings, dass sich das soziologische Nachdenken über den Raum kaum von einfachen Vorstellungen des Alltagserlebens distanziert (vgl. Kuhm 2003, S. 13). So gesehen ist Luhmanns Anspruch, „die Systemtheorie als Grundlage der Gesellschaft so zu formulieren, dass sie in der Bestimmung der Gesellschaftsgrenzen nicht auf Raum und Zeit angewiesen ist“ (Luhmann 1997, S. 30, Fn. 24), vielleicht überzeichnet und für bestimmte Fragen und Problemstellungen hinderlich, aber der Anspruch ist pragmatisch erfolgreich, etwa um das Autonomiebestreben der Soziologie zu verdeutlichen.

Um diese Einschränkungen und Relativierungen wissend, sei hier dennoch ein Problem aufgegriffen: Die These der sozialen Konstruktion von Raum muss aus der Sicht der zitierten Netzwerkstudien als relativ nichtssagende oder gar leere Theorieformel gesehen werden, die vielleicht innerhalb der Sozialwissenschaften funktioniert, aber sich nur schlecht mit den Erkenntnissen der allgemeinen Netzwerktheorie verträgt. Und aus sozialwissenschaftlicher Sicht muss die These der

sozialen Konstruktion des Raums letztlich als mittlerweile triviale Selbstverständlichkeit gewertet werden, die zwar die Möglichkeit des Sozialen thematisiert, in Bezug auf die Bedingungen der Konstruktion aber stumm bleibt (vgl. Krämer-Badoni 2003, S. 280). Müssten die Sozialwissenschaften nicht auch der sichtbar gemachten Externalität von Raum Rechnung tragen können? Ähnliches gilt für die starke These über Netzwerke, dass Netzwerke über Eigenschaften und Eigenlogiken verfügen, die die Möglichkeiten der Knoten positiv wie negativ beeinflussen. Müssten die Sozialwissenschaften nicht auch hier diesen Eigenlogiken stärker als bisher Rechnung zu tragen versuchen und derartige Netzwerke nicht wenigstens als Umwelt der Gesellschaft begreifen, weil Gesellschaft überhaupt nur als in ihrer Umwelt seiend als ein System begriffen werden kann?

Einer möglichen Externalität von Raum Rechnung zu tragen, ohne eigene Erklärungsansprüche aufzugeben, kann mit der Theorieformel der sozialen Kontrolle von Raum gelingen. Erste Spuren dieser Theorieformel sind im Kontrollbegriff der Kybernetik in den 1940er Jahren angelegt. Parsons (1966, S. 28, 1978, S. 374–380) hat diesen Kontrollbegriff später zu einer Kontrollhierarchie weiterentwickelt, und Stichweh (2003, 2008) schließlich kommt das Verdienst zu, diese Vorarbeiten ausgebaut und auf den Punkt gebracht zu haben. Der Begriff der Kontrolle meint zunächst, „dass man einen Sachverhalt in seiner Eigenständigkeit akzeptiert, aber Operationen anschließt, die den Sachverhalt den Imperativen eines anderen Systems zu unterwerfen versuchen“ (Stichweh 2003, S. 95). Man kann auch sagen, dass Kontrolle „als ein mitlaufendes Gedächtnis zu verstehen [ist], das angesichts der komplexen Kontingenz der Welt auf ein Verstehen dieser Welt verzichtet und sich stattdessen an Erwartungen orientiert und diese Erwartungen mit Blick auf die tatsächlichen Ereignisse laufend korrigiert“ (Baecker 2007, S. 27). Diesem kybernetischen Kontrollbegriff liegt die scharfe Unterscheidung zwischen Information einerseits und Materie/Energie andererseits zugrunde: „Information is information, not matter or energy. No materialism which does not admit this can survive at the present day“ (Wiener 1965, S. 132). Insofern gibt es keine direkten Anschlussmöglichkeiten zwischen Information und Materie/Energie. Vielmehr kommt es zu einer kybernetischen Hierarchie, die stets wechselseitige Abhängigkeiten in entgegengesetzte Richtungen erzeugt. „Für alle Sozialsysteme gilt dann, dass sie entweder primär in ihrer informationellen Bedeutung zu lesen sind, was heißt, dass von ihnen eine kontrollierende Wirkung auf energie- und materiereiche Systeme ausgeht. Oder sie haben einen energetisch-materiellen Schwerpunkt und wirken dann als Konditionen oder als *constraints* im Blick auf das, was in einem informationell bestimmten System realisiert werden kann“ (Stichweh 2008, S. 155).

Die Differenz von Information und Energie/Materie wendet Stichweh auf das Verhältnis von Raum und Gesellschaft an. Dabei ergänzt er die Hierarchie um

Kommunikation einerseits sowie um Raum und Zeit andererseits. Kommunikation stellt auf die gesellschaftlichen Elementarereignisse ab, über die die Kontrolle von Information läuft (ebd., S. 156). Dem Informationsbegriff wird der Sinnbegriff zur Seite gestellt, ist doch Sinn wie Information über Selektivität definiert. Dabei gilt, dass die Umwelt keine Informationen enthält, sondern ist, wie sie ist (von Foerster 2003, S. 189). Es ist die Selektionsleistung des Systems, durch die der Unterschied gesetzt wird, der notwendig ist, um eine Information zu produzieren (Bateson 1982, S. 123). Ebenso steckt Sinn nicht in den Dingen, sondern differenziert prinzipiell zwischen Aktualität und Potenzialität (vgl. Luhmann 1971). Für Sinn wie für Information gilt trotz unterschiedlicher Provenienz, dass die Auswahlentscheidung umso informativer ist, je mehr Alternativen zur Verfügung stehen. Raum und Zeit im *physikalischen Sinn* werden nun „als *letzte* konditionierende Faktoren (als transzendente Bedingungen von Gesellschaft und Natur)“ verstanden, „für die gleichzeitig gilt, dass sie der Kontrolle durch die kommunikations- und informationsabhängigen Momente sozialer Systeme unterliegen“ (Stichweh 2008, S. 156; Hervorh. im Orig.).

„Die Vorteile der hier vorgeschlagenen Fassung des Raumbegriffs sind leicht zu sehen. Einerseits trägt dieser Vorschlag der Erfahrung der Unhintergebarkeit räumlicher Konditionen Rechnung; andererseits balanciert er diese Deutung dadurch aus, dass er Kommunikation, Information und Sinn als Größen beschreibt, denen in der soziokulturellen Evolution zunehmend die Kontrolle räumlicher Konditionen gelingt. Die Kontrolle und die Organisation des Raums ist dann das Instrument der ‚Überwindung des Raums‘, wobei die konditionale Relevanz des Raums immer gegeben bleibt. Die Kontrolle des Raums geschieht in Sozialsystemen durch zwei Instrumente. Das eine sind *beobachtungsleitende Unterscheidungen* wie nah/fern, innen/außen, Raumstelle/Objekt an dieser Raumstelle etc., mit deren Hilfe sich die Gesellschaft die Räumlichkeit erschließt. [...] Das zweite Instrument sind *Strategien der Bewältigung des Raums*, die als Strategien auf Kombinationen einer Mehrzahl von Unterscheidungen aufrufen und an denen man am besten den soziokulturellen Trend zunehmender Bewältigung des Raums ablesen kann.“ (Ebd., S. 156; Hervorh. im Orig.; vgl. auch Abb. 1)

Die These eines soziokulturellen Trends zur Bewältigung des (Erd-)Raums trifft sich mit den in den Netzwerkstudien erkennbaren Brüchen bei den Vernetzungsdynamiken. Der Befund eines Übergangs von stark (erd-)räumlich konditionierten hin zu eigendynamischen sozialen Ordnungen ist auch den Forschungen zu Global Cities zu entnehmen – die Ergebnisse der Global-City-Forschung sollen helfen, das Gesagte zu illustrieren.

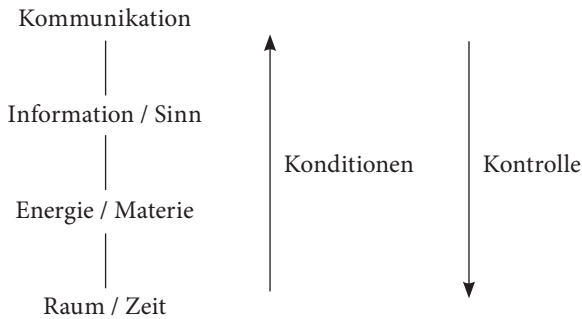


Abb. 1 Die kybernetische Kontrollhierarchie und der Kontrollbegriff (Stichweh 2008, S. 156)⁹

4 Raum, Netzwerke und Systeme: Das Beispiel der Global Cities

Theorien werden gewählt. Ein sinnvoller Vergleich ihrer Leistungsfähigkeit kann daher kaum anhand ihrer Grundbegriffe erfolgen, sondern vornehmlich in Bezug auf ihre Fähigkeit, Phänomene aufzuschlüsseln und verständlich zu machen. Daher soll die Leistungsfähigkeit der Formel von der Kontrolle des Raums und der damit verbundenen Gesellschaftstheorie abschließend anhand eines alten Gegenstands der sozialwissenschaftlichen Forschung zu demonstrieren versucht werden – es geht um das Phänomen Weltstadt. Die Weltstadt oder auch das globale Städtenetz sind für die Theoriedebatte interessant, weil es um die Topografie, die Topologie und eventuell unterschiedliche (Erd-)Raumbewältigungsstrategien von Funktionssystemen sowie um deren unterschiedliche Eigenräume geht. Interessant ist das Phänomen zudem, weil es hierbei von Beginn an auch um Kontrolle ging. Dieser letzten Beobachtung ist zwar die Einschränkung hinzuzufügen, dass in diesem Bereich Kontrolle weniger in dem hier präsentierten und favorisierten kybernetischen Verständnis begriffen wird, sondern tendenziell im Sinne von Überwachen,

⁹ Für eine ausführliche Kritik an der von Stichweh vertretenen und hier übernommenen These siehe Hard (2002 [1999], S. 281–298).

Steuern, Regeln und gegebenenfalls auch Sanktionieren,¹⁰ aber auch wenn das Begriffsverständnis variiert, so wird doch versucht, sehr ähnliche Phänomene auf einen Begriff zu bringen. So gelten World Cities als materielle Manifestation eines weltweiten polit-ökonomischen Systems der Kontrolle (Steuerung) über Produktion und Marktexpansion (Friedmann/Wolff 1982, S. 310). Und beim davon leicht differierenden Begriff der Global City heißt es, dass die Möglichkeit der telekommunikativen Zerstreuung die Bedingung von Konzentrationsprozessen in der Global City sei, bei denen es auch um die Entwicklung von spezifischen Steuerungsstandorten in der internationalen Wirtschaftsordnung gehe (Sassen 1996, S. 63).

Bei der geschichtlichen Entwicklung des globalen Städtennetzes ist nun mit Blick auf die netzwerktheoretischen Erkenntnisse zu erwarten, dass sich speziell die Bedeutung der Städte an der Hierarchiespitze nur noch bedingt aus ihrer (erd-)räumlichen Lage erklären lässt, sondern dass ihre topologischen Lagen für ihre Kontrollchancen entscheidender werden. Die Theorie funktionaler Differenzierung lässt zudem erwarten, dass sich aufgrund von gesellschaftlicher Differenzierung sehr unterschiedliche Spitzenstädte in den einzelnen Funktionsbereichen etablieren. Entsprechend müssten (Netzwerk-)Studien zum Beispiel sichtbar machen können, dass die in der Sprache der Wirtschaft dominanten Worte wie Netzwerke oder Routen mehr als Metaphern sind oder dass in der Politik Zentrum und Territorien bedeutsam sind (vgl. dazu auch den Beitrag von Kusche in diesem Band). So, wie sich der Kontrollbegriff der Global-City-Forschung aber von einem kybernetischen Kontrollbegriff unterscheidet, ist auch zu beachten, dass das Theorem der funktionalen Differenzierung in der Global-City- oder Weltstadt-These nur bedingt bedacht wird. Das heißt konkret, dass die entsprechenden Untersuchungen nicht direkt nach kybernetischen Kontrollchancen oder funktionaler Differenzierung fragen.

Dessen ungeachtet und in einer umfangreichen Studie über Städtennetze auch nicht beabsichtigt, können die Daten aus einer Studie von Salvini (2012) aber auf Kontrolle und funktionale Differenzierung hin problematisiert werden. Salvini hat in einer hauptsächlich methodenorientierten Arbeit, das 'globale Städtennetz aus der Vernetzungsstruktur von Artikeln in der Wikipedia zu rekonstruieren versucht. Grob vereinfacht liegt der Rekonstruktion die plausible Annahme zugrunde, dass die Verlinkung auf Orte in einem Lemma – etwa in dem Lemma über den Eurostar, in dem auf die Einträge London *und* Paris verlinkt wird – als Indikator für eine stärkere (Verkehrs-)Relation zwischen den jeweiligen Städten zu werten

10 Vorrang in der Global-City-Debatte hat also der Sinngehalt des englischen Wortes *control*, das als Verb tendenziell transitiv verwendet wird. Es geht dabei um den Einfluss oder die Wirkung *auf* etwas und weniger um das In-Rechnung-Stellen oder um das Kalkulieren *von* etwas.

ist als zwischen all den unverlinkten Orten in diesem Lemma (zum Vorgehen im Detail vgl. ebd., S. 72–99).

Die Netzwerkmaße zeigen Folgendes: Salvini (ebd., S. 183) hebt zunächst „aus geographischer Perspektive [...] die wichtige Rolle“ hervor, „die der Raum auch im Zeitalter der Globalisierung immer noch spielt“. Diese von der Disziplin Geographie geprägte Bewertung ist allerdings eher als eine Antwortvariante auf die Frage zu sehen, ob das Glas halb voll oder halb leer ist, und sagt mehr über die disziplinär-disziplinierte Perspektive als über die Sache aus. Während aus geographischer Perspektive also die Bedeutung der (erd-)räumlichen Lage betont wird, zeigt die Studie im gleichen Moment, dass die Beziehungen zwischen den (erd-)räumlich nahe beieinander liegenden Städten *nicht* die stärksten sind, auch wenn die „relationalen Regionen bzw. die einzelnen Städtesysteme [...] eine starke, räumlich differenzierte Prägung“ aufweisen (ebd.). Betrachtet man die inneren und äußeren Grenzen der identifizierten Regionen wie auch die allgemeine Vernetzungsstruktur, dann schieben sich Erklärungen in den Vordergrund, die nur noch wenig mit einer von der Geometrie geprägten Sichtweise auf eine der Gesellschaft vorgängige Topografie zu tun haben. Für den Mainstream in der gegenwärtigen Disziplin Geographie ist das nicht weiter verwunderlich. Hier wird nicht mehr versucht, die „soziale und kulturelle Wirklichkeit als Distanzrelationsgefüge zu beschreiben und zu erklären“ (Lippuner 2005, S. 25). Entsprechend können die nordamerikanischen Städte zwar in den verschiedensten Modellierungen in US-amerikanische und kanadische Regionen eingeteilt werden, aber die Städte behalten mit Blick auf das globale Städtetz immer ihre zentrale Position und bleiben untereinander immer stark integriert. Dies ist insofern bemerkenswert, als süd- und zentralamerikanische Städte ungleich geringer integriert sind. Hier verläuft eine Trennlinie „zwischen den Nordamerika-orientierten Städten in Zentralamerika und den Europa-orientierten südamerikanischen Städten. Eine zweite prägende Grenze verläuft zwischen Brasilien und den anderen südamerikanischen Städten“ (Salvini 2012, S. 184). Auch in anderen Teilen der Welt respektive des Netzwerkes sind Muster zu erkennen, die sich eher mit der geopolitischen Entwicklung, das heißt mit dem permanenten innergesellschaftlichen Bemühen des politischen Systems respektive des modernen Staates um die Erzeugung und Sicherung eines Territoriums, erklären lassen als mit Raum im Sinne von physikalisch zu interpretierenden metrischen Distanzen.

Die sichtbar gemachte innere Netzwerkstruktur verweist wenigstens teilweise auch auf in den entsprechenden Städten gebündelte Kontrollchancen und -praktiken. Mit Blick auf die Rangverteilungen der Degree-, Closeness- und Betweenness-Zentralität fallen grundsätzlich die Long-tail-Verteilungen auf: Einige wenige Knoten haben hohe Zentralitätsmaße, die meisten Knoten haben jedoch relativ geringe. Wie

schon bei den anderen Netzwerkstudien erwähnt, zeigt dieses Verteilungsmuster eine höhere Ordnung an. Noch spezieller ist zu erkennen, dass bei Städten mit Zentralitätswerten über dem Median die Betweenness-Zentralität die stärkste und die Closeness-Zentralität die schwächste hierarchische Struktur aufweist. Dieses hierarchische Muster, also stark ausgeprägt für die Betweenness-Zentralität und schwach für die Closeness-Zentralität, wiederholt sich an der Spitze der Hierarchie (vgl. ebd., S. 135). Offensichtlich, so die Interpretation, geht es an der Spitze nicht allein um eine metrische oder soziale Nähe zu anderen Städten, sondern um die Frage, wie viele Pfade auf dem durchschnittlich kürzesten Weg *durch* die Stadt führen. Genau diese Zentralität ist ein deutliches Zeichen für die Fähigkeit, die Relationen zu kontrollieren, mithin eigene Operationen anzuschließen. Mit Blick auf konkrete Städte zeigt sich, dass London, New York und Paris nicht nur über die höchste Gradzentralität verfügen, sondern jeweils auch über sehr hohe Maße bei der Betweenness-Zentralität. Auffallend sind hier auch die Maße für Peking. In Bezug auf die Gradzentralität landet die Stadt auf Rang 17, ihre Betweenness-Zentralität liegt jedoch auf Rang 2. Offensichtlich geht ein großer Teil der Kommunikationen über Peking. Dass es sich dabei nicht um eine durch den (Erd-)Raum erklärbare Struktur handelt, dürfte ebenso offensichtlich sein wie die Unmöglichkeit, diese Struktur aus allgemeinen Netzwerkdynamiken abzuleiten, die sich indifferent von der Art des konkreten Netzwerks vollziehen. Der allgemeinen Netzwerktheorie fehlt hier eine Vorstellung von anderen Logiken, die solche Vernetzungen gestalten oder kontrollieren. Sie verfügt zum Teil aus methodischen und zum Teil aus theoretischen Gründen auch nicht über die Mittel, die vielfältigen Systemreferenzen bei den Netzwerken angemessen zu berücksichtigen.

Genau dies aber, eine permanente Beobachtung der Beobachter, scheint erforderlich, wenn man bedenkt, dass die städtischen Vernetzungen nicht über alle gesellschaftlichen Bereiche hinweg gleich sind. Blickt man etwa auf Indikatoren für Wirtschaftskommunikationen einerseits und für politische Kommunikationen andererseits, dann sieht man deutliche Unterschiede: Die politische Kommunikation ist konzentrierter und weist drei fast gleichrangige Städte an der Spitze auf (New York, Paris, London). Die wirtschaftliche Knappheitskommunikation verläuft hingegen dezentraler und es tritt Hongkong als vierte Stadt von höchster Zentralität hinzu (vgl. ebd., S. 161–165). Die Eigenräume von Wirtschaft und Politik unterliegen offensichtlich unterschiedlichen Logiken – das konnte man auch schon früher wissen, hier aber wird es in einer bestimmten Form gezeigt.

5 Fazit

Der Beitrag nahm seinen Ausgang bei der innerhalb der allgemeinen Netzwerktheorie vorgetragenen These, dass die Topografie auf die Topologie der Netzwerke durchschlägt und die gesellschaftsexterne (physikalische) Räumlichkeit entsprechend auch bei der Erklärung gesellschaftsinterner Strukturen zu beachten sei. Dies bringt bestimmte und gegenwärtig gewichtige theoretische Auffassungen über die Rolle des (Erd-)Raums in die Bredouille. Speziell die These von der sozialen Konstruktion des Raums scheint aus der Perspektive der allgemeinen Netzwerktheorie als eine halbierte These. So stellt die allgemeine Netzwerktheorie zwar keineswegs das in der Systemtheorie und auch anderswo zu findende Argument der innergesellschaftlichen Raumkonstruktion infrage. In der systemtheoretischen Variante der konstruktivistischen Sichtweise meine Raum, so fasst es Lippuner (2008b) klar zusammen, weder bloß materielle Welt, noch sei damit die Erdoberfläche, eine Art Container oder ein Distanzrelationsgefüge gemeint. Raum sei gemäß Luhmann ein Medium „*der Messung und Errechnung von Objekten*“ (Luhmann 1995, S. 179; Hervorh. im Orig.). Er werde dadurch erzeugt, „dass Stellen unabhängig von den Objekten identifiziert werden können, die sie jeweils besetzen“ (ebd., S. 180). Stellen seien das Medium des Raums, Objekte die Formen, die darin gebildet werden können: „Stellendifferenzen markieren das Medium, Objektdifferenzen die Formen des Mediums“ (ebd.). Betont wird von Teilen der allgemeinen Netzwerktheorie jedoch, dass auch der Externalität von Raum Rechnung getragen werden muss, dass diese Externalität die Struktur von Netzwerken und damit auch von Gesellschaft stärker beeinflusst, als das in den konstruktivistischen Varianten durchscheint. Nicht allein diese These ist eine Herausforderung. Auch die Annahme, dass Netzwerke über Eigendynamiken verfügen, die alle Knoten und Kanten des Netzwerks erfassen, verträgt sich nicht unmittelbar mit gängigen Sozialtheorien oder konkret dem systemtheoretischen Autopoiesisargument.

Um die Systemtheorie dem (Erd-)Raum-Argument zu öffnen, orientierte sich dieser Beitrag an Stichwehs Vorschlag, die Formel der sozialen Konstruktion von Raum durch die der sozialen Kontrolle des Raums zu ersetzen. Diese beinhaltet die Konstruktionsthese und geht zugleich über sie hinaus. Zusätzlich wurde betont, dass eine Klärung der Systemreferenz bei den veranschaulichten Netzwerken hilfreich, ja sogar zwingend nötig ist, um die Unterschiede in der auch für die Systemtheorie immer netzwerkartigen Kommunikation zu verstehen. Insofern informationsreiche Systeme (erd-)räumliche und andere Konditionen zu kontrollieren vermögen, gelingt es ihnen, sich von diesen Konditionen zunehmend unabhängig zu machen und sich gemäß den eigenen Imperativen aber weiterhin in Relation zur Umwelt zu entfalten. Die Chance, Informationen zu kontrollieren – technisch dargestellt im

Maß der Betweenness-Zentralität –, ist ein Beispiel dafür. Die Kontrolle räumlicher Netzwerke, etwa der Flugverkehrsnetzwerke, ist ein anderes Beispiel. Ferner ist auch an materielle Telekommunikationsnetzwerke zu denken, die bestimmten Städten oder genauer Handelsunternehmen und ihren Hochfrequenzrechnern Zeitvorteile im automatisierten Börsenhandel gewähren, weil die Informationen in Bruchteilen einer Sekunde früher den Ort passieren und so automatisierte Entscheidungen vor anderen ermöglichen (vgl. Wissner-Gross/Freer 2010). Insgesamt zeigen diese und andere Beispiele, dass das informationsreiche Kommunikationssystem Gesellschaft sich nicht direkt von den (erd-)räumlichen Gegebenheiten oder von wie auch immer gefassten Netzwerken determinieren lässt. Im Gegenteil, soziale Systeme versuchen alles, um ihre Umwelt zu kontrollieren. Das heißt, sie versuchen, ihre Umwelt in ihrer Eigenständigkeit zu akzeptieren, errechnen sich aber Chancen für die Möglichkeit von systemeigenen und umweltkompatiblen Operationen, um Autonomie zu wahren oder gar zu steigern.

Literatur

- Baecker, D. (2002). *Wozu Systeme?* Berlin: Kadmos.
- Baecker, D. (2007). *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Barabási, A.-L. (2003). *Linked. How Everything is Connected to Everything Else and What it Means for Business, Science, and Everyday Life*. London: Plume.
- Barabási, A.-L. (2011). *Bursts*. London: Plume.
- Barrat, A., Barthélemy, M. & Vespignani, A. (2005). The Effects of Spatial Constraints on the Evolution of Weighted Complex Networks. *Journal of Statistical Mechanics: Theory and Experiment*. doi: 10.1088/1742-5468/2005/05/P05003
- Barthélemy, M. (2011). Spatial Networks. *Physics Reports* 499, 1–101.
- Bateson, G. (1982). *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Blondel, V., Krings, G. & Thomas, I. (2010). Regions and Borders of Mobile Telephony in Belgium and in the Brussels Metropolitan Zone. *Brussels Studies* 42, 1–12.
- Boghossian, P. (2013). *Angst vor der Wahrheit*. Berlin: Suhrkamp.
- Bommes, M. & Tacke, V. (2006). Das Allgemeine und das Besondere des Netzwerkes. In B. Hollstein & F. Straus (Hrsg.), *Qualitative Netzwerkanalyse*, 37–62. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bommes, M. & Tacke, V. (2007). Netzwerke in der *Gesellschaft der Gesellschaft*. Funktionen und Folgen einer doppelten Begriffsbestimmung. *Soziale Systeme* 12 (1+2), 9–20.
- Bommes, M. & Tacke, V. (Hrsg.) (2011). *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bonacich, P. (2004). The Invasion of the Physicists. *Social Networks* 26 (3), 285–288.
- Brockmann, D., Hufnagel, L. & Geisel, T. (2006). The Scaling Laws of Human Travel. *Nature*, 439, 462–465.

- Burke, K. (1941). Four Master Tropes. *The Kenyon Review* 3 (4), 421–438.
- Foerster, H. von (2003). *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*. New York u. a.: Springer.
- Friedmann, J. & Wolff, G. (1982). World City Formation. An Agenda for Research and Action. *International Journal of Urban and Regional Research* 6 (3), 309–344.
- Goeke, P. & Zehetmair, S. (2012). Netzwerke und ihre Herausforderung für Systemtheorie und Humangeographie. Arbeitspapier. Raumnachrichten.de. www.raumnachrichten.de/diskussionen/1525-pascal-goeke-swen-zehetmair-netzwerke. Zugegriffen: 8. März 2014.
- Guimerà, R. & Amaral, L. A. N. (2004). Modeling the Worldwide Airport Network. *The European Physical Journal* 38, 381–385.
- Guimerà, R., Mossa, S., Turtschi, A. & Amaral, L. A. N. (2005). The Worldwide Air Transportation Network: Anomalous Centrality, Community Structure, and Cities' Global Roles. *PNAS* 102 (22), 7794–7799.
- Günther, G. (1979). Cognition and Volition. A Contribution to a Cybernetic Theory of Subjectivity. In G. Günther, *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Bd. 2*, 203–240. Hamburg: Felix Meiner.
- Hard, G. (2002 [1999]). Raumfragen. Über Raumreflexionen bei Geographen, Soziologen und Angelologen. In G. Hard, *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1*, 253–302. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch.
- Hard, G. (2008). Der *Spatial Turn*, von der Geographie her beobachtet. In J. Döring & T. Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, 263–315. Bielefeld: transcript.
- Hu, Y., Wang, Y., Li, D., Havlin, S. & Di, Z. (2010). Maximizing Entropy Yields Spatial Scaling in Social Networks. *arXiv*, 1002.1802v1.
- Kleinberg, J. M. (2000). Navigation in a Small World. *Nature* 406, 845.
- Krämer-Badoni, T. (2003). Die Gesellschaft und ihr Raum – kleines verwundertes Nachwort zu einem großen Thema. In T. Krämer-Badoni & K. Kuhm (Hrsg.), *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*, 275–286. Opladen: Leske + Budrich.
- Kuhm, K. (2003). Was die Gesellschaft aus dem macht, was das Gehirn dem Bewusstsein und das Bewusstsein der Gesellschaft zum Raum ‚sagt‘. In T. Krämer-Badoni & K. Kuhm (Hrsg.), *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*, 13–32. Opladen: Leske + Budrich.
- Lambiotte, R., Blondel, V. D., de Kerchove, C., Huens, E., Prieur, C., Smoreda, Z. & Van Dooren, P. (2008). Geographical Dispersal of Mobile Communication Networks. *Physica A: Statistical Mechanics and its Applications* 387 (21), 5317–5325.
- Liben-Nowell, D., Novak, J., Kumar, R., Raghavan, P. & Tomkins, A. (2005). Geographic Routing in Social Networks. *PNAS* 102 (33), 11623–11628.
- Lippuner, R. (2005). *Raum – Systeme – Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie*. Stuttgart: Steiner.
- Lippuner, R. (2008a). Raumbilder der Gesellschaft. Zur Räumlichkeit des Sozialen in der Systemtheorie. In J. Döring & T. Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, 341–363. Bielefeld: transcript.
- Lippuner, R. (2008b). Objekte und Stellen. Eine systemtheoretische Interpretation von Raum und Architektur. *Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur*, 12 (2). www.cloud-cuckoo.net/journal1996-2013/inhalt/de/heft/ausgaben/207/Lippuner/lippuner.php. Zugegriffen: 8. März 2014.

- Luhmann, N. (1971). Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In J. Habermas & N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?*, 25–100. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1995). *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2001 [1988]). Erkenntnis als Konstruktion. In O. Jahraus (Hrsg.), *Niklas Luhmann. Aufsätze und Reden*, 218–242. Leipzig: Reclam.
- Luhmann, N. (2002). *Einführung in die Systemtheorie*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Mainzer, K. (2008). *Komplexität*. München: Wilhelm Fink.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1984). *Der Baum der Erkenntnis*. München: Goldmann.
- Mitterer, J. (1992). *Das Jenseits der Philosophie. Wider das dualistische Erkenntnisprinzip*. Wien: Passagen.
- Mitterer, J. (2011). *Die Flucht aus der Beliebigkeit*. Weilerswist: Velbrück.
- Parsons, T. (1966). *Societies. Evolutionary and Comparative Perspectives*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Parsons, T. (1978). *Action Theory and the Human Condition*. New York: The Free Press.
- Ratti, C., Sobolevsky, S., Calabrese, F., Andris, C., Reades, J., Martino, M., Claxton, R. & Strogatz, S. H. (2010). Redrawing the Map of Great Britain from a Network of Human Interactions. *PLoS ONE* 5 (12), e14248.
- Salvini, M. (2012). *Spatialization von nutzergenerierten Inhalten für die explorative Analyse des globalen Städtenetzes*. Geographisches Institut der Universität Zürich: Zürich.
- Sassen, S. (1996). The Global City. In S. S. Fainstein & S. Campbell (Hrsg.), *Readings in Urban Theory*, 61–71. Oxford: Blackwell.
- Schneider, W. L. & Kusche, I. (2011). Parasitäre Netzwerke in Wissenschaft und Politik. In M. Bommers & V. Tacke (Hrsg.), *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*, 173–210. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stichweh, R. (2003). Raum und moderne Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raums. In T. Krämer-Badoni & K. Kuhm (Hrsg.), *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*, 93–102. Opladen: Leske + Budrich.
- Stichweh, R. (2008). Kontrolle und Organisation des Raums durch Funktionssysteme der Weltgesellschaft. In J. Döring & T. Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, 149–164. Bielefeld: transcript.
- Stichweh, R. (2010). Theorie und Methode in der Systemtheorie. In R. John, A. Henkel & J. Rückert-John (Hrsg.), *Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter?*, 15–28. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stichweh, R. (2012). Raum. In J. V. Wirth & H. Kleve (Hrsg.), *Lexikon des Systemischen Arbeitens. Grundbegriffe der systemischen Praxis, Methodik und Theorie*, 324–328. Heidelberg: Carl-Auer.
- Thiemann, C., Theis, F., Grady, D., Brune, R. & Brockmann, D. (2010). The Structure of Borders in a Small World. *PLoS ONE* 5 (11), e15422.
- Tobler, W. R. (1970). A Computer Movie Simulating Urban Growth in the Detroit Region. *Economic Geography*, 46 (Supplement: Proceedings. International Geographical Union. Commission on Quantitative Methods), 234–240.
- Wiener, N. (1965). *Cybernetics: or Control and Communication in the Animal and the Machine*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Goeke, P.; Lippuner, R. und Wirths, J. (2015): Von der Geographie sozialer Systeme zu einer allgemeinen Ökologie der Gesellschaft – eine Einleitung. In: P. Goeke; R. Lippuner und J. Wirths (Hrsg.): Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme. Wiesbaden: Springer VS. 9-22.

Von der Geographie sozialer Systeme zu einer allgemeinen Ökologie der Gesellschaft – eine Einleitung

Pascal Goeke, Roland Lippuner und Johannes Wirths

Beobachte Beobachter und unterscheide sie anhand der Unterscheidungen, die sie treffen. Bezieht man diesen sozial- und kulturtheoretischen Arbeitsauftrag auf räumliche Unterscheidungen wie nah und fern, hier und dort, innen und außen und nimmt dabei all jene Beobachter in den Blick, die gewöhnlich für Raumordnungen verantwortlich zeichnen, so zeigt sich, dass viele vertraute Unterscheidungen nicht mehr wiederholt, also nicht mehr konfirmiert und kondensiert, sondern zunehmend gekreuzt werden. Dadurch eröffnen sich immer wieder neue Möglichkeiten des Lokalisierens, des Relationierens, des Orientierens und des Mobilisierens. Die sich damit einstellende Problematisierung alter sowie die Entfaltung neuer Raumordnungen kommt in den aufeinander bezogenen Prozessen der *Ökologisierung*, *Mediatisierung*, *Globalisierung* und *Technisierung* der Weltverhältnisse zum Ausdruck (vgl. Wirths 2003).

Die *Ökologisierung* der Weltverhältnisse betrifft im Wesentlichen die Verflechtung der gesellschaftlichen Entwicklung mit den „naturräumlichen“ Bedingungen und deren Veränderung. Spätestens seit dem Bericht des Club of Rome (Meadows et al. 1972) kann sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der politischen Literatur kaum noch daran vorbeigesehen werden, dass die physische Umwelt den stets mitzubedenkenden Kontext der gesellschaftlichen Reproduktion darstellt. Die unter anderem vor dem Hintergrund von „saurem Regen“, „Waldsterben“ und der Katastrophe von Tschernobyl seit den 1980er-Jahren geführte Diskussion über „ökologische Gefährdungen“ (Luhmann 2008 [1986]) macht darüber hinaus deutlich, dass es dabei nicht nur um knappe Ressourcen und drohende Versorgungsprobleme geht, sondern vielmehr darum, dass die gesellschaftliche Entwicklung und der „technische Fortschritt“ Veränderungen in der Umwelt verursachen, deren Rückwirkungen auf die Gesellschaft häufig unabsehbar sind. Lag der Fokus in der Ressourcendebatte anfänglich auf der wirtschaftlichen Entwicklung in Relation zu einer als starr begriffenen natürlichen Umwelt, deren Ressourcenausstattung den

Rahmen (und die Grenzen) der Entwicklung vorgibt, so stellte die Diskussion über die „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) nicht nur die Rolle von Naturwissenschaft und Technik in Frage, sondern zunehmend auch den modernen Naturalismus als Kontext- oder Subtext-Ordnung des Mensch-Natur-Verhältnisses. Das durch kulturalistische Kritik gewonnene Verständnis der kontingenten Grenzziehung zwischen Natur und Kultur schlägt dann jedoch auf den etablierten Kulturalismus (der Sozial- und Kulturwissenschaften) zurück. Bestehende Raumordnungen werden fortan nicht nur durch menschliche „Eingriffe“ in „die Natur“ durcheinandergebracht, sondern auch dadurch, dass Dinge oder Körper bei der Konstitution von Gesellschaft durch (In-)Stabilisierung sozialer Beziehungen immer mitwirken (Latour 1995, 2007).

Für neue Raumordnungen nicht weniger relevant ist die *Mediatisierung* der Weltverhältnisse. So wie die Einführung von Verbreitungsmedien wie Sprache, Schrift oder Buchdruck in der Vergangenheit für die Produktion von je unterschiedlichen Sinnüberschüssen gesorgt hat, sind es heute vor allem digitalisierte Medientechniken und die vernetzten Computer, die für die Entstehung ganz unterschiedlicher „Medienlogiken“ (Altheide/Snow 1979) verantwortlich sind und nach geeigneten Kulturtechniken zum Einfangen der von ihnen produzierten Sinnüberschüsse verlangen – eine Entwicklung, die eingeschliffene Sozial- und Denkstrukturen verändert und neue hervorruft (vgl. Baecker 2007a; Hayles 2008, 2012; Lundby 2009). Wie auch immer Medien exakt begriffen werden (vgl. Krämer 2008; Münker/Roesler 2008; Mitchell/Hansen 2010; Schröter 2014), die neuen Medientechniken erlauben es, stärker als je zuvor über die Unmittelbarkeit der körperlichen Koordination hinauszugehen und so die kommunikative Erreichbarkeit eines unbestimmten Adressatenkreises zu gewährleisten (vgl. Stichweh 2000). Die so entstehenden medial konfigurierten Interaktionsordnungen jenseits von gewohnten Anwesenheitsverhältnissen bringen räumliche Unterscheidungen weder vollständig zum Verschwinden, noch heben sie Ortsbezüge einfach auf (vgl. Münker 2009). Vielmehr ist damit, abgesehen von einer gewissen Persistenz bekannter Muster, die Entstehung neuer Raum- und Sichtbarkeitsordnungen verbunden. Auch die bereits seit dem Aufkommen von modernen Massenmedien bekannten Zweifel am modernen Realismus im Sinne einer medial unterfütterten und wissenschaftlich abgesicherten Evidenzordnung werden angesichts der gegenwärtigen medialen Vermitteltheit von gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen noch virulenter. Die Diskussionen über das Web 2.0, Social Media wie auch über die durch Big Data provozierten Veränderungen greifen dies jeweils beispielhaft auf (vgl. Münker 2009; Turkle 2012; Geiselberger/Moorstedt 2013).

Ebenso entstehen durch die *Globalisierung* der Weltverhältnisse neue Raumordnungen, deren sinnfälligstes Beispiel die sich verändernden Migrationsmuster sind. Häufiger und tiefgreifender als je zuvor stellen Migrationen individuelle Zu-

gehörigkeiten, lebenspraktische Nachbarschaften und bekannte territoriale Muster politischer Ordnung in Frage. Die vielfältigen Spiegelungen dieses Geschehens in den Massenmedien, dem politisch-administrativen Handeln, der sozial- und kulturwissenschaftlichen Reflexion oder in der postkolonialen Literatur sind sowohl ein Ausdruck als auch eine Triebfeder dieser Transformation von modernen (kolonialen) Raumordnungen (vgl. für einen historischen und phänotypischen Überblick Bade et al. 2007; für Annäherungen an das Konzept Weltgesellschaft Heintz et al. 2005; für explizit nicht-westliche Globalisierungsperspektiven Randeria/Eckert 2009 und für eine Reflexion der entsprechenden französischen Theorie Andermatt Conley 2012). Aber auch Phänomene wie etwa die sich verändernden Finanz- und Warenströme sind Sinnbild für Globalisierungsprozesse: Die herkömmlichen Wegenetze, die Marktorte miteinander verbanden, haben sich in digitale Netzinfrastrukturen transformiert, die austauschbare Server miteinander verlinken und eine zuvor undenkbbare Taktung der (ökonomischen) Transaktionen ermöglichen – im automatisierten Hochfrequenzhandel verändern sich Arbitragen heute in Mikrosekunden (vgl. Wissner-Gross/Freer 2010). Offensichtlich bilden die technischen Netze in diesem wie auch in vielen anderen Fällen eine Art Basisstruktur, die die sichtbaren Finanz- und Warenströme ermöglicht oder verhindert und überdies national-territoriale Zuständigkeiten massiv in Frage stellt (vgl. Kalthoff/Vormbusch 2012).

Die Prozesse der Ökologisierung, Mediatisierung und Globalisierung basieren auf einer umfassende *Technisierung* der Weltverhältnisse, die sie selbst befördern. Der Begriff der Technisierung verweist nicht nur auf den Einsatz von Technik im Sinne einer Prothese oder einer funktionierenden Simplifikation, deren Erfolg in der gesellschaftlichen Evolution unter anderem darauf beruht, dass sie hilft Konsens einzusparen – nach dem Schema: „Was funktioniert, das funktioniert. Was sich bewährt, das hat sich bewährt. Darüber braucht man kein Einverständnis mehr zu erzielen“ (Luhmann 1997, S. 518). Vielmehr wird in Rechnung gestellt, dass die technisierte Welt zu einer eigendynamischen Sphäre geworden ist – zu einer Technosphäre (vgl. Milsum 1968), die nur noch bedingt von der Gesellschaft aus kontrolliert werden kann. In diesem Zusammenhang macht die Reflexion der gesellschaftlichen Dingverhältnisse darauf aufmerksam, wie brüchig das moderne humanistische Objektverständnis ist, das im Rahmen eines instrumentellen Technikdenkens formuliert wurde. Eine allgemeine Elektrifizierung schafft zusammen mit der Kybernetisierung und der fortschreitenden Computerisierung der Welt sowie der Emergenz von neuen Objektkulturen im Kontext von digitalisierten Medien-, Bio- und Nanotechnologien neue Abhängigkeiten und Möglichkeiten (vgl. Hagner/Hörl 2008; Hörl 2011). Zusammengenommen bezeugen wir möglicherweise eine „technologische Sinnverschiebung“ (Hörl 2010), die ihren Ausgangspunkt in

der Umstellung von klassischen zu transklassischen Maschinen (Günther 1963) – oder von trivialen zu nicht-trivialen Maschinen (von Foerster 2003 [1972]) – hat und deren Auswirkungen auf die Gesellschaft sowie die privilegierte Stellung des Menschen gegenwärtig unter dem Schlagwort des Posthumanismus verhandelt werden (vgl. Wolfe 2010; Braidotti 2013).

Bei allen vier Prozessen wird deutlich, dass Raumordnungen nicht mehr allein von der Gesellschaft aus zu verstehen sind, mithin die Rede von sozialen oder gesellschaftlichen Raumordnungen eine verkürzte Rede ist. Statt allein mit den Beobachtungen von psychischen und sozialen Systemen zu rechnen, wie es traditionell und auf ihre Weise überzeugend das Wissenschaftsprogramm der Systemtheorie praktiziert, ist von einer Vielzahl weiterer, zum Teil unbekannter oder nicht vertrauter Beobachter auszugehen, zu denen auch Körper, nicht-menschliche Organismen, Maschinen und Programme gehören (vgl. Baecker 2013, S. 274).

Ein solches Rechnen mit anderen Beobachtern bricht mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Denkgewohnheiten, die sich auch in der Auseinandersetzung mit Raumordnungen eingespielt haben. Wenn sich Sozial- und Kulturwissenschaften in der Vergangenheit mit dem Thema Raumordnungen auseinandersetzten, dann nahmen sie in der Regel die sozialen oder kognitiven Konstruktionen von Region, Landschaft, Natur, Umwelt, Territorium, Ort etc. in den Blick, hielten aber zugleich an der Idee eines äußeren und ontologisch gegebenen Raums fest. Erste Beiträge in dieser Argumentationsspur finden sich bereits in den 1960er-Jahren, als besonders am Beispiel der Landschaft demonstriert wurde, dass es sich dabei um eine genuin soziale Raumkonstruktion handelt (vgl. Ritter 1974; Hard 2002a). Umfassende Ausarbeitungen dieser Dekonstruktion stammen aus den 1980er-Jahren (Piepmeier 1980; Eisel 1982; Smuda 1986; eine Revue der gesamten modernen Diskussionen bietet Trepl 2012). Parallel dazu wurden die sozialkonstruktivistischen Positionen sukzessive durch Spielarten des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus radikalisiert (z. B. Klüter 1986). Diskutiert wurden dabei unterschiedliche Praktiken der Erdbeschreibung (Geo-Graphien), die sich bei der Koordination von Kommunikation oder bei der Regulierung des Verhaltens bewähren. Der Orientierungswert dieser diskursiven Raumordnungen, im Folgenden als *Raumsemantiken* bezeichnet, lässt sich exemplarisch anhand der Konstruktion von Regionen darlegen: Durch Regionalisierungen lassen sich zeitliche, sachliche und soziale Merkmale zu „sozial-materiellen Ganzheiten“ (Werlen 2007, S. 336) bündeln. Deshalb treten solche Verräumlichungen vor allem dort auf, wo die Wirklichkeit als abstrakt und zersplittert wahrgenommen wird (vgl. Hard 2002b, S. 297 f.; Redepening 2006, S. 132 ff.). Das Bezugsproblem der Produktion von Raumsemantiken ist demnach die funktionale Differenzierung der Gesellschaft: Angesichts der mit ihr verbundenen „Destabilisierung traditioneller Milieus“ sowie dem „Verschwinden traditioneller

Solidaritäten und Vertrautheiten“, hilft die Verwendung von Raumsemantiken bei der Stabilisierung gesellschaftlicher Identitäten (Nassehi 1995, S. 452). So gesehen verweisen Raumsemantiken auf das kommunikative Kontrollproblem, das durch das räumliche und zeitliche Auseinandertreten von Mitteilung und Verstehen entsteht: auf das Problem des „Erfolgs“ von Kommunikation im Sinne einer Kontrolle des Anschlussverhaltens (Luhmann 1997, S. 266). In diesem Sinn können der *spatial turn* der Sozial- und Kulturwissenschaften (vgl. Johnston/Thrift 1996 und Lossau/Lippuner 2004) und die „Renaissance des Raums“ (Maresch/Werber 2002, S. 7) in der Alltagswelt der Medien oder der Politik als Reaktion auf eine Verunsicherung gedeutet werden, die mit dem (spät-)modernen Strukturwandel der Gesellschaft einher geht.

Dass bei der Auseinandersetzung mit Landschaft, Raum und Region verschiedene sozial- und erkenntnistheoretische Positionen konkurrieren, kann als Ausdruck der unterschiedlichen Umgangsweisen mit diesem Wandel gedeutet werden, die im Zusammenhang mit der Proliferation einer Vielzahl von Beobachtern in den Sozial- und Kulturwissenschaften insgesamt zu beobachten ist: Bereits seit den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sind hier unterschiedliche Reaktionen auszumachen, die sich ohne genauere zeitliche und literarische Differenzierung wie folgt resümieren lassen. Zu Beginn irritierten primär Daten und Erfahrungen. Nur noch schlecht ließen sich diese mit ausreichender Interpretationssicherheit mit den vorhandenen Theorien zur Deckung bringen. Dies führte in Theorie, Methodik und disziplinärer Reflexion zunächst zu affirmativen wie auch zu kritischen Verge- wisserungs- oder Modernisierungsbemühungen. Als auch diese nur noch bedingt überzeugen konnten, kam es vermehrt zu de- oder rekonstruktiven Unternehmungen – zu Genealogien, um ihre vielleicht populärste Form zu nennen. Immer deutlicher trat dabei hervor, wie die bestehenden Ordnungen entstanden waren und dass ihre Konstitution wie auch ihr Funktionieren nicht ohne Widersprüche und Paradoxien verlaufen sind und verlaufen konnten. Diese Konstellationen und ihre diskursiven Effekte konnten sowohl analytisch als auch literarisch immer wieder vorgeführt werden, doch es war mit de- und rekonstruktiven Strategien kaum möglich, darüber hinaus zu gelangen. Man versetzte sich zwar in den Modus der Kritik und der Reflexion, verharrte jedoch praktisch wie theoretisch im Bestand der Moderne. Da, wo dieser Zustand intellektuell nicht mehr befriedigen konnte, kam es schließlich zu Versuchen, diese Bestände hinter sich zu lassen, wie zum Beispiel in der Akteur-Netzwerk-Theorie. Eine solche Neuausrichtung war und ist dann jedoch nur noch praktisch, auf eine suchende und experimentelle Art und Weise möglich, durch aufmerksames distanziert-distanzloses Beobachten der gegenwärtigen Praxis und durch das Ausprobieren von Theorie in den unterschiedlichsten Zusammenhängen dieser Praxis.

Die Reaktionen auf die Vervielfältigung von Beobachtern in der weiteren Literatur wie auch in diesem Band verdeutlichen, dass die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion (De- oder Rekonstruktion) bestehender Raumordnungen weiterhin gegeben ist. Hervorzuheben und zu erkunden ist jedoch auch, inwieweit man sich im kritischen Blick auf die bestehende Raumordnung bereits in der Bewegung zu einer anderen, neuen Ordnung befindet. Denn so treffend und überzeugend die sozial- und kulturtheoretische Argumentation von der Konstruktion des Raums ist, sie stößt angesichts der sich verändernden Weltverhältnisse an ihre selbst gesteckten Erklärungsgrenzen. Gewiss ist diese Argumentation grundsätzlich in der Lage, mit einem Jenseits des Sozialen oder mit einem vielfach besiedelten Außen zu rechnen. Gerade der Systembegriff aus der Theorie von Luhmann besagt schließlich, dass die Umwelt für das System konstitutiv ist. Aber so wie die sozialkonstruktivistische Argumentation den Raum stets als etwas Konstruiertes und damit in gewisser Weise als abhängiges Außen versteht, so verstellt der von der Theorie her keineswegs zwingende, aber doch vielfach praktizierte systemtheoretische Fokus auf die systemeigenen Operationen den Blick auf substantielle Einlassungen des Innens mit dem unvermeidlichen Außen. Es scheint nun darauf anzukommen, die Erkenntnis, dass Selbstorganisation nur in ihrerseits durch Eigendynamik gekennzeichneten Umgebungen entsteht, wieder stärker zu beachten. Dies beinhaltet die Einsicht, dass die operative Autonomie sozialer Systeme nur in einem ko-evolutiven Prozess mit der Umwelt und unter der Voraussetzung wechselseitiger Abhängigkeiten erreicht werden kann. Wenn dieser Prozess aber lediglich als Anpassung eines evolvierenden Systems an eine relativ statische und gegebene Umwelt verstanden wird, gerät aus dem Blick, dass Systeme (oder Beobachter) immer *füreinander* Umwelt sind (vgl. Vogd 2014, S. 108 ff.).

Wenn es zutrifft, dass Systeme stets *füreinander* Umwelt sind, dann wird, wie sich im Fall der „ökologischen Krise“ deutlich zeigt, die Umwelt auch zu einer zentralen Bezugsgröße politischer Entscheidungen, wirtschaftlichen Handelns oder alltäglichen Erlebens. Dabei ergeben sich fortlaufend Einsichten in die Abhängigkeit des operativ autonomen Sozialsystems Gesellschaft. Dabei ist Abhängigkeit von Autonomie zu unterscheiden, denn Autonomie besteht „in der *Pluralisierung der Abhängigkeiten eines Systems*, einer Pluralisierung der Abhängigkeiten, die dem System Freiräume verschafft, weil das System sich zu gegebenen Zeitpunkten dafür entscheiden kann, sich auf diejenigen Abhängigkeiten zu stützen, die mit seiner eigenen Interessenrichtung am besten übereinstimmen, und andere Abhängigkeiten, die es als beschränkend erfährt, temporär zurückzudrängen“ (Stichweh 2009, S. 44; vgl. auch Luhmann 2009 [1980], S. 155). So muss angesichts gravierender ökologischer Probleme einerseits davon ausgegangen werden, dass soziale Prozesse eigenen Reproduktionslogiken folgen, die den biophysischen Notwendigkeiten even-

tuell zuwider laufen und die Umwelt verändern können; andererseits tritt mit der Beobachtung, dass Umweltveränderungen das gesellschaftliche Gefüge gefährden können, auch die fortdauernde Abhängigkeit der gesellschaftlichen Reproduktion von bestimmten Umweltbedingungen zutage. Daraus ergibt sich unter anderem das Problem, wie in den verschiedenen sozialen Systemen mit dem Wissen umzugehen ist, dass Außenbeziehungen die eigenen Möglichkeitsbedingungen beschränken, es aber keinen operativen Zugang zu diesem Außen gibt, das heißt keine Instruktion des Systems durch sein Außen, wohl aber Destruktion möglich ist.

In der „ökologischen Krise“ scheint diese Erfahrung einer unvollständigen Verfügbarkeit zur Grundlage des Handelns geworden zu sein. In ihr zeichnet sich deshalb auch ab, dass Raumsemantiken nicht nur – wie oben skizziert – in einem Zusammenhang mit dem Phänomen der funktionalen Differenzierung oder der inneren Vielfalt von Gesellschaft stehen. Mit Blick auf die wechselseitigen Abhängigkeiten, die in der Systemtheorie mit dem Konzept der strukturellen Kopplungen erfasst werden (vgl. Luhmann 1997, S. 100 und Lippuner 2010), verweisen Raumsemantiken auch auf das Problem der Kontrolle der gesellschaftlichen Außenbeziehungen (vgl. Stichweh 2003, 2008). Als eine Strategie der Bearbeitung dieses Problems treten Raumsemantiken zum Beispiel dort auf, wo die Kopplung von Bewusstsein und Kommunikation gewährleistet und der einschlägige Anspruch des Bewusstseins auf räumliche Wahrnehmung bedient werden muss (Wirths 2003, S. 163 f.). Weil Raumsemantiken Beobachtungen sind und (räumliche) Beobachtungen, wie Baecker in diesem Band zeigt, in einem koextensiven Verhältnis zum Beobachter und den von ihm getroffenen Unterscheidungen stehen, beschreiben Raumsemantiken aber nicht einfach die Umwelt, sondern erzeugen diese Umwelt als einen äußeren Raum. Gleichsam einer konstitutiven Gravur, einer Einkerbung wie sie das *Grafein* der Geographie andeutet, verhelfen die Beobachtungen der Umwelt zu ihrer kognitiven und/oder kommunikativen Konstruktion. Raumsemantiken sind in diesem Sinne Ausdruck des Reflexiv-Werdens der Umweltabhängigkeit von sozialen Systemen, das heißt ein Wiederauftreten des „äußeren Raums“ in der Kommunikation – ein Re-entry der Unterscheidung von System und Umwelt im System.

Mit den Leitbegriffen Konstruktion und Kontrolle ist deshalb eine doppelte Aufgabe verbunden: Prozesse und Produkte der sozialen *Konstruktion von Raum* – das heißt der Erzeugung und Verwendung von Raumsemantiken – sollen im Hinblick auf Möglichkeiten der *Kontrolle des Raums* – das heißt der Konfiguration der Umweltbeziehungen und der damit verbundenen Abhängigkeiten – analysiert werden. Es geht dabei um eine Kontrolle des Raums durch Konstruktion, das heißt um ein konstruktives Denken eines äußeren Raums, das an seinen eigenen inneren Horizont gebunden ist und das diesen äußeren Raum operativ nicht erreichen kann. Diese Auseinandersetzung überführt die Geographie sozialer Systeme (vgl. Goeke/

Lippuner 2011) in eine allgemeine Ökologie der Gesellschaft, die den Zusammenhang zwischen der inneren Dynamik der Produktion von beobachtungsabhängigen Raumordnungen und der „Außenabstützung“ des Sozialen in der Räumlichkeit von Praktiken beschreibt. Ohne die Konturen neuer Raumordnungen bereits mit der nötigen Exaktheit beschreiben zu können, wird mit Blick auf die Reflexionsmodi in den wissenschaftlich Texten der Gegenwart wie auch mit Blick auf die Beiträge in diesem Band doch deutlich, dass sich eine Bewegung weg von *ontischen* Raumordnungen hin zu *ökologischen* Raumordnungen abzeichnet. Die ökologisierten, mediatisierten, globalisierten und technisierten Weltverhältnisse sind von einer „Ordnung der Nachbarschaft“ geprägt, „der keine prästabilisierte Harmonie, kein Supersystem, keine übergreifende Hierarchisierung ihre Regeln und ihr Maß gibt, sondern nur die Frage, in welchen Nischen wer und was ein Überleben hat“ (Baecker 2007a, S. 171).

Es sind empirische Beobachtungen, die darauf hinweisen, dass Systeme vor diesem Hintergrund zum Beispiel versuchen durch politische Gestaltung, wirtschaftliche Marktbeherrschung oder das anhaltende Bestreben zur technischen Beherrschung der Umwelt das Außen zu kontrollieren. Kontrolle ist dabei als eine Art mitlaufendes Nachprüfen zu verstehen, als ein In-Rechnung-Stellen von oder Kalkulieren mit eigenständigen Sachverhalten außerhalb des eigenen Horizontes. Dabei geht es nicht um eine vollständige Durchdringung oder um ein umfassendes Verstehen dieser Sachverhalte. Vielmehr sind die Sachverhalte in ihrer Eigenständigkeit zu akzeptieren, um dann systemintern Operationen anzuschließen, mittels derer die errechneten äußeren Sachverhalte eventuell den eigenen Logiken oder Imperativen unterworfen werden können (Stichweh 2003, S. 95; vgl. Baecker 2007b, S. 27; 2012, S. 160). Der Begriff der Kontrolle bewegt sich damit im Horizont des deutschen Wortes *kontrollieren*, und nicht – wie es das englische *to control* suggeriert – im Horizont einer vorausschauenden Steuerung. Die Kontrolle der Außenbeziehungen beinhaltet dementsprechend auch keine vollständige Beherrschung der Umweltbedingungen, sondern besteht aus fortwährenden *Kontrollversuchen*, genauer gesagt, aus dem fortwährenden Versuch, eine operativ unerreichbare Umwelt mit systemspezifischen Operationen verfügbar zu machen. Solche Kontrollversuche erfordern ein „Paradoxienmanagement“ (Luhmann 1995, S. 173), weil dabei das Beobachtete – die Umwelt – im Moment der Beobachtung konstruiert wird. Für dieses Paradoxienmanagement kommt beispielsweise die selektive Objektivierung der Verdinglichungen in Frage, die die Umwelt als einen „äußeren Raum“ in Szene setzt. Im Zuge des Nachdenkens über dieses Außen und die Konfiguration der Umweltbeziehungen sozialer Systeme stößt das gängige Begriffsverständnis von Systemen möglicherweise an seine Grenzen. Diese Grenzen auszuloten und sie mithilfe alternativer Konzepte, auch aus anderen theoretischen Kontexten als der

Systemtheorie, eventuell zu verschieben oder aufzuheben, ist ein Anliegen dieses Bandes.

Der zentrale theoretische Bezugsrahmen aller Beiträge ist das Wissenschaftsprogramm Systemtheorie und hier insbesondere – aber keineswegs ausschließlich – Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Die Systemtheorie und die mit ihr verbundene Kybernetik können als valable Theorieoptionen für ein allgemeines ökologisches Denken betrachtet werden, da sie zum Teil explizit als „Umwelttheorien“ entwickelt wurden. Mit Blick auf das Beobachter-Welt-Verhältnis gehen sie davon aus, dass Systeme zwar energetisch offen, aber in Bezug auf Regelungen oder Steuerung geschlossen und in diesem Sinn „information-tight“ (Ashby 1957, S. 4) sind. Um ihre Weltverhältnisse zu kontrollieren, sind sie folglich auf eigene Konstruktionen von Welt als Umwelt angewiesen. Dieser Sammelband beansprucht nicht, die systematisch entwickelte Grundlage einer allgemeinen Ökologie der Gesellschaft zu präsentieren. Seine Beiträge sind Teil einer Suchbewegung und damit eines theoretischen Experimentierens im Rahmen eines solchen ökologischen Denkens. Entsprechend vielfältig sind sowohl die Beobachtungsmodi, die aus der Systemtheorie und den darüber hinaus verwendeten Theoriebezügen entwickelten werden, als auch die dabei behandelten Sachverhalte. Die Zusammenstellung der Beiträge erfolgt durch eine eher lockere Zuordnung zu vier Themenfeldern.

Im ersten Abschnitt – *Räume und Grenzen* – stehen der Begriff des Raums und seine konstitutive Geste – die Grenzziehung – in Mittelpunkt. Johannes Wirths macht den Auftakt mit einer kontextualisierenden Skizze zur anhaltenden Diskussion über Raum. Er sieht gerade in der unaufgehobenen Ratlosigkeit dieser Rede die Chance, die vom Raumbegriff markierte diskursive Leerstelle vielfältig, kreativ und einsichtsreich auszufüllen. Dirk Baecker folgt dieser indirekten Aufforderung mit einer formtheoretischen Reflexion. Er verknüpft darin seine Fassung von Raum, die er der Geographie zum Arbeiten nahelegt, mit dem Hinweis, dass die für den Anfang nötige Stabilität der Forschung sich im Verlauf einer derartigen formtheoretischen Forschung in eine Instabilität verwandeln wird – eine Instabilität, die es wiederum zu kontrollieren gilt. Katharina Mohring widmet sich in ihrem Beitrag dem sichtbaren und unsichtbaren Raum der Massenmedien und fragt, wie die massenmediale Kommunikation die Gegenwart mit einer räumlichen Ordnung versorgt. Sie leistet damit grundlagentheoretische Arbeit an einer Begrifflichkeit, mit der man sich der Mediatisierung der Weltverhältnisse (auch empirisch) weiter annähern kann. Marc Redepenning blickt auf Grenzen und Grenzziehungen. Sein Beitrag liefert zunächst eine Zusammenschau von geographischen und systemtheoretischen Arbeiten zu diesem Thema und unternimmt dann eine Weiterentwicklung, indem er Objektivierung und Faktifizierung als Prozesse begreift, die eine Transformation von Raumsemantiken in räumliche Strukturen enthalten.

Im zweiten Abschnitt – *Territorien und Netzwerke* – dient das Sozialsystem Gesellschaft als theoretischer Bezugspunkt. In den Blick genommen werden Territorialisierungen und Regionalisierungen sowie Vernetzungen als prominenteste Formen der Herstellung von gesellschaftlichen Raumordnungen. Isabel Kusche vergleicht die europäische und postkoloniale Staatsbildung im Kontext funktionaler Differenzierung. Während sie am Beispiel postkolonialer Staaten herausarbeitet, dass staatliche Souveränität im klassischen Sinne nur eine spezifische Konstellation unter anderen darstellt, zeigt Poul F. Kjaer in seinem Beitrag zur Form der Europäischen Union, dass eben diese Souveränität im klassischen Sinne auch für bestimmte politische Formen in Europa nicht mehr zutrifft. Gerade die EU ist ein Beispiel dafür, wie alte Ordnungen weiter auf neue einwirken und weshalb diese neuen Formen als Hybride erscheinen. Obwohl der empirische Sachverhalt bei Aldo Mascareño ein ganz anderer ist als bei Kusche und Kjaer und sich seine Theoriebezüge von denen der vorangegangenen Beiträge unterscheiden, registriert er in seinem Aufsatz zu den Grenzen der Kontrolle im Grunde ganz ähnlich, wie unterschiedlich Räume konstituiert werden. Am Beispiel von Korruptionsnetzwerken in Argentinien und Brasilien charakterisiert er die entstehenden Raumordnungen operativ und normativ. Pascal Goeke und Swen Zehetmair greifen umstrittene Thesen der allgemeinen Netzwerktheorie auf, die behaupten, dass der (Erd-)Raum die Struktur von Netzwerken maßgeblich bestimmt und Netzwerke überdies über Eigendynamiken verfügen, die entscheidend für soziale Muster sind. Um den Thesen und Erkenntnissen der allgemeinen Netzwerktheorie gerecht zu werden, ohne die Annahme der operativen Autonomie von Gesellschaft aufzugeben, sprechen die Autoren in ihrem Beitrag deshalb von der Kontrolle des Raums.

Im dritten Teil – *Dinge und Körper* – rückt das vielgestaltige Außen der Gesellschaft ins Zentrum des Interesses. Peter Fuchs startet mit der These, dass soziale Systeme „sinnblind und sinntaub“ sind und für den „Kontakt“ mit ihrer materiellen Umwelt die kognitiven Leistungen psychischer Systeme sowie deren Kopplung an Körper benötigen. Er gibt aber zu bedenken, dass diese Idee einer Kopplung von Psyche und Körper problematisch wird, wenn man in Bezug auf die Psyche von einem ereignisbasierten, autopoietischen System ausgeht. Deshalb unternimmt er in seinem Beitrag eine neue Erkundung der „Nachbarschaftsverhältnisse“ zwischen Kommunikation, Bewusstsein und Körper. Dass sich im Zuge einer fortschreitenden Ökologisierung und Technisierung die gesellschaftlichen Dingverhältnisse ändern, nimmt Anna Henkel zum Ausgangspunkt für die Frage nach einer Theorieposition, die diesen Wandel beobachtbar macht. Für die Formierung einer solchen Perspektive schlägt sie eine Erweiterung der Systemtheorie mit Konzepten der Plessnerschen Positionalitätstheorie vor. Peter Dirksmeier und Roland Lippuner meinen die Grenzen des systemtheoretischen Standardvokabulars

dort vorzufinden, wo die Präsenz von Körpern und Dingen die Kommunikation irritiert und deshalb in der Theoriekonzeption berücksichtigt werden muss. Das ist nach ihrer Ansicht bei urbanen Interaktionen der Fall, die gerade aufgrund ihres Irritationspotenzials prädestiniert sind, die Selbstorganisation der Gesellschaft mit der nötigen „Mikrodiversität“ zu versorgen.

Mit *Natur und Technik* ist der vierte Teil überschrieben. Die darin enthaltenen Beiträge schließen vornehmlich an die Diagnose einer Ökologisierung und Technisierung der Weltverhältnisse an. Sie stellen die konventionelle ökologische Frage nach der Umweltabhängigkeit von Gesellschaft als eine Frage nach der Konstitution der Gesellschaft dar. Michael Guggenheim demonstriert am Beispiel der gesellschaftlichen Reaktion auf (Natur-)Katastrophen, wie gesellschaftliche Raumordnungen verändert (oder sogar aufgehoben) werden, wenn die „dingliche Stützung“ der Funktionssysteme – die Endostruktur der Gesellschaft – erschüttert wird. Er greift dazu auf Theoriefiguren aus der Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour) zurück, die sich bei entsprechender Lesart mit systemtheoretischen Einsichten zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft kombinieren lassen. Auch der Beitrag von Roland Lippuner knüpft indirekt an die Akteur-Netzwerk-Theorie an, indem er die von dieser Theorie ausgehende Anregung aufgreift, die Verstrickungen des Sozialen mit organischen Komponenten und technischen Artefakten zu beachten. Die Grundlagen für eine Auseinandersetzung mit soziobiotechnischen Komplexen, werden dann jedoch im „kybernetischen Kern“ der Systemtheorie – insbesondere in den Arbeiten von Gregory Bateson – und in daran anschließenden Überlegungen zur Funktion von Technik gesucht. Die mit der Ökologisierung und Technisierung der Weltverhältnisse verbundene Veränderung der Beobachterkonstellation betrifft auch die Beobachtungs- und Beschreibungsgewohnheiten – Theorien und Methoden – der Natur- und Sozialwissenschaften, indem sie die disziplinären Zuständigkeiten in Frage stellt. Beobachtungen im Modus der Re- oder Dekonstruktion sowie der Kritik orientieren sich (noch) an der entlang einer ontischen Raumordnung konzipierten Aufteilung zwischen den „zwei Kulturen“. Es liegt auf der Hand, dass diese Aufteilung und die durch sie begründete Arbeitsteilung, gemäß derer Sozialwissenschaften für das Innen und Naturwissenschaften für das Außen der Gesellschaft zuständig sind, durch die Perspektive einer allgemeinen Ökologie nicht mehr gestützt wird. Kirsten von Elverfeldt und Heike Egner beschließen diesen Band deshalb mit der Frage, inwiefern die Systemtheorie über den *big divide* hinweg anschlussfähig ist. Sie untersuchen dazu exemplarisch, welche Brücken zwischen Luhmanns Theorie sozialer Systeme und der Theorie dissipativer Strukturen nach Prigogine geschlagen werden können.

Literatur

- Altheide, D. L. & Snow, R. P. (1979). *Media Logic*. Beverley Hills: Sage.
- Andermatt Conley, V. (2012). *Spatial Ecologies. Urban Sites, State and World-Space in French Cultural Theory*. Liverpool: Liverpool University Press.
- Ashby, W. R. (1957). *An Introduction to Cybernetics*. London: Chapman & Hall.
- Bade, K. J., Emmer, P. C., Lucassen, L. & Oltmer, J. (Hrsg.) (2007). *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Paderborn: Schöningh und Fink.
- Baecker, D. (2007a). *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baecker, D. (2007b). *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baecker, D. (2012). Die Texte der Systemtheorie. In M. Ochs & J. Schweitzer (Hrsg.), *Handbuch Forschung für Systemiker*, 153–186. Göttingen.
- Baecker, D. (2013). *Beobachter unter sich*. Berlin: Suhrkamp.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Braidotti, R. (2013). *The Posthuman*. Cambridge: Polity Press.
- Büscher, C. & Japp, K. P. (Hrsg.) (2010). *Ökologische Aufklärung. 25 Jahre „Ökologische Kommunikation“*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eisel, U. (1982). Die schöne Landschaft als kritische Utopie oder als konservatives Relikt. *Soziale Welt*, 33 (2), 157–168.
- Foerster, H. von (2003 [1972]). Perception of the Future and the Future of Perception. In von Foerster, *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*, 199–210. New York et al.: Springer.
- Geiselberger, H. & Moorstedt, T. (Hrsg.) (2013). *Big Data. Das neue Versprechen der Allwissenheit*. Berlin: Suhrkamp.
- Goeke, P. & Lippuner, R. (2011). Editorial: Geographien Sozialer Systeme. *Soziale Systeme* 17 (2), 227–233.
- Günther, G. (1963). *Das Bewußtsein der Maschinen. Eine Metaphysik der Kybernetik*. Krefeld/Baden-Baden: Agis.
- Hagner, M. & Hörl, E. (Hrsg.) (2008). *Die Transformation des Humanen. Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hard, G. (2002a [1965]). Arkadien in Deutschland. Bemerkungen zu einem landschaftlichen Reiz. In G. Hard, *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1*, 11–34. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch.
- Hard, G. (2002b). Raumfragen. Über Raumreflexionen bei Geographen, Soziologen und Angelogen. In G. Hard, *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1*, 253–302. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch.
- Hayles, N. K. (2008). Komplexe Zeitstrukturen lebender und technischer Wesen. In E. Hörl (Hrsg.), *Die technologische Bedingung*, 193–228. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hayles, N. K. (2012). *How We Think: Digital Media and Contemporary Technogenesis*. Chicago: University of Chicago Press.
- Heintz, B., Münch, R. & Tyrell, H. (Hrsg.) (2005). Weltgesellschaft. *Zeitschrift für Soziologie* Sonderheft.
- Hörl, E. (2010). Die technologische Sinnverschiebung. Über die Metamorphose des Sinns und die große Transformation der Maschine. In L. Engell, J. Bystricky & K. Krtilova (Hrsg.), *Medien denken. Von der Bewegung des Begriffs zu bewegten Bildern*, 17–35. Bielefeld: transcript.

- Hörl, E. (Hrsg.) (2011). *Die technologische Bedingung*. Berlin: Suhrkamp.
- Johnston, R. J. & Thrift, N. J. (Hrsg.) (1996). On the nation-state, the global, and social science. *Environment and Planning A* 28 (11), 1917–1995.
- Kalthoff, H. & Vormbusch, U. (Hrsg.) (2012). *Soziologie der Finanzmärkte*. Bielefeld: transcript.
- Klüter, H. (1986). *Raum als Element sozialer Kommunikation*. Gießen: Geographisches Institut.
- Krämer, S. (2008). Medien, Boten, Spuren. Wenig mehr als ein Literaturbericht. In S. Münker & A. Roesler (Hrsg.), *Was ist ein Medium?* 65–90. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Latour, B. (1995). *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin: Akademie.
- Latour, B. (2007). *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Lippuner, R. (2010). Operative Geschlossenheit und strukturelle Kopplung. Zum Verhältnis von Gesellschaft und Umwelt aus systemtheoretischer Sicht. *Geographische Zeitschrift* 98 (4), 194–212.
- Lippuner, R. & Lossau J. (2004). In der Raumfalle. Eine Kritik des spatial turn in den Sozialwissenschaften. In G. Mein & M. Rieger-Ladich (Hrsg.), *Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien*, 47–63. Bielefeld: transcript.
- Luhmann, N. (1995). Die Soziologie des Wissens: Probleme ihrer theoretischen Konstruktion. In N. Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4*, 51–180. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2008 [1986]). *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* 5. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, N. (2009 [1980]). Machtkreislauf und Recht in Demokratien. In N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung 4. Aufsätze zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, 4. Aufl., 148–158. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lundby, K. (Hrsg.) (2009). *Mediatization. Concept, Changes, Consequences*. New York: Peter Lang.
- Maresch, R. & Werber, N. (2002). Permanenzen des Raums. In R. Maresch & N. Werber (Hrsg.), *Raum – Wissen – Macht*, 7–30. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Meadows, D. h.; Meadows, D. L.; Randers, J. & Behrens, W. W. (1972). *Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Mitchell, W. J. T. & Hansen, M. B. N. (Hrsg.) (2010). *Critical Terms for Media Studies*. Chicago: University of Chicago Press.
- Milsum, J. H. (1968). The Technosphere, the Biosphere, the Sociosphere. Their Systems Modeling and Optimization. *IEEE Spectrum* 5 (6), 76–82.
- Münker, S. (2009). *Emergenz digitaler Öffentlichkeiten. Die Sozialen Medien im Web 2.0*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Münker, S. & Roesler, A. (Hrsg.) (2008). *Was ist ein Medium?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (1995). Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Beobachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 47 (3), 443–463.
- Piepmeier, R. (1980). Das Ende der ästhetischen Kategorie ›Landschaft‹. *Westfälische Forschungen* 30, 8–46.

- Randeria, S. & Eckert, A. (Hrsg.) (2009). *Vom Imperialismus zum Empire*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Redepenning, M. (2006). *Wozu Raum? Systemtheorie, critical geopolitics und raumbezogene Semantiken*. (= Beiträge zur Regionalen Geographie Europas 62), Leipzig: Institut für Länderkunde.
- Ritter, J. (1974). Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft. In J. Ritter, *Subjektivität. Sechs Aufsätze*, 141–163 & 172–190 (Fußnoten). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schröter, J. (Hrsg.) (2014). *Handbuch Medienwissenschaft*. Stuttgart: Metzler.
- Smuda, M. (Hrsg.) (1986). *Landschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (2000). Adresse und Lokalisierung in einem globalen Kommunikationssystem. In R. Stichweh, *Die Weltgesellschaft*, 220–231. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (2003). Raum und moderne Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raums. In T. Krämer-Badoni & K. Kuhm (Hrsg.), *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*, 93–102. Opladen: Leske + Budrich.
- Stichweh, R. (2008): Kontrolle und Organisation des Raums durch Funktionssysteme der Weltgesellschaft. In J. Döring & T. Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, 149–164. Bielefeld: transcript.
- Stichweh, R. (2009). Autonomie der Universitäten in Europa und Nordamerika: Historische und systematische Überlegungen. In J. Kaube (Hrsg.), *Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik*, 38–49. Berlin: Wagenbach.
- Trepl, L. (2012). *Die Idee der Landschaft. Eine Kulturgeschichte von der Aufklärung bis zur Ökologiebewegung*. Bielefeld: transcript.
- Turkle, S. (2012). *Alone Together. Why we Expect More From Technology and Less From Each Other*. New York: Basic Books.
- Vogd, W. (2014). *Welten ohne Grund. Bhuddismus, Sinn und Konstruktion*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Werlen, B. (2007). *Globalisierung, Region und Regionalisierung. Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 2*. 2. Aufl., Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Wirths, J. (2003). Über einen Ort des Raumes. Vorbereitende Bemerkungen im Blick auf aktuelle raumbegriffliche Konjunkturen. In C. Funken & M. Löw (Hrsg.), *Raum – Zeit – Medialität. Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien*, 139–170. Opladen: Leske + Budrich.
- Wissner-Gross, A. D. & Freer, C. E. (2010). Relativistic statistical arbitrage. *Physical Review E* 82 (5), 056104.
- Wolfe, C. (2010). *What is Posthumanism?* Minneapolis: University of Minnesota Press.

Goeke, P. und Lippuner, R. (2011): Editorial: Geographien Sozialer Systeme. Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie 17(2), 227-233.

Pascal Goeke/Roland Lippuner

Editorial: Geographien sozialer Systeme

Dass Raum in Luhmanns Theorie sozialer Systeme nicht an zentraler Stelle vorkommt, ist hinlänglich bekannt (siehe z.B. Stichweh 1998) und mit den nötigen Relativierungen beschrieben worden (Kuhm 2003; Lippuner 2008). Trotzdem ist diese Systemtheorie keineswegs blind für raumbezogene Problemstellungen. Raum kann innerhalb der Theorie als eine (soziale) Konstruktionsleistung verstanden werden, die unter Umständen einen beachtlichen Orientierungswert erlangt, und dass soziale Systeme räumlich variieren, oder mit anderen Worten, dass die von den Systemen realisierten Möglichkeiten von den »besonderen lokalen Bedingungen« abhängen können (Luhmann 1997, 314), überrascht die Theorie ebenfalls nicht. Die systemtheoretische Diskussion hat diese Themen gegen Ende der 1990er Jahre aufgegriffen und sich dabei zunächst vor allem der Frage zugewandt, welche Bedeutung Raum in der Architektur von Luhmanns Systemtheorie zukommt (Stichweh 1998; Kuhm 2000; Lippuner 2005). In dieser Diskussion zeichneten sich zunächst zwei komplementäre Positionen ab: In Anlehnung an Luhmann (1995, 179f.) wurde Raum zum einen als Medium der Wahrnehmung bzw. als ein der Wahrnehmung unterliegendes Medium betrachtet, mit dem die neurologische Infrastruktur des Gehirns eine (physische) Objektwelt errechnet. Zum anderen wurden Vorschläge unterbreitet, wie Raum als Element der Kommunikation (Klüter 1986) und als eine Sinndimension des sozialen Geschehens (Stichweh 1998), die Luhmann selbst nicht vorgesehen hatte, konzeptualisiert werden kann. Die Formulierung »Raum als Medium der Wahrnehmung« zielt auf die Art und Weise, wie Raum plausibel zu imaginieren ist. Die Formulierung »Raum als Element der Kommunikation« nimmt dagegen in den Blick, wie Raum als Sinndimension in der Kommunikation und damit für den Strukturaufbau von sozialen Systemen fungiert.

Vor allem an die Idee von Raum als einer eigenständigen Sinndimension des sozialen Geschehens knüpfte in der Folge eine Reihe von (empirischen) Arbeiten mit systemtheoretischem Hintergrund an. Welche Differenzschemata vorgeschlagen wurden, um Raum auf diese Weise als Sinndimension in der Systemtheorie zu etablieren, zeigt Redepenning (2006, 128) in einem umfassenden Überblick. Darüber hinaus argumentiert er, dass diese räumlichen Unterscheidungen als » *coping* -Strategien« eingesetzt werden, mit denen sich (wie mit anderen Unterscheidungen) in sozialen Systemen Komplexität reduzieren lässt (131). Inwiefern Raum als Sinndimension strukturbildend ist,

demonstriert Pott (2007) am Beispiel des modernen Massentourismus, der die Orientierungsfunktion von Raumangaben nutzt und Stätten des Tourismus als raumbezogene Semantiken hervorbringt. Inwiefern räumliche Differenzen, wie zum Beispiel die Unterscheidung zwischen hier und dort, eingesetzt werden, um Handlungen oder Nicht-Handlungen zu legitimieren, erläutert Goeke (2007a) am Beispiel des sich auflösenden Jugoslawiens. In einer anderen Studie mit ähnlicher Zielsetzung zeigt Goeke (2007b), wie die Universität Zagreb die weltweite Rekrutierung von Studierenden als Zeichen ihrer Internationalität deutet, ganz gleich, ob es sich um Nachkommen kroatischer Migrantinnen und Migranten handelt oder nicht. Die Sinndimension Raum wird in diesen und anderen Arbeiten in der Regel jedoch modal konzipiert und steht nicht wie die drei anderen Sinndimensionen (Zeit, Sach- und Sozialdimension) unter Kombinationszwang. Dadurch bleibt es letztlich theoretisch bei der selbdritten Erscheinung, die nicht zu einer selbvierten wird (Luhmann 1984, 127).

Stichweh (1998) steht für diese nach wie vor anhaltende Auseinandersetzung mit symbolischen oder signifikativen Geographien (Raumsemantiken oder Raumordnungsbeschreibungen) insofern Pate, als er die Möglichkeit, Raum aus systemtheoretischer Sicht als eigene Sinndimension zu betrachten, an prominenter Stelle vorgeschlagen hat. Er setzt sich jedoch mit seinen weiterführenden Überlegungen von diesen Bemühungen ab und schlägt stattdessen vor, »an die Stelle der Formel der sozialen Konstruktion des Raumes (und der Zeit) die Formel einer sozialen Kontrolle von Raum und Zeit zu setzen« (2003, 95; vgl. auch Stichweh 2008). So müssten weder die Materialität des Raums noch individuelle oder soziale Konstruktionsleistungen gelehnt werden. Stattdessen könne es im Horizont einer Gesellschaftstheorie um die Frage gehen, wie Raum beobachtet und kontrolliert wird und wie sich Gesellschaft von Raum zunehmend unabhängig macht. Stichweh positioniert sich damit an der Schnittstelle zu einer anderen Diskussion, die in den letzten Jahren unter dem Gesichtspunkt der »Raumfrage« zu der skizzierten Debatte hinzugekommen ist: die Auseinandersetzung über das Verhältnis zwischen sozialen Systemen (insbesondere dem umfassenden System Gesellschaft) und dem außergesellschaftlichen Raum der biophysischen Umwelt (siehe z. B. Japp/Krohn 1996; Egner 2008; Lippuner 2010).

Hintergrund der (Wieder-)Aufnahme dieser Problemstellung ist ein in den Sozialwissenschaften insgesamt gestiegenes Interesse für die Materialität sozialer Praxis sowie der Popularitätsgewinn ökologischer Fragen angesichts der sich zunehmend deutlicher abzeichnenden Folgen eines globalen Klimawandels und anderer »Umweltprobleme«. Dass die Systemtheorie luhmannscher Prägung bei dieser Auseinandersetzung zunächst eher geringe Beachtung (oder Ablehnung) erfahren hat, scheint auf den ersten Blick nicht weiter er-

staunlich.¹ Luhmann (1997, 76) selbst erklärt unmissverständlich, dass soziale Systeme keine räumliche Existenz haben und keine Grenzen im Raum aufweisen, sondern »eine völlig andere, nämlich rein interne Form von Grenze« besitzen. Gemeint ist »die selbstproduzierte Differenz von Selbstreferenz und Fremdreferenz«, die gemäß Luhmann (1997, 77) »in allen Kommunikationen präsent« ist. Diese Feststellung leitet sich unter anderem aus der Prämisse ab, dass soziale Systeme nicht aus räumlich lokalisierbaren Individuen bestehen, sondern ausschließlich aus Kommunikation. Schon in frühen Arbeiten betont Luhmann, dass sich die Grenzen sozialer Systeme »nicht als invariante Zustände des physischen Substrats definieren [lassen] – etwa nach der Art von Mauern, die eingrenzen, oder nach Art abzählbarer physischer Objekte, etwa Menschen, die dazugehören bzw. nicht dazugehören (...)« (Luhmann 1967, 620). Fuchs (2005, 63) bringt die Konsequenzen dieser Vorstellung folgendermaßen auf den Punkt: »Man kann sie [die Kommunikation, R. L./P. G.] nicht wiegen oder sonst irgendwie ausmessen. Sie ist nicht lokalisierbar.« Mit Blick auf die Beziehung zur außergesellschaftlichen Umwelt erklärt Luhmann außerdem, dass soziale Systeme keinen Kontakt zu ihrer Umwelt unterhalten: Sie können »nur Informationen verarbeiten; aber nicht Dinge der Umwelt berühren« (1997, 92).

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass damit keine prinzipielle Abwendung von ökologischen Problemstellungen verbunden ist, sondern, im Gegenteil, eine anspruchsvolle Ausgangslage für die Beschäftigung mit dem Verhältnis von Gesellschaft und Umwelt geschaffen wird. Beziehungen zwischen dem sozialen System Gesellschaft und der außergesellschaftlichen Umwelt werden von der Theorie keineswegs geleugnet. Es wird lediglich in Abrede gestellt, dass Umwelteinwirkungen den operativen Verlauf von Gesellschaft (Kommunikation) monokausal determinieren können. Gleichwohl sind soziale Systeme auf eine funktionierende Umwelt angewiesen. Gerade weil sie nur Kommunikation im Anschluss an vorangegangene Kommunikation produzieren und nicht plötzlich die Reproduktion von Leben oder die Organisation von Wahrnehmungen übernehmen, setzen sie voraus, dass die entsprechenden Leistungen in der Umwelt der Gesellschaft erbracht werden. Dass die Gesellschaft, wie Luhmann (1986; 1997, 112 ff.) erklärt, nicht anders als durch Kommunikation auf Ereignisse in der Umwelt reagieren kann (und dabei auf die Wahrnehmungsleistung des Bewusstseins angewiesen ist), stellt angesichts der Umweltabhängigkeit der Gesellschaft eine Beschränkung der Resonanzfähigkeit des Systems dar, die eine besondere Brisanz bekommt, wenn gesellschaftlich bedingte Veränderungen in der Umwelt auf die gesellschaftlichen Prozesse zurückzuschlagen drohen. Für die Lösung von »Umweltproblemen« kommt aus systemtheoretischer Sicht als weitere

1 Dominant sind in der umweltsoziologischen, polit- oder humanökologischen und (human-) geographischen Auseinandersetzung mit dieser ökologischen Frage die Beiträge aus dem Bereich der Akteur-Netzwerk-Theorie (von Latour, Callon und anderen).

Erschwernis das Fehlen einer Gesamtperspektive hinzu, in der die je eigen-sinnige Bearbeitung durch die verschiedenen Funktionssysteme integriert werden könnte.

Während Luhmann weitgehend offen lässt, welche Rolle die »materielle Infrastruktur« bei der Reproduktion von Gesellschaft genau spielt, wird in neueren Ansätzen systemtheoretischer Theorieentwicklung gefragt, wie zum Beispiel der Körper für die Formbildung in kommunikativen Prozessen in Anspruch genommen wird (Nassehi 2006; Fuchs 2010). Damit wird die Möglichkeit eröffnet, dass soziale Systeme in einem weiteren Sinne Beziehungen zum außer-gesellschaftlichen Raum der materiellen Umwelt aufweisen, als dies typischerweise (bei Luhmann) eingeräumt wird. In den Blickpunkt rückt dadurch (unter anderem) die Frage, inwieweit das Repertoire der kommunikativen Formen auf die materiellen Gegebenheiten des Schauplatzes von Interaktionen abgestimmt ist. Außerdem kann vor diesem Hintergrund angenommen werden, dass soziale Systeme strukturelle Entsprechungen mit den materiellen Gegebenheiten ihres »Milieus« – der physischen Geographie – aufweisen, obwohl es »keinen direkten Zugriff physikalischer, chemischer, biologischer Vorgänge auf die Kommunikation« gibt (Luhmann 1997, 114).

Der vorliegende Themenschwerpunkt »Geographien sozialer Systeme« beinhaltet demnach zwei große Arbeitsgebiete. Das erste besteht in der Auseinandersetzung mit der Verwendung von Raumbegriffen und der Produktion von Raumordnungsbeschreibungen in den verschiedensten Bereichen der Kommunikation respektive der Gesellschaft. Ein zweites Themenfeld umfasst Fragen nach der Verortung und Verankerung sozialer Systeme in der außergesellschaftlichen (materiellen) Umwelt, mit der die Gesellschaft trotz ihrer operativen Geschlossenheit durch strukturelle Kopplungen in direkter oder vermittelter Weise verbunden ist. Die beiden Themenfelder überschneiden sich unter anderem durch die Annahme, dass es vor allem Raumkonstruktionen – Raumbegriffe und Raumordnungen – sind, mit denen die Beziehungen zwischen der Gesellschaft und ihrer Umwelt strukturiert werden. Die Beiträge des Themenschwerpunkts nähern sich diesen Feldern aus unterschiedlichen Perspektiven.

Pascal Goeke und *Evelyn Moser* fragen, wie die vielfältigen thematischen Anschlussmöglichkeiten an Raum den Wissensaufbau in der Disziplin Geographie beeinflussen. Dabei stellen sie heraus, dass es der Geographie nicht gelungen ist, Raum in einer für die Disziplin handhabbaren und sich ins Konzert der Wissenschaften einmalig einfügenden Art und Weise zu problematisieren. Stattdessen dominiert der Gegenstandsbezug mit allen Folgen für das Niveau der Reflexionsfähigkeit und möglichen innerwissenschaftlichen Anschlusschancen. Die geringe Wertschätzung des geographischen Forschungsfeldes, so argumentieren sie mit Blick auf Prozesse der wissenschaftlichen Binnendifferenzierung, wird allerdings durch eine Reihe von außerwissenschaftlichen Allianzen kompensiert. Indem das Fach Geographie sich stark an Bildungskontexte anlehnt (z. B. die Schule, aber auch universitäre Ausbil-

dungsgänge) stellt es seine Legitimität als Hochschuldisziplin sicher. Es ist die Differenzierung zwischen Forschungsfeld und Fach einer Disziplin, die instruktiv für die Beobachtung anderer Disziplinen ist und zudem viel über den Gegenstand Raum aussagt.

Auch der Beitrag von *Andreas Pott* fragt nach der Bedeutung von Raum für den Strukturaufbau sozialer Systeme. Allerdings thematisiert er dazu nicht eine wissenschaftliche Disziplin, sondern das moderne Phänomen des Tourismus. Er zeigt, welche Funktionen der Raum als Kommunikations- und Wahrnehmungsmediums im touristischen Kontext annimmt. Dabei entwickelt er ein Verständnis von Tourismus als »organisierte Strukturlockerung durch Ortswechsel«, welche nicht allein Grundstrukturen des Tourismus erhellt, sondern auch auf das analytische Potential eines medientheoretischen Raumkonzepts verweist.

David Kaldewey geht von der soziologischen Prämisse des Sozialen als einer Realität sui generis aus und untersucht, wie Elemente einer »natürlichen« oder materiellen Realität innerhalb des »soziologischen Paradigmas« behandelt werden. Dieser Gegensatz unterschiedlicher Wirklichkeiten stellt für die Sozialwissenschaften ein »Realitätsproblem« dar, das eine anhaltende Konstruktivismus/Realismus-Debatte befeuert. Kaldewey argumentiert in seinem Beitrag, dass diese Debatte unter der Vorstellung leidet, die beiden »Realitäten« seien ausreichend präzise definiert. Er zeigt, dass es den Sozialwissenschaften mangelt (ein Einwand, auf den sich vor allem die Akteur-Netzwerk-Theorie beruft), als vielmehr an einer hinreichend differenzierten Konzeption des Sozialen. Letztere muss aber als eine unabdingbare Voraussetzung für die Analyse der Wechselwirkungen oder des Zusammenspiels von Gesellschaft und Natur gesehen werden. Vor diesem Hintergrund wird mithilfe der Systemtheorie ein sozialwissenschaftlicher Realitätsbegriff entwickelt, der es erlauben sollte, systematisch zu beurteilen, ob und wie das Außersoziale in dieser sozialen Realität in Erscheinung tritt.

Roland Lippuner untersucht in seinem Beitrag, wie diese Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und materieller Umwelt im Rahmen einer Systemtheorie, die von Gesellschaft als einem operativ geschlossenen System ausgeht, konzeptionell gefasst werden können. Luhmann bietet dazu den Begriff der strukturellen Kopplung an. Lippuner zeigt, dass die Problemstellung, die dieser Begriff markiert, über die gegenseitige Abhängigkeit von sozialen und psychischen Systemen hinaus reicht und die Frage aufwirft, wie der Körper und Gegenstände der materiellen Umwelt von der Kommunikation in Anspruch genommen werden. Als konkreten Mechanismus solcher Beziehungen, die die Kopplung von Kommunikation und Bewusstsein unterlaufen, identifiziert er mithilfe praxeologischer Betrachtungen verinnerlichte Verfahrensweisen, die aus systemtheoretischer Sicht unter dem Begriff der Technik subsumiert werden können.

Julia Mayer, Swen Zehetmair und Jürgen Pohl blicken auf den gesellschaftlichen Umgang mit Naturrisiken und gehen ungleich stärker als die anderen Beiträge davon aus, dass in der natürlichen Umwelt Bedingungen des Möglichen für das Soziale liegen. Eingebettet in die Risikodiskussion thematisieren sie Entscheidungen und fragen, wer wann welche Risikoentscheidung trifft und über diese Entscheidung kommuniziert. Aus systemtheoretischer Perspektive geht es dabei insbesondere um die Frage des Systemtyps. Diese Frage wird mit Blick auf die Diskussion über die Zuordnung von Organisationen zu Funktionssystemen erörtert.

Niels Werber nimmt einen aktuellen Text von Helmut Klüter (2010), der in den 1980er-Jahren auf der Basis älterer Arbeiten von Luhmann einen geographischen Ansatz für die Analyse von »Raum als Element sozialer Kommunikation« (Klüter 1986) entwickelt hatte, zum Anlass für eine kritische Betrachtung der Leistungsfähigkeit der Systemtheorie. Werber distanziert sich von Klüters Versuch, die Systemtheorie gegen all jene wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Diskurse in Stellung zu bringen, die dem Sozialen eine räumliche Existenz zuschreiben oder dieses als räumlich verankert begreifen. Er sieht die Systemtheorie vielmehr selbst durch Einsichten, wie sie zum Beispiel mithilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour) gewonnen werden können, herausgefordert. Ansätze für eine Überwindung der systemtheoretischen »Bagatellisierung des Raums« entdeckt er in Luhmanns Ausführungen über die Kunst der Gesellschaft.

Literatur

- Egner, Heike (2008): Gesellschaft, Mensch, Umwelt – beobachtet. Ein Beitrag zur Theorie der Geographie. Stuttgart: Franz Steiner.
- Fuchs, Peter (2005): Die Form des Körpers. S. 48-72 in: Markus Schroer (Hrsg.), Soziologie des Körpers. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fuchs, Peter (2010): Das System SELBST. Eine Studie zur Frage: Wer liebt wen, wenn jemand sagt, »Ich liebe dich!«? Weilerswist: Velbrück.
- Goeke, Pascal (2007a): Handeln und Erleben im Krieg. Die Differenz zwischen Hier und Dort als legitimierende und entfremdende Sinndimension. S. 53-82 in: Christian Berndt/Robert Pütz (Hrsg.), Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Bielefeld: transcript.
- Goeke, Pascal (2007b): Transnationale Migrationen. Post-jugoslawische Biografien in der Weltgesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Japp, Klaus-Peter/Krohn, Wolfgang (1996): Soziale Systeme und ihre ökologischen Selbstbeschreibungen. Zeitschrift für Soziologie 25, 207-222.
- Klüter, Helmut (1986): Raum als Element sozialer Kommunikation. Gießen: Geographisches Institut.
- Klüter, Helmut (2010): Systemtheorie in der Geographie. S. 99-124 in: Christina Gansel (Hrsg.), Systemtheorie in den Fachwissenschaften. Göttingen: v & r unipress.
- Kuhm, Klaus (2000): Raum als Medium gesellschaftlicher Kommunikation. Soziale Systeme 6, 321-348.
- Kuhm, Klaus (2003): Was die Gesellschaft aus dem macht, was das Gehirn dem Bewusstsein und das Bewusstsein der Gesellschaft zum Raum »sagt«. S. 13-32 in: Thomas Krä-

- mer-Badoni/Klaus Kuhm (Hrsg.), Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich.
- Lippuner, Roland (2005): Raum – Systeme – Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie. Stuttgart: Franz Steiner.
- Lippuner, Roland (2008): Raumbilder der Gesellschaft. Zur Räumlichkeit des Sozialen in der Systemtheorie. S. 341-363 in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript.
- Lippuner, Roland (2010): Operative Geschlossenheit und strukturelle Kopplung. Zum Verhältnis von Gesellschaft und Umwelt aus systemtheoretische Sicht. Geographische Zeitschrift 98/4, 194-212.
- Luhmann, Niklas (1967): Soziologie als Theorie sozialer Systeme. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 19, 615-644.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1986): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Nassehi, Armin (2006): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pott, Andreas (2007): Orte des Tourismus. Eine raum- und gesellschaftstheoretische Untersuchung. Bielefeld: transcript.
- Redepenning, Marc (2006): Wozu Raum? Systemtheorie, *critical geopolitics* und raumbezogene Semantiken. Leipzig: Institut für Länderkunde.
- Stichweh, Rudolf (1998): Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie. Soziale Systeme 4, 341-358.
- Stichweh, Rudolf (2003): Raum und moderne Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raums. S. 93-102 in: Thomas Krämer-Badoni/Klaus Kuhm (Hrsg.), Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich.
- Stichweh, Rudolf (2008): Kontrolle und Organisation des Raums durch Funktionssysteme der Weltgesellschaft. S. 149-164 in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript.

Dr. Pascal Goeke
Geographisches Institut, Universität Zürich
Winterthurerstrasse 190, CH-8057 Zürich
pascal.goeke@geo.uzh.ch

Dr. habil. Roland Lippuner
artec|Forschungszentrum Nachhaltigkeit
Universität Bremen
Postfach 330 440, D-28334 Bremen
lippuner@uni-bremen.de

Goeke, P. und Moser, E. (2011): Der Markt der Wirtschaft. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 55(4), 226-238.

Pascal Goeke, Zürich/Evelyn Moser, Luzern

Der Markt der Wirtschaft

The market of the economy. The market is expounded by different scientific disciplines, judged by different normative positions, and experienced by different actors. Despite this omnipresence, there is no discernible consensus that answers the question what a market per se is. In contention with theoretical arguments about the market and with the help of systems theory, this article seeks to develop a robust notion of the market. Market can thus be understood as the internal environment of the economic system. Market happens, if both the communication of exchange and the observation of competitors blend into each other, and if these processes focus on and crystallize in prices.

Keywords: market, social theory, systems theory

Markt und Gesellschaft

Märkte gelten als zentrales Merkmal moderner Gesellschaften. Kommt die Rede auf sie, so stellen die einen heraus, dass Marktgesellschaften mehr Wohlstand als jede andere Gesellschaftsform gebracht hätten, während andere nicht müde werden zu betonen, dass Märkte zukunfts- und verteilungsblind, gar Quell sozialer Ungleichheit seien und keine kollektiven Güter bereitstellen könnten. Märkte gelten als Inbegriff der Freiheit, aber es stimmt auch, dass ihre Implementierung Regeln und Beschränkungen nach sich zieht (VOGEL 1996). Weder die Vielheit noch der Dissens der hier hochselektiv skizzierten Aussagen über Markt überraschen (für weitere differente Positionen vgl. LIE 1997; SWEDBERG 2007, 13 f.; ASPERS/BECKERT 2008). Man weiß und rechnet damit, dass Aussagen über Märkte divergierende Werturteile zugrundeliegen, dass wissenschaftliche Disziplinen in der Regel nicht in der Betrachtung von Gegenständen, sondern in spezifischen Problemstellungen gründen (STICHWEH 1984, 18), und sie daher je Unterschiedliches in Bezug auf den Markt problematisieren. Es ist auch zu akzeptieren, dass in weiteren gesellschaftlichen Bereichen unterschiedliche Facetten von Markt thematisiert werden (z.B. die Erziehung zur

Marktteilnahme oder die Moral von Märkten). Doch all diesen und anderen Differenzen zum Trotz weiß man in der Regel sehr genau, wann man es mit einem Markt zu tun hat und wann nicht. Anscheinend flaggen sich bestimmte Beobachtungen und Kommunikationen selbst als Markt aus und werden als solche regelhaft erkannt.

Diese Eindeutigkeit hat aber nicht zu einem Konsens über die Frage geführt, was Markt *an sich* ausmacht. Gewiss gibt es Standardformulierungen: Markt ist demnach der Ort der Tauschchancen, des Aufeinandertreffens von Angebot und Nachfrage oder des mehr oder weniger einheitlichen Preises für ein Gut. Diese tendenziell aus den Wirtschaftswissenschaften stammenden Formulierungen werden jedoch von anderen Disziplinen als nicht hinreichend kritisiert. Marktereignisse seien komplexer und voraussetzungsvoller als derartige Beschreibungen es suggerieren, so ein zentraler Einwand. Aber wie etwa der Tausch von Verfügungsrechten, wie Wettbewerbsstrukturen und wechselseitige Konkurrenzbeobachtungen, Preisaushandlungen und anderes mit dem Markt konstitutiv zusammenhängen, ob von Markt schon gesprochen werden kann, „sobald auch nur auf einer Seite eine Mehrheit von Tauschreflektan-

ten um Tauschchancen konkurrieren“ (WEBER 1964, 489), oder was die Unterscheidung zwischen dem Interessenkampf von Verkäufern und Käufern gegeneinander und den dazu antagonistisch wirkenden Konkurrenzkämpfen von Verkäufern und Käufern untereinander für die Struktur des Marktes bedeuten, bleibt vielfach vage (WEBER 1990, 45; vgl. auch SWEDBERG 2000, 376). Im Ergebnis erscheinen die unterschiedlichen Marktkonzepte seltsam insular, sie nehmen kaum Bezug aufeinander – ganz gleich wie brauchbar sie im Einzelnen auch sein mögen (vgl. z.B. WEBER 1964; WHITE 1981, 2002; LUHMANN 1994; ABOLAFIA 1996; CALLON 1998a; KNORR CETINA 2003; BAECKER 2006; ASPERS/BECKERT 2008; ESPOSITO 2010).

Ursache und Effekt zugleich der sporadischen Beschäftigung mit Markt an sich sind die einschlägigen Forschungsübersichten. Sorgsam werden Sprecherpositionen kultiviert und man erfährt, was auf und im Umfeld von Märkten mit welchen theoretischen Prämissen und aus welchen disziplinären Perspektiven erforscht wird, aber nur selten wird diskutiert, was einen Markt an sich konstituiert. Die Theoriereportagen ähneln Zooführungen (zur Metapher und zum allgemeinen Modus von Theorievergleichen siehe NASSEHI 2006, 65): Die Theorien werden bestaunt, bleiben in ihren Gehegen aber harmlos, weil nicht erörtert wird, wie mit den sich teils widersprechenden Aussagen über Markt wissenschaftlich zu verfahren ist. Lediglich der neoklassische Marktbezug wird konkurrierenden Theorien gelegentlich zum Fraß vorgeworfen (dies trifft ganz oder in Teilen bei den folgenden Übersichten zu: LIE 1997; BECKERT et al. 2007; ASPERS/BECKERT 2008; BERNDT/BOECKLER 2009; als eine Ausnahme vgl. SWEDBERG 2005).

Will man dennoch wissen, was es mit Markt an sich auf sich hat, empfiehlt sich ein alternativer Blick auf die Literatur. Was wäre, wenn man nicht die theoretischen oder disziplinären Zugänge als Perspektive wählt, sondern aus einem dazu inkongruenten Blickwinkel beobachtet? Mit anderen Worten: Was wird gesehen, wenn Markt (wissenschaftlich) beobachtet wird? Genau das ist unser erster Schritt. Uns geht es in einem Streifzug darum, die Stärken, Schwächen und vor allem die Unvereinbarkeiten unterschiedlicher Marktkonzepte zu erkennen. Dies ermöglicht es in einem zweiten Schritt, die theoretischen Anforderungen zur Bildung eines robusten, viablen und möglichst universalen

Marktbezug zu formulieren. Unter Rückgriff auf theoretische Mittel aus der soziologischen Systemtheorie sowie der darin bereits enthaltenen Aussagen zu Markt wollen wir schließlich einen solchen umfassenden Marktbezug formulieren.

Vier Dimensionen der theoretischen Marktbeobachtung

Beim Streifzug durch die Theorielandschaft fallen wiederkehrend vier Dimensionen auf, die als Perspektiven auf Markt und zugleich als Eigenschaften von Markt verstanden werden können und nicht eindeutig disziplinär differenziert sind. Eine theoriegeschichtliche Rekonstruktion kann hier aus Platzgründen nicht geleistet werden, wäre aber eine eigene Anstrengung wert (vgl. zu diesem Desiderat in Bezug auf Webers Marktbezug SWEDBERG 2000, 382). Stattdessen soll es hier nur um die Extraktion der Kernargumente gehen.

Der Markt und seine Modellierung

Gleichermaßen Abstoßpunkt und Zielscheibe vieler Kritiken ist das neoklassische Marktverständnis. Vor dem Hintergrund der für die Wirtschaftswissenschaften konstitutiven Frage, wie Knappheit bewältigt wird und werden kann, gilt Markt primär als ein Instrument zur Knappheitskoordination, auf dem Angebot und Nachfrage zusammentreffen. Er entsteht natürlicherweise, wenn die entsprechenden Rahmenbedingungen für seine Entfaltung vorhanden sind. Der Markt selbst wird daher auch nicht weiter problematisiert, sondern als Lösung betrachtet. Unter Verweis auf *Adam Smith*'s berühmtes Bild von der ‚unsichtbaren Hand‘ wird anhand formalisierter und abstrakter Modelle nach den Bedingungen für das Gleichgewicht beider Marktseiten in Form der Herausbildung eines (Gleichgewichts-)Preises gesucht. Anhand der Modelle lässt sich zeigen, was passiert, wenn die Voraussetzungen für einen vollkommenen Markt nicht erfüllt sind und auf welche Weise beispielsweise asymmetrische Informationen (AKERLOF 1970) oder die unvollständige Internalisierung externer Effekte (COASE 1960) zu ineffizienten Ergebnissen führen können. Die Annahmen der Neoklassik kommen auch abseits des Marktes (im engeren Sinne) zur Anwendung: So formulierte COASE (1937) basierend auf Transaktionskosten eine vertragstheoretische Erklärung für die Bildung von Unternehmen. Fortgeführt wurden diese Über-

legungen später im Rahmen der neuen Institutionenökonomik, die die Bildung von Institutionen ebenfalls aus dem Verhalten rationaler Akteure ableitet (klassisch WILLIAMSON 1975; NORTH 1992).

Dass die Modellbildung auf restriktiven Annahmen über die beteiligten Akteure basiert (u.a. vollständige Information, Markttransparenz, Nutzenfunktionen), ist weithin bekannt und häufig kritisiert worden. Zweifel und Kritik am Modell des *homo oeconomicus* und verwandten Konzepten werden jedoch nicht nur in anderen Disziplinen, sondern seit den späten 1970er Jahren zunehmend auch innerhalb der Wirtschaftswissenschaften formuliert (vgl. z.B. KAHNEMAN/TVERSKY 1979). Speziell im Forschungsbereich der Verhaltensökonomik wird mit alternativen Verhaltensmodellen in Anlehnung an die Psychologie und Sozialpsychologie experimentiert (vgl. u.a. AKERLOF/SHILLER 2009).

Markt als Interaktion

In Reaktion auf das modellhafte Marktverständnis der Neoklassik und das Vordringen des ihr verwandten Rational-Choice-Ansatzes in die Sozialwissenschaften kam es namentlich in der Wirtschaftssoziologie in den 1970er und 1980er Jahren zu einer Gegenbewegung. Dabei wollte man nicht allein das Theorem der rationalen Wahl aus den Sozialwissenschaften verweisen, sondern darüber hinaus zeigen, dass es auch auf seinem vermeintlichen Stammterrain der Wirtschaft nur geringe Erklärungskraft besitzt (BECKERT et al. 2007, 27). Ein Ergebnis dieser Gegenbewegung – und eine Spielart des *Embeddedness*-Arguments, demzufolge wirtschaftliches Handeln immer in soziale Netzwerke eingebunden ist – ist die Betonung des interaktionalen Charakters von Märkten. In den entsprechenden Studien wird akzeptiert, dass und wie in generalisierten Modellen die Funktion von Märkten und Marktteilnehmern bestimmt wird, aber es wird bezweifelt, dass diese Funktionsbestimmung ausreicht, um konkretes Marktverhalten und die phänotypische Marktvielfalt zu verstehen (z.B. ABOLAFIA 1996, 7). Die Abwendung von den Annahmen rational kalkulierender Akteure und isolierter Tauschbeziehungen hin zur Betonung des repetitiven Tauschs (STICHWEH 2003, 93) begründet teilweise den sozialwissenschaftlichen Blick auf den Markt. Ohne ein Verständnis der konkreten Interaktionen könne Markt unmöglich verstanden werden. Trotz interner Theorievarianten gelten Interaktionen dabei *grosso modo*

als Kommunikation unter Anwesenden, bei der die wechselseitige Wahrnehmung zur Situationsdefinition beiträgt, ohne selbst „als Mitteilungshandlung greifbar und damit negierbar zu werden“ (KIESERLING 2008, 130). Solche flüchtigen Verselbständigungen von Mikrosozialordnungen finden demnach auf Märkten dauernd statt und sie unterscheiden reale Märkte von formalisierten Modellen.

Solange Interaktion als konstitutiv für den Markt gilt, ist für das vorgetragene Argument zweitrangig, ob es sich bei der zugespitzten These um einen Gegensatz zu formalen Marktmodellen oder eher um ein komplementäres Verhältnis handelt (zu Letzterem vgl. z.B. KNORR CETINA/BRÜGGER 2005, 148). Im Grunde soll mit dem Interaktionsargument gezeigt werden, dass auf allen Märkten, einschließlich globaler Märkte, nicht von sozialen „Bindungs- und Integrationsformen“ oder ihrem Interaktionscharakter abgesehen werden kann. Trotz elektronischer Medien finden Markttransaktionen immer wieder in Form von Interaktionen statt – wenn auch *face-to-screen* statt *face-to-face* (KNORR CETINA/BRÜGGER 2005, 169). Andere Arbeiten zeigen, wie Opportunismus und Zurückhaltung an Börsenplätzen wie der Wall Street ausgestaltet werden (ABOLAFIA 1996), dass und weshalb Händler schreien, schwitzen und spucken (MACKENZIE/MILLO 2003), oder dass es Märkte mit fixen und solche mit wechselnden Rollen gibt (GEERTZ 1978).

Auch wenn das Interaktionsargument für zahlreiche Marktereignisse zutrifft, so gerät es an zwei Stellen unter Druck. *Erstens* stellt sich angesichts einer zunehmenden Digitalisierung von Märkten die Frage, ob Interaktionen zwingend für Marktprozesse sind. Offensichtlich findet Markt zunehmend auch ohne Interaktionen statt, weil die programmierten Rechner nicht auf zweiseitige Situationsdefinitionen reagieren können (zum Gedanken der Kommunikation mit Computern vgl. BAECKER 2007). Weil sich die Interaktionsforschung zudem mit Strukturbegriffen schwer tut, bleibt *zweitens* ungeklärt, ob Markt stattfindet oder nicht, wenn es gerade keine Interaktionen gibt, wenn die Börse, der Wochenmarkt oder das Kaufhaus geschlossen sind, aber die Börsenkurse oder die Angebote studiert werden.

Der Markt im Verborgenen: Institutionen

Die offenen Strukturfragen des Interaktionsargumentes verweisen auf Markt als soziales Ge-

schehen, „das sich unsichtbar hinter dem Rücken aller Beteiligten vollzieht“ (STICHWEH 1998, 348). Offensichtlich kollabiert Markt nicht notwendigerweise, wenn gerade nicht gehandelt oder getauscht wird (so schon WEBER 1964, 489). Und genauso offensichtlich kann die Stabilität von Markt nicht allein über Interaktionen verstanden werden. Gewissermaßen als zweite Spielart des Embeddedness-Arguments haben BOURDIEU (2005a), FLIGSTEIN (1996, 2001) und andere auf die institutionelle Einbettung von Märkten hingewiesen. Sie versuchen auf diese Weise sichtbar zu machen, wie voraussetzungsvoll Märkte sind und auf was sich die Beteiligten implizit beziehen, wenn sie auf Märkten agieren.

In leichter Differenz zu den Wirtschaftswissenschaften entwickelte FLIGSTEIN (2001) eine Theorie sozialer Institutionen, um das Phänomen Markt verständlich zu machen. Über das Aufzeigen formeller und informeller Institutionen verdeutlicht er, wie voraussetzungsvoll Markt ist: In Form von *Eigentumsrechten* wird fortwährend darüber verhandelt und entschieden, wer Zugriff auf Unternehmensprofite hat. *Governancestrukturen* verweisen auf die allgemeinen Regeln, „that define relations of competition, cooperation, and market-specific definitions of how firms should be organized“ (FLIGSTEIN 1996, 658). *Tauschregeln* besagen, wer mit wem unter welchen Bedingungen handeln kann. Und *Kontrollkonzeptionen*, das kognitive Verstehen der Funktionsweise eines Marktes durch die Marktteilnehmer, sorgen für stabile Welten aus der Sicht der Teilnehmenden (FLIGSTEIN 1996, 658). Dass die Formierung von Marktinstitutionen und damit Markt ein politischer und mit Macht verbundener Prozess ist, macht FLIGSTEIN (1996, 657) durch den Titel „Markets as Politics“ und die Ausführungen zur Formation von Märkten als Teil der Staatenbildung deutlich. An vielen Stellen trifft er sich dabei mit dem Marktverständnis von BOURDIEU (2005a, 81), der Markt als „totality of relations of exchange between competing agents“ fasst und darauf aufmerksam macht, dass die sozial konstruierte Struktur davon abhängt, auf welche Kapitalien die Akteure im machtgeladenen Aushandlungsprozess zurückgreifen können. Staatliche Regulierung determiniert wirtschaftliches Handeln nicht zwingend, bildet aber den Rahmen für Situationsinterpretationen durch die Akteure. Die vermeintlich geräuschlosen Prozesse bekommen ein Gesicht: Es handelt sich um konkrete

soziale Beziehungen, um gemeinsames Wissen und kognitives Verstehen der Marktteilnehmer. Die daraus resultierenden Erwartungsstrukturen bedürfen gerade nicht der ständigen Versicherung und Aktualisierung durch Interaktion, um Unsicherheit zu reduzieren. In diesem Sinne vollziehen sie sich hinter dem Rücken der Beteiligten. Im Ergebnis laufen Verweise auf wirtschaftliche Handlungsmöglichkeiten in der Kommunikation mit: Man weiß, unter welchen Bedingungen man in wirtschaftliche Kommunikation einsteigen könnte und welche Konsequenzen dies hätte – auch wenn man es zu einem gegebenen Zeitpunkt nicht tut oder für bestimmte Bereiche bewusst vermeidet.

Performing markets

Abstrakte Modelle, sich interaktional strukturierende sowie durch Institutionen gestützte Märkte – drei Beobachtungen und Thesen mit je eigenen Plausibilitäten und offensichtlichen Widersprüchen: Wie natürlich oder einfach kann ein Markt sein, der augenscheinlich so komplex ist und vielfach abgesichert werden muss? Wie wissen die einzelnen Marktakteure um ihre Funktion und wie können sie diese ausfüllen? Eine erste versöhnliche Antwort kann aus den Arbeiten entnommen werden, die auf die Bedeutung von Institutionen hinweisen (z.B. FLIGSTEIN 1996, 2001) oder herausstellen, dass Politikberatung in Marktangelegenheiten eine wichtige wirtschaftswissenschaftliche Zielsetzung ist (DIAZ-BONE 2007, 257). Die vierte Beobachtungsdimension stellt genau diese Vermittlungsprozesse in den Fokus. Die dazugehörigen Forschungen entspringen den „Social Studies of Science“ (z.B. LATOUR 1999) und werden heute unter Labels wie „Social Studies of Marketization“ (CALISKAN/CALLON 2009, 2010) oder „Social Studies of Finance“ (KALTHOFF 2009, 266) betrieben. Mit Blick auf Märkte hat dabei insbesondere die Soziologie der Assoziationen (LATOUR 2007; alternativ: Soziologie der Übersetzung, Akteur-Netzwerk-Theorie) Bedeutung erlangt. Dieser Theoriestrang blickt allgemein auf Vernetzungsprozesse zwischen heterogenen Elementen und will dabei ohne „Unterscheidungen zwischen Gesellschaft und Natur, menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten, sinnhaften Zeichen und Dingen“ auskommen (KNEER 2008, 302). Neben der radikal-politischen Terminologie (loc.cit. 263) dürfte diese ganzheitliche Zielbestimmung die Attraktivität für die Geographie ausmachen (in Bezug auf die Liebe zu Einheitssemantiken vgl. HARD 2002, 297; in Bezug

auf den zunehmend kritischen Moment der Geographie vgl. WERLEN 2009, 144). Mit der Soziologie der Assoziationen einher geht das Performativitätsargument, das in Anlehnung an *Austin* auf der Annahme basiert, dass Sprache Realität nicht abbildet, sondern erst hervorbringt (zu den Spielarten dieser Position vgl. KRÄMER 2001). Auch Märkte sind in diesem Sinne performativ hergestellt oder *performed*.

Davon ausgehend, dass die Fähigkeit zum Kalkulieren und zu ökonomischem Handeln nicht zur Grundausrüstung des Menschen gehört, aber im Marktkontext dennoch *homines oeconomici* zu beobachten sind, fragt CALLON (1998b, 1) nach deren Entstehung. Dazu unterscheidet er zwischen „economics“ und „market“ auf der wirtschaftswissenschaftlichen Seite und „the economy“ und „the marketplace“ auf der Seite ökonomischer Praktiken. Im Rahmen dieser Unterscheidung sind es die Wirtschaftswissenschaften, die aus Akteuren „calculative agencies“ kreieren, indem Letztere mit entsprechenden Werkzeugen ausgestattet und dadurch formatiert werden (loc.cit. 26). Diese *calculative* oder *market devices* können Buchhaltungstechniken, Marktmodelle oder Grundpreisangaben im Supermarkt sein. Märkte, so lässt sich zusammenfassen, werden auf diese Weise von den Wirtschaftswissenschaften nicht beschrieben, sondern hervorgebracht: „economics, in the broad sense of the term, performs, shapes and formats the economy, rather than observing how it functions“ (loc.cit. 2). Als soziotechnische *agencements* sind sie Effekte heterogener Vernetzungsprozesse zwischen Regeln und Konventionen, technischen Einrichtungen, Texten und Diskursen, technischem und wissenschaftlichem Wissen und Personen (CALISKAN/CALLON 2010, 3; auch DIAZ-BONE 2007, 263).

Grundperspektive und -argument sind in verschiedenen Studien illustriert worden (u.a. GARCIA 1986; vgl. auch CALLON et al. 2007). Dabei konnte gezeigt werden, wie sich unter dem Modelleinfluss und durch Expertenvermittlung Erwartungsstrukturen und Anschlussmöglichkeiten wirtschaftlicher Kommunikation entwickeln, verändern und auch wieder kollabieren (vgl. v.a. BEUNZA/STARK 2004; MACKENZIE/MILLO 2003). Die Analysen zu *market devices* (CALLON et al. 2007) vermitteln aufschlussreich, welche Hilfsmittel kalkulierende Akteure heranziehen, um auf Märkten bestehen zu können. Mit Blick auf diese Studien besteht kein

Zweifel, dass wissenschaftliche Modelle wirtschaftliche Praxis und damit Märkte *mitkonstruieren*. Bedenken stellen sich jedoch ein, wenn diese Aussagen radikalisiert werden (z.B. CALLON 1998a; MITCHELL 2005). Modelle sind dann nicht mehr ein Einflussfaktor unter vielen, die an der an der ökonomischen Habitusformierung mitwirken (DIAZ-BONE 2007, 257 f.; zum ökonomischen Habitus vgl. BOURDIEU 2005b, 209 ff.), sondern Märkte werden *in toto* auf die Wirkmächtigkeit von Modellen zurückgeführt. Die Möglichkeit zur Radikalisierung stellt sich aufgrund einiger architektonischer Schwächen der Soziologie der Assoziationen ein (vgl. z.B. ELAM 1999; BELLIGER/KRIEGER 2006; MIROWSKI/NIK-KHAH 2007; KNEER 2008). Sie hat insbesondere keine Antwort auf die Frage, was die Mechanismen oder Triebfedern der beobachtbaren Ereignisse sind und fällt an dieser Stelle immer wieder auf einen naiven Machtbegriff zurück (die transitive Benutzung von Verben wie etwa formatiert, ausgestattet oder geformt ist Ausdruck dieser Unbestimmtheit). Entgegen zentralen Theorieprämissen entsteht dabei wiederkehrend der Eindruck, dass die Wirtschaftswissenschaften inklusive ihrer „economists in the wild“ die Quelle von Macht und Märkten sind. Eine Analyse der Mechanismen gesellschaftlicher Evolution und ihrer Kontingenz – warum werden bestimmte Modelle im Kommunikationsprozess selektiert und generieren Anschlussfähigkeit und andere nicht? – wird auf diese Weise unterdrückt.

Der Markt der Wirtschaft

Wenn jede der vier Beobachtungsdimensionen unbestreitbar relevante Aspekte dessen anspricht, was uns heute als Markt begegnet, aber es jeweils nicht gelingt, den konkreten Aspekt der Tauschkommunikation mit den im Hintergrund wirkenden Institutionen, abstrakten Modellen und den vielfältigen Beobachtungsleistungen zu verbinden, dann ist die theoretisch-begriffliche Lage unbefriedigend (vgl. auch SWEDBERG 2005, 233). Es müsste doch möglich sein, einen robusten und viablen Markt-begriff zu entwickeln, der zugleich so eng, klar und einfach wie möglich formuliert ist, dass auch seine Grenzen deutlich werden. Ein solcher um Kontextunabhängigkeit respektive Universalität bemühter Begriff beansprucht gewiss nicht, alles über Markt und die Vielfalt seiner empirischen Ausprägungen sagen zu können, aber er will die immer zu findende Grundstruktur von

Markt erfassen. Genau diese Begriffsbildung soll hier im Rahmen und mit den Mitteln der soziologischen Systemtheorie versucht werden.

Dabei ist von Belang, dass LUHMANN (1991) Gesellschaft als das allumfassende Sozialsystem begreift, das sich kommunikativ – und nur kommunikativ – vollzieht. Funktionssysteme, die primäre Differenzierungsform der modernen Gesellschaft, sind dabei als Reaktion auf Probleme zu verstehen, die im Prozess gesellschaftlicher Evolution virulent werden. Ihr Differenzierungsprozess vollzieht sich über die Herausbildung systemspezifischer Kommunikationsformen, die häufig die Form eines binären Codes annehmen und anhand derer sich Funktionssysteme gegenüber ihrer Umwelt gleichzeitig schließen und öffnen. Daraus folgt *erstens*, dass nur Kommunikationen sozial sind und *zweitens*, dass die Trennung von Wirtschaft und Gesellschaft in etwa so gehaltvoll ist wie die Trennung von Katzen und Tieren: „Alles wirtschaftliche Handeln ist soziales Handeln, daher ist alle Wirtschaft immer auch Vollzug von Gesellschaft“ (LUHMANN 1994, 8). Die zentrale und minimalontologische Aussage ‚Es gibt Systeme‘ und die Bestimmung sozialer Systeme als Kommunikationssysteme ist dabei „als ein Kürzel für die theoriebautechnische (Selbst-)Anweisung“ zu lesen (HARD 2008, 264). Sie besagt, dass „es Forschungsgegenstände gibt, die Merkmale aufweisen, die es rechtfertigen, den Systembegriff anzuwenden“ (LUHMANN 1991, 16). Es gilt demnach auf Systeme und die Form der Kommunikation zu achten – im englischen Wortspiel: „observing systems“ (VON FOERSTER et al. 1997, 135).

In diesem Sinne ist auch Markt auf der Grundlage von Kommunikationen zu bestimmen. Wir postulieren also nicht normativ, wie Kommunikation sein soll, damit wir von Märkten sprechen können, sondern wir beobachten, wie kommuniziert wird und sich bestimmte Kommunikationen dabei als Marktkommunikationen auslagern, erkannt werden und bestimmte Anschlusskommunikationen wahrscheinlich machen. Als erstes Ergebnis dieser Beobachtung zeigt sich, dass von Markt in der Regel nur im Zusammenhang mit Wirtschaft respektive Zahlungen gesprochen wird. Gewiss hat man versucht zu zeigen, dass beispielsweise auch die Partnerwahl den Mechanismen eines Marktes ähnelt. Doch die Brüchigkeit dieses Vorgehens ist daran zu erkennen, dass Paare selbst in der Regel nicht in Form von Angebot und

Nachfrage über sich reden oder Preise bestimmt werden. Nur auf dem Markt der Wirtschaft wissen alle Beteiligten, dass es sich um einen Markt handelt und können offen darüber reden. Wenn Markt nur im Zusammenhang mit Wirtschaft auftaucht, aber zugleich von ihr zu unterscheiden ist, dann ist zunächst zu klären, was Wirtschaft ist.

Aus systemtheoretischer Perspektive kann Wirtschaft als die Knappheitskommunikation der Gesellschaft bestimmt werden. Knappheit wird immer dann kommuniziert, wenn Reziprozität mitschwingt, also eine Gabe kalkulativer an eine Gegengabe gekoppelt ist. Findet eine solche Kalkulation nicht statt – und hier verläuft die Grenze von Wirtschaft –, wird keine Knappheit, sondern Überfluss kommuniziert. Ein Grenzfall ist das Geschenk, bei dem Reziprozität bewusst in der Schwebe gehalten wird (BAECKER 2006, 65). Knappheitskommunikation braucht jedoch Anhaltspunkte, an denen sie sich „entzündet“ kann (loc.cit. 52). Einen ersten Anhaltspunkt bietet Eigentum im Sinne von Nutzungsrechten und deren Verteilung in der Gesellschaft (vgl. dazu z.B. POLANYI 1978). Wirtschaften kann dann als „friedliche Ausübung von Verfügungsgewalt“ verstanden werden (WEBER 1964, 43). Das Ziel und die Funktion der Wirtschaft ist es, auf der Grundlage gegenwärtiger Verteilungen eine zukunftsstabile Vorsorge mit knappen Gütern zu gewährleisten (LUHMANN 1994, 64). Kommuniziert wird Knappheit im Medium des Geldes, dem zweiten und deutlicheren Anhaltspunkt für Wirtschaftskommunikation. Geld macht das knappgehaltene Eigentum liquide und sorgt für die Reproduktion der Wirtschaft, indem mit Hilfe von Geld die Knappheitsparadoxie gelöst wird. Geld ermöglicht das Erleben der Knappheitsreduktion anderer, welche ohne Zahlungen Handeln wahrscheinlich machen würde. Die Wahrscheinlichkeit steigt, dass Zahlungen an Zahlungen anschließen – auch weil Geld fast beliebig transformierbar ist (DEUTSCHMANN 2003; BAECKER 2006, 48 ff.; ESPOSITO 2008, 126).

Die Knappheitscodierung durch Geld erleichtert die *Kommunizierbarkeit* von Knappheit, sagt aber nichts über die *Strukturen* aus, in denen sich Knappheitskommunikation vollzieht. Zur Koordination von Knappheitskommunikation sind in der modernen Gesellschaft zwei grundlegende Mechanismen zu beobachten: Fest gekoppelte Kommunikation in Hierarchien (COASE 1937; WILLIAMSON 1967; zu Organisa-

tion als Systemtyp z.B. BAECKER 1999), die hier nicht weiter vertieft werden sollen, und lose gekoppelte (Preis-)Kommunikation auf Märkten (BAECKER 2006, 124).

Auch wenn alltagssprachlich immer wieder von reagierenden oder nervösen Märkten die Rede ist, lässt sich Markt systemtheoretisch *nicht* als ein System beschreiben, „das seine Umwelt beobachtet und in diesem Beobachten durch die Soziologie beobachtet wird“ (LUHMANN 1994, 93). Stattdessen kann Markt mit LUHMANN (1994) und BAECKER (2006) als die innere Umwelt des Wirtschaftssystems verstanden werden. In dieser inneren Umwelt beobachten die partizipierenden Systeme (v.a. Haushalte und Unternehmen) den Tausch von Verfügungsrechten gegen Zahlungen – oder kurz: Tauschkommunikation – auf Zahlungsmöglichkeiten hin. Dieses Verständnis verweist *erstens* noch einmal darauf, dass Markt ein wirtschaftsinternes und mit der Wirtschaft untrennbar verbundenes Phänomen ist. *Zweitens* stellt der Umweltbegriff darauf ab, dass der Markt seinen Teilnehmern je unterschiedlich erscheint und dennoch für alle derselbe ist (LUHMANN 1994, 94). *Drittens* ist die Verschränkung von Tauschkommunikation und Beobachtung konstitutiv für den Markt. *Viertens* beobachten sich die Marktteilnehmer letztlich wechselseitig selbst. Um die spezifischen Eigenschaften dieser Beobachtungen soll es im Folgenden gehen.

Im Anschluss an *Spencer Browns* Gesetze der Form werden im Operator der Beobachtung die zwei Funktionen Unterscheidung (*distinction*) und Bezeichnung (*indication*) zusammengefasst. Etwas Beobachten meint, etwas im Rahmen einer Unterscheidung zu bezeichnen. Beobachtungen sind Konstruktionen, weil nur dann etwas gesehen wird, wenn jemand hinschaut. Zugleich sind sie kontingent, weil man etwas anderes sehen würde, wenn man mit einer anderen Unterscheidung beobachten würde (BAECKER 2006, 93). *Von Foerster* hat an dieses Grundverständnis die Theorie der Beobachtung zweiter (und höherer) Ordnung angeschlossen. Ziel ist es, die Beobachtungen im Hinblick auf ihre Unterscheidungen zu beobachten und zu analysieren, ob „irgendwelche stabilen Objekte emergieren, wenn diese Beobachtungen rekursiv auf ihre eigenen Resultate angewendet werden“ (LUHMANN 1995, 16). Da keine Beobachtung in der Lage ist, mit ihrer Bezeichnung die selbstverwendete Unterschei-

dung zu benennen, besitzt jede Beobachtung einen blinden Fleck. Erst durch eine Beobachtung zweiter Ordnung, also das Beobachten von Beobachtungen im Hinblick auf die verwendete Unterscheidung, sieht man, was man in der ersten Beobachtung nicht sieht. Genau dieser Prozess findet auch auf Märkten statt. Die Beobachtung erster Ordnung impliziert zunächst eine Komplexitätsreduktion – es wird eine eindimensionale Kontextur aufgespannt, innerhalb derer etwas bezeichnet wird. Spätestens im Moment der aktualisierten Tauschkommunikation, der Zahlung, ist durch eine Beobachtung zweiter Ordnung diese Kontextur respektive Unterscheidung und der zugeschriebene Wert zu erkennen. Indem sich eine Vielzahl von Einzelbeobachtungen gleichzeitig vollzieht, aufeinander verweist und Anschlüsse generiert, kann zusammengenommen auf dem Markt ein sehr hohes Maß an Komplexität verarbeitet werden.

Die Bedeutung von Beobachtungen für die Entstehung und Strukturierung von Märkten hat WHITE (1981, 2002) erstmalig herausgestellt. Ohne explizit an einen kybernetischen Beobachtungsbegriff anzuschließen, fokussiert er die Produzenten und beschreibt Markt als einen sozialen Raum, der durch die wechselseitige Beobachtung innerhalb einer Gruppierung von Unternehmen aufgespannt wird und dessen Struktur sich aus der Positionierung der Produzenten in Relation zueinander ergibt. Zentraler Parameter dieses Positionierungsprozesses sind Produktqualitäten und daraus resultierende Qualitätsordnungen, die jedoch nicht von den Produzenten selbst bestimmt werden, sondern sich aus Beobachtungen auf der anderen Marktseite durch die Käufer ergeben. In diesem Sinne „etabliert sich ein Markt als eine Anordnung von Qualitätsnischen“ (WHITE/GODART 2007, 205). Hinzu kommt, dass die Produzenten nur die eigene Marktseite beobachten können und sowohl die Käufer als auch deren Qualitätsbewertungen lediglich als schemenhaftes und wenig reaktives Aggregat wahrnehmen (WHITE 1981, 520 f.; WHITE/GODART 2007, 201). Der Markt, so die bekannte Metapher, erscheint ihnen als ein Spiegel (WHITE 1981, 543 f.).

Gleichzeitig gilt WHITE (1981) die Beobachtung durch die Käufer als konstitutiv für die Entstehung und Abgrenzung eines (Produzenten-)Marktes: Unternehmensgruppierungen, deren Mitglieder sich wechselseitig beobachten, bilden sich, indem bestimmte Produkte und

damit Produzenten im Hinblick auf die Qualität von den Käufern als vergleichbar beobachtet werden: „A market is an ‚act‘ which can be ‚got together‘ only by a set of producers compatibly arrayed on the qualities which consumers see in them“ (WHITE 1981, 519). Eine wichtiger Fokus liegt dabei, wie KASUGA (1987) am Beispiel der Konsumenten darstellt, auf der Varietät des Angebots im Hinblick auf Preise und Qualitäten. Wird mit Blick auf ein Produkt (z.B. Schuhe) eine hohe Varietät beobachtet, werden also viele verschiedene Preise und Qualitäten als vergleichbar wahrgenommen, so entsteht ein breiter Markt. Beobachten Käufer dagegen begrenzte Varietät – im Extremfall nur ein unvergleichbares Produkt –, bewirkt dies einen Markt mit geringem Umfang. In beiden Fällen erscheint derselbe Markt für jeden Beobachter unterschiedlich. Ob aus Konsumentensicht hohe oder geringe Varietät beobachtet wird, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab, wie beispielsweise der Verfügbarkeit von Beobachtungsmedien (Internet!), dem (Vor-)Wissen der Käufer oder der Art der Produkte, die sich größtenteils dem Einfluss der Produzenten entziehen.

Kasugas Beschreibung legt nahe, dass Käufer oder Konsumenten im Unterschied zu Produzenten die andere Marktseite zumindest insoweit beobachten können, dass einzelne Produkte und damit auch Produzenten über ihre Qualitäten unterscheidbar werden. Daneben spielt jedoch auch für die Käufer die Beobachtung der eigenen Marktseite eine wesentliche Rolle: Der Mensch weiß nicht, was er will, wenn er nicht sieht, was andere wollen – so formuliert BAECKER (2006, 88) mit Bezug auf *Girard* den Widerspruch zur anthropologischen Prämisse, nach der das individuelle Kaufverhalten von den Grundbedürfnissen bestimmt und unabhängig von sozialen Aspekten sei. Die Beobachtung der anderen Marktseite spannt für die Konsumenten einen Möglichkeitsraum auf, innerhalb dessen eine konkrete Kaufentscheidung stets mit Blick auf die eigene Marktseite als Orientierungs- und Distinktionsreferenz gefällt wird. Bedürfnisse werden damit sowohl durch die Beobachtung des Angebots als auch durch die (wechselseitigen) Beobachtungen der Konsumenten geformt. Damit erfasst *Whites* Spiegelmetapher nicht nur die Angebots-, sondern auch die Nachfrageseite des Marktes: „Beide Marktseiten orientieren sich primär an sich selbst und bestimmen ihr Angebot beziehungsweise ihre Nachfrage in einer wohldefinierten,

Vergleiche nahelegenden Differenz zu anderen Anbietern oder Nachfragern“ (BAECKER 1987, 536).

Kehren wir nochmals zur marktconstituierenden Funktion der Käuferbeobachtungen zurück. Führt man diesen Gedanken weiter, so ergibt sich ein Netz reziprok aufeinander verweisender Beobachtungen: Auf der Produzentenseite spannen wechselseitige Umweltbeobachtungen innerhalb einer Unternehmensgruppierung den Markt auf. Die Gruppierungen selbst ergeben sich aus der Beobachtung der Produkte und ihrer Qualitäten durch die Käufer. Wer von den Käufern als vergleichbar wahrgenommen wird, ist Mitglied, alle übrigen bleiben außen vor. Die Käuferbeobachtungen stecken den Rahmen dafür ab, mit welcher Umwelt die Produzenten überhaupt rechnen können bzw. wer als relevant zu beobachten ist (und beobachtet werden muss, will man sich am Markt positionieren). Ist es Produzenten gelungen, sich in den Augen der Käufer vergleichbar zu machen und dadurch zum Mitglied einer bestimmten Gruppierung zu werden, müssen sie sich in einer gegenläufigen Bewegung darum bemühen, den Käufern die eigene Unverwechselbarkeit innerhalb der Gruppierung vorzuführen (WHITE/GODART 2007, 205). Marken üben bei diesem (widersprüchlichen) Vorhaben eine entparadoxierende Funktion aus, indem sie den Produzenten dazu dienen, sich unter Gleichen (d.h. als vergleichbar beobachteten) mit ihrem Produkt abzugrenzen (zur Soziologie der Marke vgl. HELLMANN 2003; 2007; aus geographischer Perspektive z.B. ERMANN 2007).

Um Marktkommunikation trennscharf zu bestimmen, ist der Verweis auf die skizzierten Beobachtungsschleifen notwendig, aber nicht hinreichend, da solche Schleifen auch in anderen sozialen Kontexten vorkommen und entscheidungs- und handlungsvorbereitend sind. Es ist daher zusätzlich zu klären, in welcher Form sich die wechselseitigen Beobachtungen auf beiden Marktseiten vollziehen und welchen Motiven sie entspringen. Dazu greifen wir auf ein kommunikationstheoretisches Verständnis von Konkurrenz zurück und stellen zwei Merkmale heraus: *Erstens* die Konstitution einer Projektionsfläche durch Konkurrenz und *zweitens* die Indirektheit von Konkurrenz. Leicht ist zu erkennen, dass Produzenten um den Absatz ihrer Produkte konkurrieren und Käufer im allgemeinen Fall um günstige Zugangs- und Kaufmöglichkeiten oder im speziellen Fall der Kon-

sumenten um Distinktion konkurrieren. Mit *Simmel* kann dieses alltagssprachliche Verständnis von Konkurrenz als Konkurrenz um etwas in eine soziale Konstellation überführt werden (WERRON 2010, 305 ff.): Konstitutiv für Konkurrenz – in Abgrenzung zum Konflikt – ist die (knappe) Gunst eines Dritten, um die konkurriert wird. Wer oder was aber verbirgt sich hinter diesem Dritten? WERRON (2010, 309) schlägt vor, an die Stelle des Dritten ein Publikum zu setzen, das als „Projektion öffentlicher Kommunikationsprozesse“ ein Effekt der Konkurrenz ist. Andersherum konstituiert das Publikum die Konkurrenz mit, indem es den konkurrierenden selbst als nicht weiter auflösbarer generalisierter Dritter erscheint, dem sie sich darbieten. Im Gegensatz zum Konflikt, der sich über die Verkettung direkt aufeinander Bezug nehmender Widersprüche konstituiert und reproduziert (loc.cit. 304 f.), kommt Konkurrenz ohne direkte Kommunikation der Gegner aus und vollzieht sich als indirekte Form des Kampfes gewöhnlich interaktionsfrei (SIMMEL 1908, 213; LUHMANN 1994, 102 f.).

Diese Überlegungen zu Konkurrenz erlauben es nun, die bisher entwickelte Marktskizze minimal nachzujustieren und dadurch entscheidend zu schärfen: Anbieter und Nachfrager konkurrieren jeweils miteinander um die Gunst der jeweils anderen Marktseite. Bei diesem Buhlen wird die jeweils andere Seite zum Publikum und *Whites* Metapher des Spiegels lässt sich durch eine Projektionsfläche ersetzen: Das Publikum ist eine Projektion der jeweiligen Marktseite und Markt lässt sich als ein doppelter, rekursiv aufeinander verweisender Prozess der Konkurrenz (der Käufer und Verkäufer) beschreiben, wobei Marktkommunikation stets auf diese Projektionsfläche hin ausgerichtet ist. Zugleich erklärt das Moment der Indirektheit die hohe und unkontrollierbare Eigendynamik des Marktes: Interaktion wird eingespart und der Markt reagiert so schnell, dass nur noch Ereignisse – und das heißt: Zahlungen und Zahlungsmöglichkeiten – wahrgenommen werden können.

Ob eine Zahlung stattfindet, hängt ab vom Preis, der mit Blick auf beide Seiten der Knappheitscodierung „nicht nur die Zahlungen, die erfolgen, sondern auch die Zahlungen, die nicht erfolgen“ reguliert (LUHMANN 1994, 19). Preise verstärken den Informationsverlust, der in Zahlungen bereits angelegt ist, denn Geld „kappt kommunikativ mögliche Bindungen“ (loc.cit.

18) und jede Zahlung abstrahiert von Nebenaspekten wie der Herkunft des verwendeten Geldes oder individuellen Wünschen und Bedürfnissen. Gleichzeitig stellen Preise Informationen in hochkondensierter Form – in einer Zahl – zur Verfügung: „Man kann sich anhand von Preisen über Zahlungserwartungen informieren, man kann also beobachten, wie andere den Markt beobachten“ (loc.cit.). Als Instrument der Beobachtung zweiter Ordnung werden Preise damit zum Flucht- und Kristallisationspunkt der Beobachtungen auf beiden Marktseiten. In ihnen verschränken sich Tauschkommunikation und Beobachtung: Verkäufer beobachten, welche Produkte sich mit welcher Qualität zu welchen Preisen absetzen lassen und Käufer beobachten, was zu welchen Preisen gekauft und wie verwendet wird (BAECKER 2006, 97).

In dem Maße, wie sich in Preisen Beobachtungen zweiter Ordnung und in diesem Sinne Erwartungserwartungen widerspiegeln (also Erwartungen über Zahlungserwartungen, die dann erfüllt oder enttäuscht werden können), entfällt die Möglichkeit des wahren oder objektiven Gebrauchswertes eines Produkts (loc.cit. 93 f.) und gleichsam auch die Rede von rationalen oder Gleichgewichtspreisen. Exzessive Erwartungserwartungen sind von vernünftigen schwerlich trennscharf zu unterscheiden. Die Dinge sind in jedem Fall „freischwebend“ (SIMMEL 1989, 199) und dies ändert sich auch dann nicht, wenn zur Bildung von Erwartungserwartungen mal mehr und mal weniger komplizierte Beobachtungs- und Kalkulationsinstrumente eingesetzt werden, um die stets mitlaufenden Unsicherheiten und Kontingenzen vermeintlich berechenbar zu machen (vgl. zu Kalkulationspraktiken in Unternehmen KALTHOFF 2005, 2007).

Fazit

Markt findet statt, so lässt sich resümieren, wenn sich die beiden auf Preise als Flucht- und Kristallisationspunkt bezogenen Prozesse der Tauschkommunikation und Konkurrenzbeobachtung miteinander verschränken. Dabei entsteht Markt als die innere Umwelt des Funktionssystems Wirtschaft, die aufgrund der unterschiedlichen Positionen und Projektionen der konkurrierenden für jedes teilnehmende System eine andere und zugleich für alle dieselbe ist (vgl. auch LUHMANN 1994, 94; BAECKER 2006, 95 ff.).

Dieser Marktbegriff behauptet nicht, alles über Märkte sagen zu können, aber er beansprucht, die innere Struktur von Markt in einer so umfassenden Art und Weise zu benennen, dass die in der Literatur zu findenden, oben skizzierten Teilaussagen über Marktstrukturen logisch an ihn angeschlossen und offene Fragen beantwortet werden können. Dies ist möglich, weil der Marktbegriff aufgrund seiner gesellschaftstheoretischen Fundierung *erstens* eine Vorstellung von konkreten Interaktionen und deren Eigendynamiken enthält, *zweitens* Auskunft über das Verhältnis von Interaktionen zu Strukturen geben kann, *drittens* in der Lage ist, die zum Teil widersprüchlichen Aussagen zu Märkten logisch aufeinander zu beziehen, und *viertens* die Möglichkeit offen hält, eine Theorie des Marktes anzuschließen.

Gemessen an den Voraussetzungen für Markt und der phänotypischen Vielfalt von Märkten in der Vergangenheit und Gegenwart kommt diese begriffliche Bestimmung mit relativ wenigen Elementen aus. Markt, so kann daraus geschlossen werden, ist in seiner Grundstruktur relativ simpel und vermag gerade aufgrund dieser Einfachheit ein großes Maß an Komplexität zu verarbeiten. So wird einerseits verständlich, weshalb man sich der Annahme von der Natürlichkeit von Markt nicht mit einer Geste entledigen kann – man muss in der Tat nicht viel von Markt verstehen, um an ihm auch zum eigenen Nutzen teilnehmen zu können. Andererseits verbietet es sich, die realen Marktereignisse als einfach zu bewerten, denn die Entstehung und Reproduktion von Märkten ist ein äußerst voraussetzungsvolles Unterfangen. Weil es sich bei Tauschkommunikationen und Konkurrenzbeobachtungen zudem um Sinnselektionen von Systemen handelt – Sinn also keine Eigenschaft der Dinge ist –, erzeugt jede Selektion eine Differenz von Aktualität und Potenzialität und macht damit bestimmte anschließende Sinnselektionen wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher (vgl. allgemein zu Sinn LUHMANN 1971). Welchem Muster die Selektionen folgen, ist nur eingeschränkt vorherzusagen – ökonomische Rationalität ist sicher nicht zwingend gefragt. Diese Selektionskontingenz fordert die (wirtschaftswissenschaftlichen) Modellbildungen heraus, welche die kontingenten Tauschkommunikationen und Konkurrenzbeobachtungen in ihren Grundstrukturen und wechselseitigen Dynamiken zu erfassen versuchen – zum Teil explizit mit Blick auf Verbesserungsempfehlungen (vgl. McMILLAN 2003). Dass Modell und Wirklichkeit nicht deckungsgleich sein

können, sich (teils absichtsvoll) gegenseitig beeinflussen und dass sich Markt oder Wirtschaft infolge ihrer Beschreibung verändern können (LUHMANN 1994, 81), dürfte seit dem Thomas-Theorem über die selbsterfüllende oder -zerstörende Prophezeiung und anderen wissenssoziologischen Erkenntnissen keine Überraschung mehr sein (WEINGART 2006) – selbst für die Praxis nicht (DRÖGE 2010).

Auch beim dem hier vorgestellten Marktbegriff läuft ein Teil der Prozesse geräuschlos und quasi hinter dem Rücken der Marktteilnehmer ab. Die Bedeutung von Konkurrenzbeobachtungen gibt dieser Geräuschlosigkeit aber einen Namen: Beobachtung zweiter Ordnung. Man beobachtet, wie andere beobachten, und konkurriert um die Gunst Dritter. Diese Beobachtungen werden zum Teil und vermutlich zunehmend medial vermittelt (CALLON et al. 2007). Die unterschiedlichen Beobachtungsmedien können, müssen aber nicht zwingend zum Einsatz kommen, und sie dienen potenziell dazu, ökonomisch rationalere Entscheidungen zu treffen sowie den Beobachtungsaufwand für diese Entscheidungen zu senken. Beobachtungen an sich fänden aber auch ohne die Dispositive statt.

Auch wenn Konkurrenzbeobachtungen von konkreten Interaktionen absehen, sind sie doch auf beobachtbare Tauschkommunikationen angewiesen. Ein Clou des hier vorgestellten Marktbegriffs ist, dass er das Faktum der unzähligen, schnell zerfallenden und doch bedeutsamen Interaktionssysteme auf Märkten akzeptiert, Interaktionen aber nicht als notwendige Bedingung für Markt betrachtet. Markt läuft auch ohne Interaktionen weiter – etwa nach Markt- oder Börsenschluss, wenn nur die Konkurrenz und deren Preise beobachtet werden, oder auf elektronischen Märkten. Indem Preise als Flucht- und Kristallisationspunkt von Tauschkommunikationen und Konkurrenzbeobachtungen erkannt werden und diese Preise gleichbedeutend mit der Erwartungsstruktur auf Märkten sind, können zudem unzählige Interaktionen der Preisbildung vorgeschaltet sein. Solange sie auf Preise hinauslaufen und alle teilnehmenden Systeme dies berechtigt erwarten, vollzieht sich Markt. Wird von einem System nicht damit gerechnet, werden Erwartungen also nicht erfüllt, dann kollabiert die Struktur und es findet kein Markt statt.

Drei Aspekte des vorgestellten Marktbegriffs sind für die Wirtschaftsgeographie besonders

bedeutsam. *Erstens* fällt auf, dass die allgemeine Bestimmung von Markt ohne Angabe von Raum oder Ort auskommt. Insbesondere der Wegfall des Interaktionsarguments löst Markt-ereignisse von einer scheinbar zwingenden Verankerung im Raum. Das macht geographische Perspektiven auf Markt keineswegs überflüssig, aber sie werden dazu neigen, auf Sonderereignisse von Märkten hinzuweisen und weniger auf eine allgemeine Markttheorie abzielen (zu diesem Spannungsverhältnis vgl. auch BATHALT/TURI 2011). *Zweitens* und daran anschließend fällt historisch auf, dass delokalisierte Marktformen das einst stark räumlich gebundene Phänomen Markt zunehmend ersetzen, räumliche also durch funktionale Ordnungen substituiert werden (STICHWEH 2003, 99). In dieser Spur ließe sich nach Prozessen gesellschaftlicher Kontrolle des Raums fragen. *Stichweh* führt etwa den Einzelhandel an, wo Tendenzen zu einer funktionalen Differenzierung alternativer Verkaufswege zu beobachten seien, die sich räumlichen Unterscheidungen entziehen: „Das Ladengeschäft in einer unterprivilegierten Wohngegend wird dann nicht mehr sozialräumlich beschrieben, es taucht vielmehr in der Binnensprache als *clearance channel* auf, als ein Vertriebsweg, der sich eignet, die Restmengen der Kollektionen des vergangenen Jahres verlässlich zu verkaufen“ (loc.cit.). *Drittens* fand die Bestimmung von Markt jenseits der in der Wirtschaftsgeographie verlaufenden Grenzlinie zwischen einer wirtschaftswissenschaftlichen und einer gesellschaftswissenschaftlichen Perspektive auf Markt und Wirtschaft statt. Der Markt-begriff will diese beiden Perspektiven nicht in Eintracht zusammenführen, aber wenn er den beiden Strömungen Orientierung böte und sie mit ihren je eigenen und charakteristischen Problemstellungen an ihn angeschlossen, dann sollte es auch möglich sein, die unterschiedlichen Erkenntnisse gehaltvoller als bisher aufeinander zu beziehen.

Literatur

- ABOLAFIA, M. Y. (1996): Making markets. Opportunism and restraint on Wall Street. Cambridge, MA.
- AKERLOF, G. A. (1970): The market for ›lemons‹. Quality uncertainty and the market mechanism. In: The Quarterly Journal of Economics, (84)3, 488-500.
- AKERLOF, G. A./SHILLER, R. J. (2009): Animal spirits. How human psychology drives the economy, and why it matters for global capitalism. Princeton, NJ.
- ASPERS, P./BECKERT, J. (2008): Märkte. In: Maurer, A. (Hrsg.): Handbuch der Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden, 225-246.
- BAECKER, D. (1987): Das Gedächtnis der Wirtschaft. In: Baecker, D./Markowitz, J./Stichweh, R./Tyrell, H./Willke, H. (Hrsg.): Theorie als Passion. Frankfurt am Main, 519-546.
- BAECKER, D. (1999): Organisation als System. Frankfurt am Main.
- BAECKER, D. (2006): Wirtschaftssoziologie. Bielefeld.
- BAECKER, D. (2007): Communication with computers, or how next society calls for an understanding of temporal form. In: Soziale Systeme, (13)1-2, 409-420.
- BATHALT, H./TURI, P. (2011): Local, global and virtual buzz. The importance of face-to-face contact in economic interaction and possibilities to go beyond. In: Geoforum, (42)5, 520-529.
- BECKERT, J./DIAZ-BONE, R./GANSSTMANN, H. (2007): Einleitung. Neue Perspektiven für die Marktsoziologie. In: Beckert, J./Diaz-Bone, R./Gansmann, H. (Hrsg.): Märkte als soziale Strukturen. Frankfurt am Main/New York, 19-39.
- BELLIGER, A./KRIEGER, D. J. (2006): Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. In: Belliger, A./Krieger, D. J. (Hrsg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld, 13-50.
- BERNDT, C./BOECKLER, M. (2009): Geographies of circulation and exchange: constructions of markets. In: Progress in Human Geography, (33)4, 535-551.
- BEUNZA, D./STARK, D. (2004): Tools of the trade. The socio-technology of arbitrage in a Wall Street trading room. In: Industrial and Corporate Change, (13)2, 369-400.
- BOURDIEU, P. (2005a): Principles of an economic anthropology. In: Smelser, N. J./Swedberg, R. (Eds.): The handbook of economic sociology. Princeton/Oxford, 75-89.
- BOURDIEU, P. (2005b): The social structures of the economy. Cambridge.
- CALISKAN, K./CALLON, M. (2009): Economization, Part 1: Shifting attention from the economy towards processes of economization. In: Economy and Society, (38)3, 369-398.
- CALISKAN, K./CALLON, M. (2010): Economization, Part 2: A research programme for the study of markets. In: Economy and Society, (39)1, 1-32.
- CALLON, M. (1998a) (ed.): The laws of the market. Oxford/Malden.
- CALLON, M. (1998b): Introduction: The Embeddedness of Economic Markets in Economics. In: Callon, M. (Ed.): The Laws of the Market. Oxford/Malden, 1-57.
- CALLON, M./MILLO, Y./MUNIESA, F. (2007) (Eds.): Market devices. Malden a.o.
- COASE, R. H. (1937): The nature of the firm. In: *Economica*, (4)16, 386-405.
- COASE, R. H. (1960): The problem of social cost. In: *Journal of Law and Economics*, (3) 1-44.

- DEUTSCHMANN, C. (2003): Die Verheißung des absoluten Reichtums: Kapitalismus als Religion? In: Baecker, D. (Hrsg.): Kapitalismus als Religion. Berlin, 145-174.
- DIAZ-BONE, R. (2007): Habitusformierung und Theorieeffekte. Zur sozialen Konstruktion von Märkten. In: Beckert, J./Diaz-Bone, R./Ganßmann, H. (Hrsg.): Märkte als soziale Strukturen. Frankfurt am Main/New York, 253-266.
- DRÖGE, K. (2010): ›Auf ein Modell hundert Prozent vertrauen? Na, dann wärs kein Modell, dann wärs ja die Wirklichkeit.‹ (Dr. Stephan Köring, Risk Manager). In: Honegger, C./Neckel, S./Magnin, C. (Hrsg.): Strukturierte Verantwortungslosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt. Berlin, 47-53.
- ELAM, M. (1999): Living dangerously with Bruno Latour in a hybrid world. In: Theory, Culture & Society, (16)4, 1-24.
- ERMANN, U. (2007): Magische Marken. Eine Fusion von Ökonomie und Kultur im globalen Konsumkapitalismus? In: Berndt, C./Pütz, R. (Hrsg.): Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Bielefeld, 317-347.
- ESPOSITO, E. (2008): Die normale Unwahrscheinlichkeit der Medien - der Fall des Geldes. In: Münker, S./Roesler, A. (Hrsg.): Was ist ein Medium? Frankfurt am Main, 112-130.
- ESPOSITO, E. (2010): Die Zukunft der Futures. Die Zeit des Geldes in Finanzwelt und Gesellschaft. Heidelberg.
- FLIGSTEIN, N. (1996): Markets as politics. A political-cultural approach to market institutions. In: American Sociological Review, (61)4, 656-673.
- FLIGSTEIN, N. (2001): The architecture of markets. An economic sociology of twenty-first-century capitalist societies. Princeton/Oxford.
- VON FOERSTER, H./MÜLLER, A./MÜLLER, K. H. (1997): Im Goldenen Hecht. Über Konstruktivismus und Geschichte. Ein Gespräch zwischen Heinz von Foerster, Albert Müller und Karl H. Müller. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, (8)1, 129-143.
- GARCIA, M.-F. (1986): La construction sociale d'un marché parfait. In: Actes de la Recherche en Sciences Sociales, (65)1, 2-13.
- GEERTZ, C. (1978): The bazaar economy. Information and search in peasant marketing. In: The American Economic Review, (68)2, 28-32.
- HARD, G. (2002 [1999]): Raumfragen. Über Raumreflexionen bei Geographen, Soziologen und Angelogen. In: Hard, G. (Hrsg.): Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 1. Osnabrück, 253-302. (Osnabrücker Studien zur Geographie, Band 22).
- HARD, G. (2008): Der *Spatial Turn*, von der Geographie her beobachtet. In: Döring, J./Thielmann, T. (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld, 263-315.
- HELLMANN, K.-U. (2003): Soziologie der Marke. Frankfurt am Main.
- HELLMANN, K.-U. (2007): ›Marken machen Märkte‹: Eine funktionale Analyse des Zusammenhangs von Märkten und Marken. In: Beckert, J./Diaz-Bone, R./ Ganßmann, H. (Hrsg.): Märkte als soziale Strukturen. Frankfurt am Main/New York, 183-194.
- KAHNEMAN, D./TVERSKY, A. (1979): Prospect Theory: An Analysis of Decision under Risk. In: *Econometrica*, (47)2, 263-292.
- KALTHOFF, H. (2005): Practices of calculation. Economic representations and risk management. In: *Theory, Culture & Society*, (22)2, 69-97.
- KALTHOFF, H. (2007): Rechnende Organisation. Zur Anthropologie des Risikomanagements. In: Beckert, J./Diaz-Bone, R./Ganßmann, H. (Hrsg.): Märkte als soziale Strukturen. Frankfurt am Main/New York, 151-165.
- KALTHOFF, H. (2009): Die Finanzsoziologie: Social Studies of Finance. Zur neuen Soziologie ökonomischen Wissens. In: Beckert, J./Deutschmann, C. (Hrsg.): Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden, 266-287.
- KASUGA, J. (1987): Die Beobachtung des Marktes. Asymmetrische Strukturen und generalisierte Erwartungen. In: Baecker, D./Markowitz, J./Stichweh, R./Tyrell, H./Willke, H. (Hrsg.): Theorie als Passion. Frankfurt am Main, 547-569.
- KIESERLING, A. (2008): Interaktion. In: Farzin, S./Jordan, S. (Hrsg.): Lexikon Soziologie und Sozialtheorie. Hundert Grundbegriffe. Stuttgart, 129-131.
- KNEER, G. (2008): Hybridizität, zirkulierende Referenz, Amoderne? Eine Kritik an Bruno Latours Soziologie der Assoziationen. In: Kneer, G./Schroer, M./Schüttelpelz, E. (Hrsg.): Bruno Latours Kollektive. Frankfurt am Main, 261-305.
- KNORR CETINA, K. (2003): From pipes to scopes. The flow architecture of financial markets. In: *Distinktion*, (7), 7-23.
- KNORR CETINA, K./BRÜGGER, U. (2005): Globale Mikrostrukturen der Weltwirtschaft. Die virtuellen Gesellschaften von Finanzmärkten. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie - Sonderheft 45* -, 145-171.
- KRÄMER, S. (2001): Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main.
- LATOUR, B. (1999): Pandora's hope. Essays on the reality of science studies. Cambridge, MA.
- LATOUR, B. (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main.
- LIE, J. (1997): Sociology of markets. In: *Annual Review of Sociology*, (23)1, 341-360.
- LUHMANN, N. (1971): Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In: Habermas, J./Henrich, D./Luhmann, N. (Hrsg.): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main, 25-100.
- LUHMANN, N. (1991 [1984]): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main.
- LUHMANN, N. (1994): Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main.

- LUHMANN, N. (1995): Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung. In: de Berg, H./Prangel, M. (Hrsg.): *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*. Tübingen, 9-59.
- MACKENZIE, D./MILLO, Y. (2003): Constructing a market, performing theory. The historical sociology of a derivatives exchange. In: *The American Journal of Sociology*, (109)1, 107-145.
- MCMILLAN, J. (2003): Market design. The policy uses of theory. In: *American Economic Review*, (93)2, 139-144.
- MIROWSKI, P./NIK-KHAH, E. (2007): Markets made flesh. Performativity, and a problem in science studies, augmented with consideration of the FCC auctions. In: MacKenzie, D./Muniesa, F./Siu, L. (Eds.): *Do economists make markets? On the performativity of economics*. Princeton/Oxford, 190-224.
- MITCHELL, T. (2005): The work of economics. How a discipline makes its world. In: *European Journal of Sociology*, (46)2, 297-320.
- NASSEHI, A. (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*. Frankfurt am Main.
- NORTH, D. C. (1992): *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*. Tübingen.
- POLANYI, K. (1978 [1944]): *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt am Main.
- SIMMEL, G. (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig.
- SIMMEL, G. (1989 [1900]): *Philosophie des Geldes*. Gesamtausgabe, Band 6. Frankfurt am Main.
- STICHWEH, R. (1984): Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890. Frankfurt am Main.
- STICHWEH, R. (1998): Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie. In: *Soziale Systeme*, (4)2, 341-358.
- STICHWEH, R. (2003): Raum und moderne Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raums. In: Krämer-Badoni, T./Kuhm, K. (Hrsg.): *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*. Opladen, 93-102.
- SWEDBERG, R. (2000): Afterword: The role of the market in Max Weber's work. In: *Theory and Society*, (29)3, 373-384.
- SWEDBERG, R. (2005): Markets in society. In: Smelser, N. J./Swedberg, R. (Eds.): *The handbook of economic sociology*. Princeton/Oxford, 233-253.
- SWEDBERG, R. (2007): Vorwort. In: Beckert, J./Diaz-Bone, R./Ganßmann, H. (Hrsg.): *Märkte als soziale Strukturen*. Frankfurt am Main/New York, 11-18.
- VOGEL, S. K. (1996): *Freer markets, more rules. Regulatory reform in advanced industrial countries*. Ithaca/London.
- WEBER, M. (1964): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Köln.
- WEBER, M. (1990 [1898]): *Grundriss zu den Vorlesungen über Allgemeine („theoretische“) Nationalökonomie*. Tübingen.
- WEINGART, P. (2006): *Wissenschaftssoziologie*. Bielefeld.
- WERLEN, B. (2009): *Geographie/Sozialgeographie*. In: Günzel, S. (Eds.): *Raumwissenschaften*. Frankfurt am Main, 142-158.
- WERRON, T. (2010): Direkte Konflikte, indirekte Konkurrenzen. Unterscheidung und Vergleich zweier Formen des Kampfes. In: *Zeitschrift für Soziologie*, (39)4, 302-318.
- WHITE, H. C. (1981): Where do markets come from? In: *The American Journal of Sociology*, (87)3, 517-547.
- WHITE, H. C. (2002): *Markets from networks. Socioeconomic models of production*. Princeton, NJ.
- WHITE, H. C./GODART, F. C. (2007): Märkte als soziale Formationen. In: Beckert, J./Diaz-Bone, R./Ganßmann, H. (Hrsg.): *Märkte als soziale Strukturen*. Frankfurt am Main/New York, 197-215.
- WILLIAMSON, O. E. (1967): Hierarchical control and optimum firm size. In: *The Journal of Political Economy*, (75)2, 123-138.
- WILLIAMSON, O. E. (1975): *Markets and hierarchies. Analysis and antitrust implications. A study in the economics of internal organization*. New York.

Goeke, P. (2011): MedienFormwirtschaft – Ein Klärungsversuch in der schillernden Kreativwirtschaftsdebatte. In: Geographische Zeitschrift 99(2+3), 163-181.

MedienFormwirtschaft – Ein Klärungsversuch in der schillernden Kreativwirtschaftsdebatte

PASCAL GOEKE, Zürich

Seit den späten 1990er Jahren steigt die Zahl der Gutachten, der wissenschaftlichen Beiträge und Konferenzen sowie der politischen Strategiepapiere zum weiten Feld der Kreativwirtschaft kontinuierlich an. Behauptet wird, dass Kreativität die entscheidende Ressource für wirtschaftliche Prosperität sei, dass speziell die Branchen der sogenannten Kreativwirtschaft ein nachhaltiges Wachstum ermöglichen würden und dass dies nach neuen Formen städtischer Wirtschaftspolitik verlange. Dem Verve und Neusprech der Debatte zum Trotz ist insbesondere unklar geblieben, was die Kreativwirtschaft genau ausmacht. In Auseinandersetzung mit empirischen Wissensbeständen über die Kreativwirtschaft, konzeptionellen Annäherungen und scharfen Kritiken an ihr, sucht der Beitrag nach einem theoretisch gehaltvollen Begriff zur Erfassung der adressierten Wirtschaftsaktivitäten. Mit Rückgriff auf die Systemtheorie und die Unterscheidung zwischen Medien und Formen plädiert der Beitrag für den theoretisch schärferen Begriff der MedienFormwirtschaft zur Erfassung und Abgrenzung bestimmter Leistungen oder genauer: Formbildungen. Kreativität wird dabei nicht als essenzielle Eigenschaft dieser Formbildungen begriffen, sondern als ein beobachtungsabhängiger Nebencode dieser MedienFormwirtschaft.

Medialform-economy – An attempt at clarification within the dazzling creative industries debate

Since the late 1990s the number of reports, scientific articles, conferences or similar communications concerning the broad field of the so-called creative industries has grown continuously. It is argued that creativity is the decisive resource for economic prosperity, that the creative industries especially promise sustainable growth, and that these changes call for new forms of urban economic policies. Despite the vigour and the newspeak, it remains unclear what exactly constitutes the core of the creative industries. In examining empirical knowledge about the creative industries, conceptual approaches, and sharp criticisms of the concept, the article seeks to develop a theoretically robust term to capture the addressed economic activities. With recourse to systems theory and the difference between media and forms, the article advocates the term medialform-economy to differentiate certain economic performances, or more precisely, the creation of forms. Creativity within this context is not conceptualized as an essential entity of these forms, but as a secondary code of observation within this medialform-economy.

1 Die Begriffslücke¹

Kultur- und Kreativwirtschaftsberichte² haben in den letzten Jahren in Zahl und Umfang zugenommen. Solche Wirtschaftsberichte wie auch die Expertisen oder Städterankings zum kulturellen und kreativen Sektor werden von nationalen Regierungen, Bundesländern, Städten, Parteien, Stiftungen und anderen in Auftrag

gegeben. Ko-evolutionär und ko-konstitutiv zu den Berichten stieg die Zahl und Bandbreite der Tagungen zum Thema Kreativwirtschaft sowie die massenmediale Präsenz stark an. Trotz alten Überdrusses am Begriff Kreativität (Gumbrecht 1988), aktualisierter Kritik (Raunig/Wuggenig 2007) und neuer Rückrufaktionen (Althans et al. 2008) ist die Wissenschaft insbesondere durch die Erstellung von Gutachten ein fester Bestand-

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012

teil der öffentlichen Kreativwirtschaftsdiskussion (vgl. z. B. die Gutachten von Geografinnen und Geografen: Berndt et al. 2008, Hafner/von Streit 2007, Sailer et al. 2007).

Nun gründet Wissenschaft bekanntlich nicht in der Betrachtung eines Gegenstandes oder in der Begründung eines Wertes (vgl. Baecker 2003, 10, Stichweh 1984, 18). Vielmehr, so schon Max Weber, ist es die spezifische Funktion der Wissenschaft, „daß ihr das konventionell Selbstverständliche zum *Problem* wird“ (1985 [1917], 502) – oder sie nach Problemen sucht, zu denen sich Lösungen beobachten lassen (Luhmann 1992, 421). Genau das findet in Bezug auf die Kreativwirtschaft aber nur eingeschränkt statt. Zwar betrachten die an der Forschung beteiligten Disziplinen die Kreativwirtschaft nicht allein als Gegenstand, sondern problematisieren die Kreativwirtschaft sehr wohl aus verschiedenen disziplinären und theoretischen Perspektiven. Aber sie tun dies mit bereits eingeübten Blicken. Ohne Anspruch oder Chance auf eine vollständige Liste kann das für die Geografie und ihre Nachbardisziplinen bedeuten, dass an ältere Forschungen zur Bedeutung und Arbeitsweise von „economies of signs“ (Lash/Urry 1994) oder Kulturökonomien (vgl. Pratt 1997) unter leicht veränderten Vorzeichen – Kreativität statt Kultur – wieder angeknüpft wird (z. B. Power/Scott 2004a, Markusen 2006). Konkreter heißt das, dass die stadt- oder regionalwirtschaftliche Bedeutung der Kreativwirtschaft untersucht wird (z. B. Florida 2002a, Marlet/van Woerkens 2007, Sailer/Papenheim 2007), dass Teilbereiche in ihrer Dynamik erfasst werden (für Film und TV vgl. Mossig 2006, für die Werbebranche vgl. Thiel 2005), dass Organisations- und Kooperationsstrukturen in der Kreativwirtschaft studiert werden (z. B. von Bernuth/Bathelt 2007, Grabher 2001), dass es um Konstitutionsprozesse von Märkten in der Kreativwirtschaft geht (dazu aufschlussreich Lange 2007a, Lange/Mieg 2006), dass die Governance der Kreativwirtschaft angesprochen wird (Lange et al. 2009) und selbstverständlich auch, dass Kritik geübt wird (z. B. Olma 2009, Peck 2005). Im Ergebnis ist ein polyperspektivisches Bild der Kreativ-

wirtschaft entstanden, ohne dass ein robuster Begriff der Kreativwirtschaft entwickelt wurde.

Dieser Befund motiviert den Artikel. Es geht nicht um eine Kritik an den Perspektiven, Methoden oder Schlussfolgerungen der Forschungen zur Kreativwirtschaft. Vielmehr soll in Auseinandersetzung mit ihnen und unter Rückgriff auf die soziologische Systemtheorie ein möglichst robuster Begriff der sogenannten Kreativwirtschaft entwickelt werden. Dieser Begriff beansprucht nicht, alles über die Kreativwirtschaft sagen zu können oder gar zu wissen, aber er beansprucht, dass alles was über die Kreativwirtschaft im Modus wissenschaftlicher Wahrheit gesagt werden kann, an ihn anschlussfähig ist. Hinter einem solchen Versuch steht die Annahme, dass es so etwas wie die Kreativwirtschaft „gibt“, aber bisherige Begriffe und Definitionen sie nur unzureichend und selten sachlogisch fassen.

Der Weg zu diesem Begriff beginnt mit einer Rekapitulation bisheriger Forschungen. Wie schwach bisherige Begriffsbildungen sind, zeigt sich an der Leichtigkeit der Kritik an ihnen. Sowohl eine normativ inspirierte Kapitalismuskritik wie auch eine aus der psychologischen Kreativitätsforschung gewonnene Kritik haben leichtes Spiel gegen das Konzept der Kreativwirtschaft.³ Aus der Beschäftigung mit diesen beiden Kritiklinien können zwei Instruktionen gewonnen werden. Erstens steht eine allzu direkte Begriffsübernahme jeglicher Theoriebildung im Weg und zweitens erscheint es sinnvoller, Kreativität als eine beobachtungsabhängige Kategorie zu verstehen. Auf diesen Erkenntnissen aufbauend wird im zentralen vierten Kapitel eine begriffliche Reformulierung entwickelt. Der Vorschlag lautet, die Kreativwirtschaft als immaterielle Medienformwirtschaft zu begreifen.

2 Kreativwirtschaft – Was steht zur Debatte?

Um was es exakt geht, wenn von der Kreativwirtschaft die Rede ist, wer genau was und wie abgrenzt, ist nicht eindeutig zu benennen. Zu sehr sind politische, wissenschaftliche,

wirtschaftliche und andere Definitionen und Interessen miteinander verstrickt, als dass hier empirische Klarheit hergestellt werden könnte. Um dennoch ein Mindestmaß an orientierender Ordnung herzustellen, empfiehlt sich eine analytische Trennung zwischen einer politischen und einer wissenschaftlichen Diskussion.

In der politischen Diskussion haben die Arbeiten von Florida (2002b, 2005) und zu einem geringeren Teil von Landry (2000) internationale Bekanntheit erlangt. Sie sind gemeinsam mit der britischen Debatte um die „Creative Industries“ die derzeit wichtigsten Fokalfpunkte der Diskussion. Daraus darf nicht geschlossen werden, dass diese Fokalfpunkte auch die Null- oder ultimativen Konvergenzpunkte der Kreativwirtschaftsdebatte sind. Tatsächlich gibt es eine Reihe von nationalen Vorläufern und Varianzen. So wird zum Beispiel der Begriff der Kreativität in Großbritannien hauptsächlich mit Kunst und Kultur assoziiert, hingegen verweist er in den USA eher auf „individual and organizational performance“ (Vorley et al. 2008, 101). So interessant diese und andere Nuancen sind, für den aktuellen Erfolg der Debatte scheint vor allem der Übergang von den älteren Kultur- zu den jüngeren Kreativwirtschaftsberichten entscheidend zu sein. Kulturwirtschaftsberichte gab es in Deutschland und anderen Ländern spätestens seit den 1990ern. Sie wiesen beharrlich auf die wirtschaftliche Bedeutung der Kunst- und Kultursphäre hin und betrachteten diese als ein Summand in einer gesamtwirtschaftlichen Additionsleichung. In den jüngeren Kreativwirtschaftsberichten werden Kunst, Kultur und Kreativität nicht mehr bloß als wirtschaftliche Teilbereiche bewertet, vielmehr gelten sie als ökonomische Faktoren in einer gesamtwirtschaftlichen Produktgleichung, in der kein Faktor Null sein darf.

Gemäß dieser Produktgleichung kommt man kaum mehr um die Kreativwirtschaft herum. Besonders deutlich wurde dies 1997 in Großbritannien, als die Regierung den „Creative Industries“ eine Schlüsselrolle im ökonomischen Restrukturierungsprozess zuwies und entsprechende Förderkonzepte entwickelte (vgl. McRobbie 2007). Über die 1997 gegründete Taskforce „Creative

Industries“ heißt es: „The Task Force, for the first time, brought together Ministers from across Government to look at what we needed to do to support sustainable growth in the creative industries. The Task Force investigated generic issues which impacted on the creative industries (skills and education, export promotion, access to finance, taxation and regulation, intellectual property rights and regional issues) and made recommendations for change“ (Department for Culture, Media and Sport 2002, 4). Der aus dieser Selbstbeschreibung herauszulesende Aufbruchsoptimismus ist typisch. Endlich, so scheint es, finden die vermeintlichen Antipoden Kultur und Wirtschaft zu einer versöhnlichen und behördlich anerkannten Einheit.

Das genaue Bedingungsverhältnis zwischen behördlicher Aufbruchstimmung, politischem Gestaltungswillen und dem Verhältnis von Kultur und Wirtschaft ist eine empirisch offene Frage. Aber es ist bezeichnend, wenn zum Beispiel der Frankfurter Künstler Stefan Hantel, alias Shantel, eine Klage über das Frankfurter Kulturleben mit folgendem Urteil beschließt: „Nicht taub ist der Frankfurter Wirtschaftsdezernent, der sich im Gegensatz zum Kulturdezernenten sehr für die Kultur einsetzt“ (Hantel 2010, 9). Und es ist ebenso bezeichnend, wenn sich der Autor Ingo Schulze über die Refeudalisierung der Künste empört (2007). Die damit angesprochenen Grenzziehungen und noch viel mehr die Grenzüberschreitungen zwischen Politik, Wirtschaft, Kunst und anderen Bereichen irritieren nicht allein die Theorien funktionaler Differenzierung (Luhmann 1998, Nassehi 2004, Bourdieu 1998, 75f.), sondern auch eine klassische Kritiklinie in der modernen Gesellschaft. Wenn Kunst und Kultur mit der Wirtschaft gemeinsame Sache machen, dann muss das einen großen Teil der Kapitalismuskritik schon deshalb stören, weil er konstitutiv auf die Kluft zwischen Wirtschaft und Gesellschaft respektive Kunst und Kultur angewiesen ist. Wenn sich diese Kluft schließt und aus dem Verhältnis zwischen öffentlicher Kulturarbeit und Kreativwirtschaft ein Terrain mit Überschneidungsflächen wird, dann fehlt der Kritik der Hebel (so z. B. bei

Hesmondhalgh 2010, Malanga 2004, Peck 2005, 2008). Sie muss die Rede von einer „im Kern antagonistischen Beziehung“ (Hoffmann 1982, 22) zwischen Gesellschaft (inkl. Kunst und Kultur) und Wirtschaft stets neu betonen.

Nun ist es der Politik und ihrer Kritik an dieser Stelle unbenommen, welche Unterscheidungen sie jeweils stark machen. Interessant ist, wie die Politik ihre Wertschätzung gegenüber der Kreativwirtschaft begründet. Just an dieser Stelle wird auf die Erkenntnisse von Florida und anderen verwiesen. Wenn es also stimmt, dass „The Rise of the Creative Class“ zu beobachten sei (Florida 2002b), dass es auf das kreative Kapital ankomme, dass die Trias *Talent, Tolerance* und *Technology* das Feld abstecke, dass die Jobs den Menschen folgen und nicht umgekehrt und dass alles in allem die Kreativwirtschaft zu einem bedeutenden Teil der Wirtschaft mit guten Wachstumsaussichten geworden sei, dann ist es nur logisch, dass sich die Politik diesem Bereich widmet. Wie hoch der Anteil der Kreativen in einer Stadt oder Region jeweils ist, ist dabei weniger wichtig. Gewiss drohen „statistische Depressionen“ (Luhmann 1996), wenn man in einem Ranking auf den hinteren Plätzen landet, doch ob nun 30 % der Erwerbstätigen zur kreativen Klasse gezählt werden (für die USA: Florida 2002b, 330), 19 % (für die Niederlande: Marlet/van Woerkens 2007), 12 % (für London: Knell/Oakley 2007, 8) oder 7,5 % (für Berlin: Brenke 2007, 496) ist zuallererst auf die statistischen Erfassungen und Abgrenzungen zurückzuführen. An ihrer quantitativen und qualitativen Bedeutung kommt man kaum vorbei. In dieser Spur muss man sich auch nicht wundern, dass sich eine wichtige Rationale der Kreativwirtschaftsdebatte um wirtschaftliche Stadt- und Regionalentwicklung dreht und die Debatte letztlich ganz bieder auf den Fundamenten von etablierten und mehrheitsfähigen Wachstumstheorien ruht (vgl. Glaeser 2000, Peck 2005, 755). Behauptet wird ein positiver Zusammenhang zwischen Wissen oder Humankapital – jetzt aufgrund anderer Indices Kreativkapital – und (wirtschaftlicher) Stadt- und Regionalentwicklung. Dies ist im Kern kaum zu bestreiten, auch wenn empirische

Untersuchungen Abweichungsüberraschungen produzieren (vgl. Marlet/van Woerkens 2007, McGranahan/Wojan 2007). Eine Kritik am Index (z. B. Markusen 2006, 1923) oder abweichende Einzelfälle (Pohl 2008, 327) reichen aber nicht aus, um das mit Wahrscheinlichkeiten argumentierende Konzept umfänglich zu verwerfen.

Ob die Kreativwirtschaft die in sie gesetzten Erwartungen erfüllt, ist nicht abschließend geklärt. Die kleinen Betriebsgrößen lassen Zweifel an der Überlebensfähigkeit und den Beschäftigungseffekten aufkommen und ob diese kleinen Unternehmen wie kreative Personen überhaupt tatsächlich große Unternehmen und Jobs anziehen, ist nicht klar zu beantworten (Knell/Oakley 2007, 9). Auch bleibt unklar, ob sich die Kreativwirtschaft der globalen Kostenminimierungs- und Verlagerungslogik widersetzt oder ob nicht auch hier Standortverlagerungen vom Zentrum in die Peripherie üblich sind. Diese offenen Fragen können um eine direkte Kritik ergänzt werden. Eine Reihe von positiv konnotierten Zuschreibungen wird bei genauerem Hinsehen brüchig. So ist es ein Leichtes, eine multikulturelle und heterogene Umwelt als Vorteil darzustellen, doch wenn in der Londoner Medienwirtschaft anteilig weniger Migranten als in anderen Wirtschaftsbereichen beschäftigt sind und auch Frauen im Vergleich zur allgemeinen Ökonomie unterrepräsentiert sind (ebd., 17), dann wird das Argument fraglich. Vielleicht handelt es sich bei Diversität nur um eine symbolische Selbst- und Fremdzuschreibung ohne eine strukturelle Entsprechung? Zumindest deuten Befunde darauf hin, dass die Kreativwirtschaft nur eine ganz bestimmte Multikulturalität goutiert (vgl. Thomas/Darnton 2006). Ebenso wird gelegentlich vergessen, dass prekäre Beschäftigungssituationen, niedrige Bezahlungen oder hohe Stressbelastungen auch in der Kreativwirtschaft vorzufinden sind (vgl. Henninger/Gottschall 2007, Berliner Senat 2008, Kap. 3).

An diesen Schlaglichtern ist erneut das Schillern der Kreativwirtschaft zu erkennen. Die genannten Eigenschaften und das damit einhergehende Postulat, dass die Kreativwirtschaft be-

sonders gut in kreativen Milieus gedeiht, riefen die Politik auf den Plan. Spätestens jetzt wäre ein genaueres Verständnis von den Eigenheiten der Kreativwirtschaft hilfreich, denn nur so können angemessene Fördermaßnahmen entwickelt werden. Die statistischen Abgrenzungen bieten hier zwar Orientierung, sagen aber wenig über die Abgrenzungskriterien aus. Bei den Statistiken berühren sich politische und wissenschaftliche Kriterien aufs Engste. Das britische Department for Culture, Media and Sport erfasst die Kreativwirtschaft wie folgt: „We define the creative industries as those industries which have their origin in individual creativity, skill and talent and which have a potential for wealth and job creation through the generation and exploitation of intellectual property. This includes advertising, architecture, the art and antiques market, crafts, design, designer fashion, film and video, interactive leisure software, music, the performing arts, publishing, software and computer services, television and radio“ (Department for Culture, Media and Sport 2002, 4). Andere Aussagen ähneln dieser. Auch Lange und Miege verstehen die Kreativwirtschaft „einerseits als statistisch abgrenzbare Teilmärkte“ und andererseits „als hochdynamische informelle Innovationszusammenhänge. Produkte werden in diesen Zusammenhängen aufgrund ihres kurzfristigen Bedeutungsgewinns – also ihrer Novität – durch einen hohen Anteil von wenig legitimierten Regelwerken, informellen Wertesystemen und nicht etablierten institutionellen Verfahrensweisen entwickelt“ (2006, 232). Söndermann vom Arbeitskreis Kulturstatistik stellt die „Schaffung, Produktion, Verteilung und bzw. oder mediale Verteilung von kulturellen/kreativen Gütern und Dienstleistungen“ ins Zentrum und folgert, dass das Tätigkeitsspektrum „von der individuellen künstlerischen Idee und Originärproduktion über die angewandten Künste und den Kulturhandel [...] bis hin zur massenmedialen Verbreitung von Kulturgütern und Dienstleistungen“ reicht (2007, 9). Für Power und Scott eint die Kulturindustrie, dass „they are all concerned in one way or another with the creation of products whose value rests primarily on their symbolic

content and the ways in which it stimulates the experiential reactions of consumers“ (2004b, 3). Und Stolarick und Florida betonen: „the ideas necessary for innovation are embodied in individuals with the creativity, know-how, and skills to engage in technological advance“ (2006, 1801).

Trotz kleiner Unterschiede ist diesen Definitionen gemein, dass es erstens um bestimmte Produkte und zweitens um bestimmte Tätigkeiten geht. Dabei operieren die Definitionen im Sinne von Familienähnlichkeiten. Sie listen zentrale und instruktive Eigenschaften auf, sodass ein erstes Bild der Kreativwirtschaft entsteht und dennoch bleiben zentrale Definitionselemente fragwürdig. So sind die Produkte weder mit dem Begriff Kultur, noch mit dem Begriff Kreativität gut erfasst. Zu schnell kommen Zweifel, ob Ego-Shooter-Programme oder auch die nervigste Werbung Kulturleistungen sind. Gewiss, sie produzieren Bedeutung und machen einen Unterschied, aber ohne eine enorme Überlastung und damit einhergehende Entleerung des Kulturbegriffs sind sie nicht mit ihm zu fassen. Ähnlich verhält es sich mit der Anwendung des Begriffs Kreativität auf die Produkte und noch viel mehr auf die Tätigkeiten. In Anbetracht des Innovationsdrucks und schöpferischer Leistungen in anderen Wirtschaftsbereichen verkennt der Begriff Entwicklungen im kognitiven Kapitalismus und ist keine hinreichende Abgrenzung – schon gar nicht a priori.

Die Kritik an den Begriffen und der Debatte wird im Folgenden vertieft. Ungeachtet dieser Kritik legen die Situationsbeschreibungen das Urteil nahe, dass die Veränderungen der Wirtschaft real sind und Kunst, wie Moulrier Boutang es formuliert, eine strukturierende und permanente Rolle in einer Ökonomie der Innovation und im kognitiven Kapitalismus spielt (2007, 211). Die Kreativwirtschaft hat mithin eine eigene Realität, die es heute zweckmäßig macht, ökonomische Prozesse begrifflich anders zu fassen (vgl. für ähnliche Argumentationen: Lash/Urry 1994, Raunig 2007, Scott 2008).

3 Kritik an der Kreativwirtschaft(sdebatte)

Bisher wurde die Kritik an der Kreativwirtschaft(sdebatte) nur angedeutet. Jetzt soll sie anhand von zwei wichtigen Kritiklinien ausgeführt und dabei gefragt werden, welche Lehren für einen Begriff der Kreativwirtschaft daraus zu ziehen sind. Obwohl diese Kritiklinien – eine gesellschaftspolitische und normative einerseits und eine forschungsbezogene andererseits – nicht das gesamte Kritikspektrum abdecken, machen sie in ihrer Unterschiedlichkeit erstens ausreichend deutlich, dass Begriffe wie Kultur- oder Kreativwirtschaft nicht die erforderliche Robustheit für wissenschaftliche Begriffsbildung aufweisen und sind zweitens instruktiv genug, um von ihnen ausgehend Theorieentwicklung zu betreiben.

3.1 Contre-feux – die normative Kritik

Während die empirische Forschung um eine korrekte Darstellung der Kreativwirtschaft ringt, lässt sich die normative Kritik aufgrund von a-priori-Entscheidungen nur mäßig von der Empirie beeindruckt. Die in der Kreativwirtschaftsdebatte enthaltenen liberalen oder progressiven Themen gelten der Kritik als Nebensächlichkeiten eines kompromisslos marktorientierten und individualistischen Entwicklungsszenarios (z. B. Peck 2008). Diese Grundhaltung erschwert die Prüfung dieser Kritik. Will man nicht selbst unter Motivverdacht geraten, so hat man eine enorme Beweislast zu tragen, weil diese Kritik keine Wünsche offen lässt und in der Regel versucht, „das Problem der Gesellschaft über *richtige, angemessene Motive* zu lösen“ (Nassehi 2006, 378). Hinzu kommt, dass Begriffsarbeit in diesem Feld im Wesentlichen negativ betrieben oder nicht ernst genommen wird. Daher sei hier betont, dass nicht etwa die in dieser Kritik thematisierten Schattenseiten der Kreativwirtschaftsdebatte bezweifelt werden und es auch nicht darum geht, den Wert solcher Analysen zu thematisieren. Der hier vorgetragenen Kritik der Kritik geht

es um die argumentative Differenzqualität und um die Frage, was aus ihr speziell zum Thema Kreativwirtschaft gelernt werden kann.

Und in Bezug auf ebendieses Unterscheidungsvermögen der Kritik ist anzumerken, dass die Kritiken im gleichen Beobachtungsschema wie die Befürworter der Kreativwirtschaft verharren. Aufgrund der einfachen sprachlichen Möglichkeit zur Verneinung von Aussagen springen sie lediglich auf die andere Seite der Unterscheidung. Es ist dies die Wiederkehr der bekannten Asymmetrie, dass die Herrschaftskritik nicht ohne ihr Objekt existieren kann, wohl aber die Herrschaft vermutlich ohne die Kritik leben kann.

Weil die Negation allein nicht auszureichen scheint, um der aufmerksamkeitsbindenden Kreativwirtschaftsdebatte wirksam entgegenzutreten, wird in einem moralisch-politischen Konfliktmodus die Debatte in toto zu diskreditieren versucht. Sicherlich enthalten die Einwürfe von zum Beispiel Malanga (2004), Peck (2005, 2008) oder Markusen (2006) auch einleuchtende und treffende Argumente, sicherlich machen sie damit dem einen oder anderen Mut und bestärken ihn im Widerstand, doch schält man die Arabesken weg, werden die Einwände fast einfältig. Theoretische Innovationen sind so kaum zu erwarten (vgl. zu dieser These auch die Zusammenfassung von Moulrier Boutang 2007).

Dass die Kritik viele Register der Eristik zieht (vgl. Schopenhauer 1983 [1864]), sollte aufhorchen lassen: vielleicht ist die These von der Kreativwirtschaft substantieller als die manchmal flapsige und eingängige Sprache ihrer Apologeten es vermuten lässt. Vielleicht, und darauf deuten die Ähnlichkeiten von These und Antithese hin, sind sich beide Seiten in ihrer Normativität und in ihrem Glauben an politische Steuerbarkeit auch ähnlicher als sie zugeben würden. Wie verfährt nun die Kritik?

Erstens wird mit Argumenten ad hominem die moralische Position Floridas angekratzt und sein Erfolg auf dem Buchmarkt diskreditiert. Abstrakt dazu Schopenhauer: „Wenn man merkt daß der Gegner überlegen ist und man Unrecht behalten wird; so werde man persönlich, beleidigt

gend, grob“ (1983 [1864], 76). Erwähnt werden die hohen Honorare Floridas, ohne dabei zu klären, ob diese Tatsache in einem sachlogischen Zusammenhang mit seinen Thesen steht (z. B. Peck 2005, 740). Erwähnt wird, dass seine Veranstaltungen „heavily marketed“ seien (Markusen 2006, 1921). Malanga (2004) kann sich die Bemerkung nicht verkneifen, dass Florida seine akademische Karriere mit „dry treatises on industrial production“ begann und bemerkt, dass sich Floridas Texte mehr „like a pop cultural and social history of the Internet generation than an economic-development treatise“ lesen. Neil Smith stellt Richard Florida bei einem Vortrag öffentlich bloß, indem er von dessen Disputation berichtet, der er als Mitglied der Promotionskommission beisaß. Die Stimmung nach Floridas angeblich schlechter Disputation bringt Smith in der Aussage „we could pass him, or we could shoot him“ auf den Punkt, um nach dem Lachen des Publikums nachzulegen: „and we clearly made the wrong decision“ (Smith 2008, Minute 3) – erneutes Lachen im Publikum. Die Kritik an der Person mag stimmen oder nicht, doch was erklärt sie in Bezug auf die Sache?

Zweitens sind auch die Argumente ad rem wenig sachdienlich: „Eine uns entgegenstehende Behauptung des Gegners können wir auf eine kurze Weise dadurch beseitigen oder wenigstens verdächtig machen daß wir sie unter eine verhasste Kategorie bringen“ (Schopenhauer 1983 [1864], 66). Und diese verhasste Kategorie lautet „Neoliberalismus“. Von „neoliberal snake-oil“ (Peck 2005, 759) ist etwa die Rede: „As such, creativity strategies subtly canalize and constrain urban-political agency, even as their material payoffs remain extraordinarily elusive. The cult of urban creativity is therefore revealed in its true colors, as a form of soft law/lore for a hypercompetitive age“ (ebd., 768). An anderer Stelle heißt es: „Having lauded the creative overclass for its achievements, having accounted for its privileged position as the consequence of intrinsic talent, and having made the case for increased public subsidy for this elite group, Florida’s own arguments reduce the uncreative two-thirds to an afterthought, defined largely in

terms of its creative deficits“ (ebd., 758). Das Argument ist den Regeln der Logik folgend richtig, aber diesen Regeln nach ist es auch banal. Es gewinnt seine Kraft allein aus der tendenziösen Darstellung und es erinnert an trivialisierte „Versionen poststrukturalistischer politischer Korrektheit“, die an „eine Überwindbarkeit der exklusionsbasierten Herstellung von Identitäten glauben – und somit dem modernen Ideal einer Identität ohne außen verfallen“ (Stäheli 2000, 69). Peck ist nicht den trivialisierten Poststrukturalisten zuzuordnen, aber die hier gepflegte trivialisierte Gleichheitssemantik ist ähnlich. Die starke Fixierung auf einen Pol der Wertskala – hier Kreativität – exkludiert tatsächlich, aber sie exkludiert wie jede andere Bezeichnung es auch tut. Wohlwissend belässt es Peck bei der Anklage, ohne eine Alternative zu bestimmen.

Die gesellschaftspolitische und normative Kritik ist damit nicht vollständig erfasst, aber es dürfte ersichtlich geworden sein, dass es dieser Kritik kaum um einen Begriff der Kreativwirtschaft geht. Sei es, weil sie den Apologeten der Kreativwirtschaft misstraut, sei es, weil sie dem Argument der Existenz einer wie auch immer abgrenzbaren Kreativwirtschaft nicht folgen mag.

3.2 Die Paradoxie der Kreativität und ihre Entfaltung

Eine weitere Kritik an der Kreativwirtschaftsdebatte, und hier speziell am Verständnis von Kreativität, kann aus der insbesondere von der Psychologie geprägten Kreativitätsforschung entwickelt werden (für Über- und Einsichten in diese Forschungen siehe Becker 2007, Boden 1994a, Meusbürger et al. 2009a, Sternberg 2007). Angesichts der unterschiedlichen disziplinären Problemstellungen ist der Ansatzpunkt dieser Kritik allerdings heikel. So hat sich die an der Psychologie orientierte Kreativitätsforschung zwar vom extremen Fokus auf die Person gelöst und betrachtet Personen und etwaige kreative Leistungen zunehmend in sozialen Kontexten (z. B. Csikszentmihalyi 2007, Meusbürger et al.

2009b, 1ff.). Doch die Psychologie wäre nicht die Psychologie, wenn sie der individuellen Psyche nicht anhaltend Aufmerksamkeit schenken und bei der Thematisierung von Kreativität nicht doch zentral stellen würde. Die gesellschaftswissenschaftliche Kreativitätsdebatte hingegen lobpreist zwar routinemäßig Individuen, hat aber Gesellschaft im Fokus und kann mit der psychologischen Problematisierung von Kreativität nur bedingt arbeiten (dazu: Becker 2007, Kap. 2). Zu diesem Spannungsverhältnis kommt erschwerend hinzu, dass die in diesem Beitrag mitlaufende Trennung zwischen psychischen und sozialen Systemen keineswegs von allen Wissenschaftspositionen unterschrieben wird. Insbesondere die Geografie hat diese Trennung in der Vergangenheit nicht und in der Gegenwart nur bedingt vollzogen (vgl. dazu beispielsweise die Diskussion um Werlens handlungszentrierte Sozialgeographie in: Meusburger 1999). Wenn also im Folgenden versucht wird, die Erkenntnisse der psychologischen Kreativitätsforschung in eine gesellschaftswissenschaftliche Problemstellung zu integrieren, dann geschieht das nur in der Erwartung von Erkenntnisgewinn und ohne eine weitere Bewertung anderer theoretischer Optionen. Alleiniges Prüfkriterium sind neue Einsichten und Erkenntnisse.

Damit zum Gegenstand: Der Kreativitätsdebatte gilt Kreativität bekanntlich als Quell wirtschaftlichen Wachstums und diese Kreativität wird allein oder doch wenigstens dominant im Individuum verortet: „Jeder Mensch ist kreativ“ (Lotter 2009, 11). Oder: „I should interject [...] that perhaps the single most overlooked – and single most important – element of my theory is the idea that *every human being is creative*“ (Florida 2005, 3f.). Wenn das tatsächlich der Fall sein sollte, dann müsste die gesamte Forschung und auch eine etwaige Förderung primär beim Individuum ansetzen. Dass die Aussage irrig ist, hätte die entsprechende Forschung mit einem Seitenblick auf die Kreativitätspsychologie in Erfahrung bringen können (für eine Tour d’Horizon siehe Meusburger 2009). Zwar startete die Kreativitätsforschung in den 1950er Jahren mit einer sinnvollen Vermutung, doch

die Annahme, dass es sich bei Kreativität um eine individuelle Eigenschaft handele, hat sich in dieser Absolutheit schnell als unhaltbar erwiesen (ebd., 97). Gewiss gibt es bestimmte Regelmäßigkeiten bei als besonders kreativ erachteten Personen (z. B. eine gut entwickelte Imagination, große Problemlösungsfertigkeiten, eine gesteigerte Bereitschaft zum Hinterfragen von Traditionen und Normen oder die Fähigkeit zur Visualisierung (vgl. Sternberg 2007)). Doch diese Regelmäßigkeiten erklären zum einen nicht unregelmäßig auftretende kreative Momente und neigen überdies zu Tautologien und Paradoxien. So verstehen Sternberg und Lubart Kreativität als die „ability to produce work that is both novel (i. e. original, unexpected) and appropriate (i. e. useful, adaptive concerning task constraints)“ (2007, 3). Aber was ist unerwartet und was ist angemessen? Die immergleichen Definitionsschemata erfassen Kreativität mit Synonymen: „Wer kreativ ist, kommt auf originellere Gedanken und überraschendere Einfälle als jemand, der nicht kreativ ist – und wer auf originellere Ideen kommt, ist kreativ“ (Becker 2007, 26f.). In dem Maße wie versucht wird, eine kreative Psyche mit Eigenschaften derselbigen zu beschreiben, entstehen Paradoxien – „Paradox ist alles, was sich selbst gebiert, oder formaler, sich selbst reproduziert“ (Clam 2005, 254). Ähnlich verhält es sich, wenn auf die Lösungen des kreativen Prozesses geschaut wird. Es stimmt gewiss, dass die Informationen zur Lösung eines Problems in einer klaren Problemstellung enthalten sind (mit Verweis auf Jaušovec (2000, 214): Meusburger 2009, 102). Aber auch diese vermeintliche Begriffsschärfung, d. h. die Unterscheidung zwischen einem Problem und seiner Lösung ist nur eine Reformulierung einer anderen Paradoxie: „Das Paradox steckt im Problembegriff. Man fragt sich seit Platons Menon: wie kann man etwas wissen, was man nicht weiß? Wie kann man ein Problem erkennen?“ (Luhmann 1992, 419f.). Die Liste dieser Definitionen, Differenzierungen und Paradoxien ließe sich beinahe endlos weiterführen. Zudem, und das dürfte das Ende der alleinigen Suche nach Kreativität in Individuen sein, habe Hans

J. Eysenck zeigt, dass „a genuinely creative state cannot be equated with a psychotic state or be seen as one of its manifestations“ (Abel 2009, 58).

Wenn nicht so, wie dann? Wie immer im Angesicht von Paradoxien empfiehlt sich ihre Entfaltung. Dazu ist eine Seite stabil zu halten – hier die Psyche – und zu fragen, wie es kommt, dass diese Psyche kreativ ist oder als kreativ beschrieben werden kann. Was hier ähnlich klingt, resultiert in zwei verschiedenen Fragestellungen. Im ersten Fall gilt noch immer die Psyche als Quell von Kreativität, die jetzt aber im Verhältnis zur speziellen Umwelt stimuliert oder zum Versiegen gebracht wird (vgl. Sternberg/Lubart 1991, Funke 2000, 295f.). Im zweiten Fall ist die Beschaffenheit der Psyche beinahe zu vernachlässigen, weil allein im sozialen Kontext darüber befunden wird, ob eine Leistung kreativ ist oder nicht. Letztere Position ist bereits von Stein in überraschender Klarheit formuliert worden: „the results of the creative process must be communicated to others. Communication with the self alone is insufficient. The creative person must achieve [...] ‚consensual validation‘“ (1953, 316). Da diese Position die Zuständigkeit der Psychologie infrage stellen würde, favorisierte die Forschung die erstgenannte Frage, ohne den Aspekt der sozialen Validierung von Ideen auszuschließen (z. B. Simonton 2009). Leider stellt sich in dem Maß, wie beide Fragen latent mitgeführt werden, Verwirrung ein. Um diese Verwirrung einzufangen, ist regelmäßig und wenig überraschend von einem komplexen Phänomen die Rede oder wird Kreativität gar als eines der komplexesten Phänomene menschlichen Verhaltens rubriziert (Runco/Okuda Sakamoto 2007, 62). Einer solchen Komplexitätsbehauptung zuzustimmen fällt leicht, weil Kreativität – so wie sie uns in der Gesellschaft erscheint – weder einfach genug ist, um kausal, noch homogen genug ist, um statistisch beschrieben werden zu können (Baecker 2007a, 9). Aber das entbindet nicht davon, theoretisch festzulegen, was Kreativität in welchen Systemen bedeutet, respektive was es mit Kreativität auf sich hat. Diese Forderung

ist keineswegs neu und es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn auch Psychologen zum Schluss kommen, dass es letztlich eine soziale Beobachtungs- und Bewertungsleistung ist, die über Kreativität befindet und sogar die Bedeutung persönlicher Eigenschaften kassieren müssen: „If creativity is to retain a useful meaning, it must refer to a process that results in an idea or product that is recognized and adopted by others. Originality, freshness of perceptions, divergent-thinking ability are all well and good in their own right, as desirable personal traits. But without some form of public recognition they do not constitute creativity. In fact, one might argue that such traits are not even necessary for creative accomplishment“ (Csikszentmihalyi 2007, 314).

Die psychologischen Erkenntnisse verdeutlichen also die hohe Bedeutung der sozialen Bewertung und unterstreichen somit den sozialen Anerkennungsprozess⁴ von etwas als kreativ (vgl. Meusbürger 2009, 108ff.). Wenn es nun um Anerkennung geht, dann ist zunächst zu beachten, dass die Bewertung von etwas als kreativ selbst einem Wandel unterliegt. Heute wird mit ihm eine Normabweichung positiv sanktioniert. In diesem Sinn wäre der Gegenbegriff Devianz, d. h. die negativ sanktionierte Abweichung von der Norm, wobei die Normdefinition offen bleibt. Eine solche Anwendung des Begriffes zur Beschreibung menschlicher Aktivitäten war früher nicht möglich, da Creatio mit dem göttlichen Schöpfer verbunden war. Erst als um 1600 das Genie auf die Bühne trat, büßte der Schöpfer einen Teil seiner Sonderstellung ein, denn das „Genie ist seitdem nicht mehr eine besondere, im Menschen wirkende dämonische Kraft, [...] sondern Genie ist der Mensch selber – freilich nicht jeder Mensch, sondern nur der besondere Mensch“ (Luhmann 1988, 16). Das Genie, so es nicht verkannt wurde, brachte in der Zeitdimension etwas Neues, in der Sozialdimension etwas Überraschendes und in der Sachdimension etwas Bedeutendes hervor (ebd.). Im 19. Jahrhundert tritt das Unerklärliche des Genies zurück und Kreativität erfährt Aufwind. Die Dreierheit neu, bedeutend und überraschend bleibt bestehen,

doch die Ansprüche werden gesenkt. Im Ergebnis ist Kreativität „demokratisch deformierte Genialität“ (ebd.) und wird zur „Jedermannsressource“ (Bröckling 2007, 161).

Gewiss kann man nun unter Rückgriff auf oben erwähnte und andere Differenzierungen auf Bewertungsdifferenzen von Kreativität aufmerksam machen. Man kann also mit Boden einen Unterschied zwischen historischer und psychologischer Kreativität machen und dann darauf hinweisen, dass historische Kreativität – also absolute Einmalerfindungen – selten, psychologische Kreativität – also überraschende und wertvolle Ideen für die betreffende Person – hingegen häufiger vorkommt (1994b, 76f.; eine ähnliche Differenzierung findet sich z. B. auch bei Abel 2009, 54ff.). Auch ist zu erkennen, dass Kreativität in der Kunst etwas anderes bedeutet als lösungsorientiertes Arbeiten in der Wirtschaft und auch diese beiden Felder sind wie andere Domänen der Kreativität weiter zu differenzieren (Meusburger 2009, 104, Sternberg 2009). Bei solch differenzierten und auf (Bewertungs-) Kontexte verweisenden Begriffen kann auch der Versuch unternommen werden, die Bewertungsschwankungen von Kreativität zu messen. Es geht dann also nicht mehr um kontextfreie Biografieanalysen und Persönlichkeitsvergleiche von Kreativen, sondern um kontextbezogene Studien (für eine Übersicht vgl. Meusburger 2009, 107f.; für eine solche Position vgl. Schaffer 1994). Aber ganz gleich wie man es dreht, die in der Kreativwirtschaftsdebatte postulierte individuelle Kreativität kann nicht mit den Erkenntnissen der Kreativitätsforschung gestützt werden. Gelernt werden kann indes, dass es sich bei Kreativität um eine beobachtungsabhängige und damit kontingente Unterscheidung handelt. Damit stellt sich die Frage, weshalb der Begriff in der Kreativwirtschaftsdebatte so oft auftaucht und ihr den Namen gab, respektive ob es neben dem Grund der sozialen Erwünschtheit noch sachlogische Gründe für dessen Verwendung gibt.

4 Neuformulierung: Medien/Formwirtschaft statt Kreativwirtschaft

Die bisherige Argumentation legte dar, dass es bis dato nicht gelungen ist, einen theoretisch gehaltvollen Begriff der Kreativwirtschaft zu entwickeln. Symptomatisch dafür ist beispielsweise die Rede von engen und weiten Definitionen (z. B. Hesmondhalgh 2010, 12f.) sowie die Leichtigkeit, mit der aktuelle Definitionen der Kreativwirtschaft kritisiert werden können. Diese Begriffs- und Theorielücke dürfte ein entscheidender Grund für die intellektuelle Reizlosigkeit vieler Beiträge zur Kreativwirtschaft sein (dies gilt leider und ausdrücklich auch für den von mir wesentlich mitverfassten Bericht: Berndt et al. 2008).

Da Begriffspräzision und Theoriebildung essenzielle Bestandteile von Wissenschaft sind, empfiehlt es sich, solche Begriffslücken zu schließen und das heißt konkret, einen Begriff zu suchen und zu prägen, der das Wesen der sogenannten Kreativwirtschaft erfasst. Eine an den Begriff anschließende Theorie der Kreativwirtschaft müsste Auskunft geben, wann eine Handlung oder Kommunikation sich regelhaft als der Kreativwirtschaft zugehörig ausflaggt und als solche auch erkannt wird. Die Theorie muss nicht jedes empirische Ereignis vorhersagen, aber andeuten, wie sich die Kreativwirtschaft zukünftig entwickeln könnte. Um diesen Begriff zu entwickeln, soll auf die soziologische Systemtheorie zurückgegriffen werden. Sie ist grundbegrifflich als allgemeine Sozialtheorie ausgebaut und als Theorie der modernen Gesellschaft ausformuliert worden (Luhmann 1984, 1998). Luhmanns zentrale und minimalontologische Aussage „Es gibt Systeme“ ist dabei „als ein Kürzel für die theoriebautechnische (Selbst-)Anweisung“ zu lesen (Hard 2008, 264). Sie besagt, dass „es Forschungsgegenstände gibt, die Merkmale aufweisen, die es rechtfertigen, den Systembegriff anzuwenden“ (Luhmann 1984, 16). Auch bei der Kreativwirtschaft sind systemische Merkmale zu erkennen. Um diese These zu erhärten, muss aufgezeigt werden, wie sich das System von seiner Umwelt abgrenzt. Da

die Systemtheorie von Kommunikationen als operativen Grundelementen sozialer Systeme ausgeht, lautet der methodische Auftrag erstens auf Kommunikationen und nicht etwa auf Menschen zu schauen und zweitens die Form der Kommunikation respektive der Beobachtung zu erkennen. Mit diesem Kommunikationsbegriff und der Systemtheorie ist drittens eine Theorie der Kommunikationsmedien verbunden, die noch hilfreich sein wird. Wenn so auf die als Kreativwirtschaft adressierten Bereiche der Wirtschaft geblickt wird, kann man zu dem Schluss kommen, dass es sich um eine Medienwirtschaft handelt. Genau genommen ist es angebracht, von einer immateriellen Medien/Formwirtschaft zu sprechen, in der sich zur ökonomischen Leitdifferenz zahlen/nicht-zahlen der Nebencode Kreativität gesellt (vgl. dazu auch, aber theoretisch noch unentschlüsselt, Krätke 2002, Santagata 2004).

Zu den Elementen im Einzelnen: Das Wortglied Wirtschaft dürfte unstrittig sein. Es verweist darauf, dass der kommunikative Kristallisations- und Fluchtpunkt aller Tätigkeiten in der Kreativwirtschaft – fortan: Medienwirtschaft – Zahlungen sind. Zahlungen verweisen auf Knappheiten. Was genau als knapp gilt, ist ein kontingentes Phänomen, das über den Code Eigentum/Nicht-Eigentum in der sozialen Welt markiert wird und über diesen Code alle Personen in Bezug auf diese Kontextur inkludiert – entweder ist man Eigentümer oder nicht. Da ein bestimmtes Eigentum nicht zwingend ausreichende Motive zum Eigentumserwerb zur Verfügung stellt, eignet sich diese erste Codierung nur bedingt für die beobachtbare Ausdifferenzierung der Wirtschaft. Erst durch die Einführung von Geld ändert sich das, denn Geld codiert und dupliziert Knappheit, sodass sich zur Knappheit der Güter die ganz andersartige Knappheit des Geldes gesellt (Luhmann 1994, 197). Letztlich sorgen also ausschließlich Zahlungen und Nicht-Zahlungen für die Autopoiesis der Wirtschaft. Zahlungen sind das Pendant zu (knappen) Gütern oder Dienstleistungen, deren Verfügungsrechte typischerweise auf Märkten gehandelt werden (vgl. Luhmann 1994, Baecker 2006). Ein

solches Verständnis von Wirtschaft kann seinen Gegenstand nicht verfehlen. Kommunikationen, deren Fluchtpunkt etwa Kunst ist, fallen nicht in die Wirtschaft, auch wenn Zahlungen zur Finanzierung künstlerischer Leistungen fließen.

Innerhalb einer so verstandenen Wirtschaft gibt es Teilbereiche, die nach ihren Leistungen oder Produkten differenziert werden können. Mit dem hier vorgeschlagenen Begriff Medienwirtschaft soll eine im Wirtschaftssystem selbst praktizierte Unterscheidung aufgegriffen werden. Der Medienbegriff gründet in der allgemeinen Unterscheidung von Medium und Form (Luhmann 1998, Kap. 2/I, Heider 2005 [1926]). Drei Merkmale dieser Differenz sind wichtig (Krämer 1998, 560f.). Erstens verweist die Unterscheidung darauf, dass es Medien als Menge von lose gekoppelten Elementen gibt, in die sich Formen als Menge strikt gekoppelter Elemente einprägen können. Medium und Form bedingen einander, doch ihr Verhältnis ist asymmetrisch. Die Form setzt sich durch und verbraucht sich selbst. Das Medium bleibt passiv und verbraucht sich nicht. Zweitens eröffnen Medien „einen Raum kombinatorischer Möglichkeiten, also Formbildungen potentialiter“ (ebd., 560). Daran anschließend sind Formen als aktualisierte Form oder als durch sie ausgeschaltete Possibilitäten thematisierbar (Luhmann 1998, 352). Drittens sind Medien und Formen keine Entitäten, sondern Differenzen, mithin beobachtungsabhängige Unterscheidungen. Was aus der einen Perspektive als Medium erscheint, ist für eine zweite Perspektive eine Form. Dieser Stellungswechsel verdeutlicht, dass die Unterscheidung zwischen Medium und Form wenig mit der Unterscheidung von Materie und Form gemein hat (Krämer 1998, 561). Daher kann und wird die Kreativ- respektive die Medienwirtschaft wiederkehrend als immateriell beschrieben. Im Zusammenhang mit dem hier verwendeten Medienbegriff ist dies ein Pleonasmus. Er unterstreicht, dass es in der Medienwirtschaft nicht etwa um Bleche geht, die von einer Pressmaschine in Form gebracht werden, sondern die In- und Outputs der Medienwirtschaft immateriell sind. Und in dieser Medienwirtschaft interessiert die

kognitive Leistung eines immateriellen Formungsprozesses, aber nicht, welche Maschine das Blech wie formte. Der kognitive Kapitalismus trifft die Medienwirtschaft. Dass der Formungsprozess der weitgehend kostenfreien Medien Arbeit erfordert, Zeit verbraucht und somit Kosten verursacht, liegt auf der Hand. In diesem Sinn wird für die Formung bezahlt.

Ein so verstandener Medienbegriff schließt ohne Zweifel positiv an viele Theoriefragmente der Kreativwirtschaftsdiskussion an. Die mit ihm verbundene Systemtheorie postuliert hier auch kein Erklärungsmonopol. Sie erkennt an, dass in vielen Theorien mittlerer Reichweite ähnliches mitunter reichhaltiger beschrieben und erklärt wird. Aber die Hauptleistung des Medienbegriffs liegt in einer ungleich eindeutigeren und präziseren Abgrenzung der üblicherweise adressierten Kreativwirtschaftsbereiche sowie in der Möglichkeit, weitere Aussagen aus der einschlägigen Forschung logisch auf ihn zu beziehen. Ein paar Beispiele: Im Bereich Werbung, PR und Kommunikation werden unterschiedliche Informationen verarbeitet und diverse Medien in eine Anzeige, einen Clip oder in ein Handbuch des Corporate Wordings geformt. Medien, und das kann kostenpflichtige Mediovorprodukte wie lizenzierte Musikstücke einschließen, eröffnen besagten Raum praktisch unbegrenzter Möglichkeiten der Kombination und Formbildungen (Krämer 1998, 560), die letztlich nur durch die Fähigkeiten der menschlichen Wahrnehmung begrenzt sind. Eine Behauptung die zum Beispiel auf die oft auch als kreativ bezeichneten Ingenieursdienstleistungen nicht zutrifft, weil der Formbildung technische Grenzen gesetzt sind. Auch Finanzdienstleistungen, gelegentlich, aber umstritten, der Kreativwirtschaft zugeschlagen, sind mit diesem Begriff nicht einzufangen. Zwar werden permanent neue Produkte erfunden, doch im Kern handeln sie mit Risiken von Zahlungsverprechen und damit mit anderen Leistungen und Produkten als die Kreativwirtschaft. Verständlich wird zum Beispiel auch ein Theoriefragment von Florida: „The distinguishing characteristic of the Creative Class is that its members engage

in work whose function is to *create meaningful new forms*“ (2005, 34). Das trifft in der Tat zu. Wenn diese neuen Bedeutungsformen auch auf Märkten gehandelt werden, dann kann von einer Medienwirtschaft gesprochen werden. Der Medienbegriff verbindet also theoretische Abstraktion mit empirischer Realität, indem er das wissenschaftliche Beobachtungsschema mit dem im System selbst gehandhabten Schema in Deckung bringt (vgl. Luhmann 1984, 245).

Was hat es nun mit der Idee der Kreativität auf sich? Vergegenwärtigt man sich, dass Formen die an sich nicht wahrnehmbaren Medien wahrnehmbar machen, so kann verständlich gemacht werden, weshalb Kreativität mitunter ein mystischer Charakter zugeschrieben wird. Bodens Annäherung an Kreativität über die Wörterbuchdefinition „to bring into being or form out of nothing“ muss nicht wie bei Boden zum Argument führen, dass dieses spezielle Kreativitätsverständnis jenseits wissenschaftlichen Verständnisses läge und überdies unmöglich sei (1994b, 75). Es ist sehr wohl verständlich: Medien sind *nothing* ohne Form! Ähnliches gilt für die Betonung des schöpferischen Aktes in der Medienwirtschaft (z. B. Hessisches Ministerium für Wirtschaft/Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst 2003, 25). Darüber hinaus ist die Tatsache, dass sich Formen verbrauchen, Konstituens für die Medienwirtschaft. Der Verbrauch garantiert Knappheit und Knappheit verweist auf den Wert der Form. Dabei gilt wie für die Wirtschaft insgesamt, dass Wertschätzungen die gesellschaftliche Relevanz repräsentieren und wenig bis gar nichts mit einem etwaigen „wirklichen Wert“ der Güter und Leistungen zu tun haben (vgl. Luhmann 1994, 55). Der Wert der Medienwirtschaftsleistungen liegt im Distinktionswert, der unermüdlich neu geschaffen werden muss. Erneut stehen die Ausführungen von Lange und Miege diesem Argument sehr nahe. Für sie sind die „Produkte erlebnis- und kommunikationsbasiert. Sie repräsentieren, funktionieren und erhalten ihre performative Relevanz in sozialen Arenen, weisen soziale Zugehörigkeiten zu und verschaffen soziale Distinktion“ (2006, 238). Kreativität trifft diesen

Sachverhalt nicht schlecht, sagt aber wenig über die psychische Kapazität von Musikern oder Modemachern aus.

Diese beiden Elemente – etwas nicht Wahrnehmbares wahrnehmbar machen und Verbrauch der Form – erlauben eine weitere Bestimmung des großen Schlagworts Kreativität. Der kreative Imperativ – seit Schumpeter Standardelement wettbewerbsbasierter Ökonomien (Schumpeter 1956 [1942], 81ff.) – gewinnt in einer Ökonomie der Zeichen an Bedeutung. Was aber tatsächlich als kreativ gilt und sich am Markt durchsetzen wird, kann bei den Leistungen der Medienwirtschaft nicht grundsätzlich bestimmt werden. Die Prognose von Markterfolgen mag schon immer schwierig gewesen sein, doch ein Düsentriebwerk, dessen Parameter auf einen signifikant niedrigeren Kerosinverbrauch hinweisen, kann berechtigt auf einen Markterfolg hoffen. Bei den Leistungen der Medienwirtschaft ist dies ungleich schwerer zu bestimmen. Es könnte daher theoretisch ergiebig sein, Kreativität als einen in der Medienwirtschaft verwendeten Nebencode zu verstehen. Grundsätzlich macht Luhmann auf drei mögliche Eigenschaften von Nebencodes in Relation zu den binären Codes von Funktionssystemen aufmerksam. Sie haben erstens eine größere Konkretheit und Kontextabhängigkeit, besitzen zweitens eine geringere gesellschaftliche Legitimationsfähigkeit und sind drittens auf ein besonderes systeminternes Funktionieren „in Bezug auf Feinfühligkeit, Milieukennntnis, Geschichtskennntnis, Vertrauen und (!) Misstrauen“ angewiesen, das in der Umwelt nicht geteilt wird (2003 [1975], 42). Die Forschung zu diesem Aspekt von Kreativität ist bisher nicht so weit gediehen, als dass bestimmt werden könnte, welche dieser allgemeinen Eigenschaften auf den Nebencode Kreativität zutreffen (vgl. aber White/White 1993, Currid 2007). Ohne Zweifel kann jedoch gesagt werden, dass in öffentlichen Veranstaltungen der Medienwirtschaft und in internen Kommunikationen die Zuteilung des Wertes Kreativität von besonderer Bedeutung ist. So ist in Interviews mit Beschäftigten der Medienwirtschaft leicht festzustellen, dass in einer Anerkennungskommunikation über kre-

ative Leistungen geurteilt wird. Auch ist die Frage nach Kreativität selbst Gegenstand der Reflexion im System der Medienwirtschaft geworden. Und letztlich können die Kreativwirtschaftsberichte als ein politischer Versuch gedeutet werden, die eigene Stadt oder Region als kreativ zu codieren – etwa indem man auf die ökonomische Bedeutung der Medienwirtschaft aufmerksam macht, die kreativsten Agenturen oder Leistungen besonders würdigt, Kreativwirtschaftsmagazine erstellt oder sich als Stadt um den Austragungsort von Awards bewirbt und dafür Geld bezahlt. Die Trennung zwischen statistischen Zahlen über die Medienwirtschaft und dem Kreativitätscode (dessen Zuschreibung an sich vermutlich schon kreative Leistungen provoziert (vgl. Förster 2009)) würde auch verständlich machen, weshalb in den Statistiken zum Teil periphere Orte einen hohen Besatz an Medienwirtschaftsunternehmen ausweisen, aber gewiss nicht als kreativ gehandelt werden.

5 Fazit und Ausblick

Es bedarf keiner mutigen Prognose davon auszugehen, dass weitere Kreativwirtschaftsberichte verfasst und öffentliche Diskussionen zur Medienwirtschaft geführt werden. Die hier vorgenommene Begriffsverschiebung von einer Kultur- und Kreativwirtschaft hin zur Medienwirtschaft ist als wissenschaftsinterner Vorschlag zur begrifflichen Auflösung und Rekombination der Medienwirtschaft zu verstehen. Wie im Verlauf der Argumentation demonstriert wurde, wird eine Vielzahl von Aspekten jetzt von der Theorie her verständlich. Wenn zum Beispiel Formen mit Distinktionswert gehandelt werden, dann wird verständlich, dass die in Kunst und Kultur gepflegten Handlungsnormen zunehmend auch in diesem Wirtschaftsbereich Geltung beanspruchen: „Kunst ist im Grunde der Königsweg zur Produktion von Aufmerksamkeit in einer von Nachrichten, Inhalt, Formen und Bildern gesättigten Informationsgesellschaft“ (Moulier Boutang 2007, 212). Für einen theoretischen Begriff ist die Anschlussfähigkeit an bestehen-

de Forschungen ein wichtiges, aber vermutlich nicht das entscheidende Kriterium. Daher soll zu der rückwärtsgewandten Anschlussfähigkeit eine prospektive hinzugesellt werden.

In diesem prospektiven Sinn beansprucht der Begriff der Medienwirtschaft, weitergehende Fragen zu stimulieren. Mit Blick auf bisherige Forschungen und die Interessenslage der Disziplin Geografie könnten drei Problemstellungen im Umfeld der Medienwirtschaft bedeutsam sein. Aus der Sicht der Wirtschaftsgeografie ist dies erstens die Frage nach der internen Gestaltung der Formgebungsprozesse und zweitens die Frage nach der Attribution des Kreativitätscodes. Aus der Sicht der Politischen Geografie und der Stadtgeografie könnte es drittens interessant sein, wie sich die Förderstrukturen der Medienwirtschaft entwickeln.

Zum ersten Aspekt: Die Tatsache, dass in der Medienwirtschaft immaterielle Formen gehandelt werden, deren Nutzen sich erst in der kommunikativen Aufmerksamkeit und Distinktion zeigt, stellt die Organisation dieses Formgebungsprozesses vor große Herausforderungen. Wie kann zum Beispiel die „Zeit korrekt gezählt werden, wenn die physische Arbeitszeit nicht mehr der korrekte Maßstab ist?“ (Moulier Boutang 2007, 214). Wie kann und muss mit geistigem Eigentum oder Know-how umgegangen werden (vgl. Santagata 2002)? Bereits jetzt verdichten sich in der organisationstheoretisch informierten Wirtschaftsgeografie die Hinweise, dass mit projektförmigen Organisationsformen auf besondere Anforderungen in der Medienwirtschaft reagiert wird (z. B. Grabher 2001, Baecker 2007b, von Bernuth/Bathelt 2007). Ohne den Projektbegriff hier exakt bestimmen zu müssen, ist dabei entscheidend, dass die Wertschöpfungskette für jeden einzelnen Auftrag neu geordnet wird und die Ordnung sich nach der Erledigung des Auftrags wieder auflöst (Mossig 2005, 105). Die Struktur der Medienwirtschaft legt es nahe, die Fragen eng mit den Wissensbeständen zu verbinden, die aus der Dienstleistungs-, Wissens-, Netzwerk- und Arbeitsforschung hervorgegangen sind und diese um die Frage nach den Auswirkungen der Digitalisierung

zu ergänzen (vgl. z. B. Bröckling 2007, Ibert 2006, Knorr Cetina 2002, Knorr Cetina/Brügger 2005, Lange 2007b). Gewinnbringend wäre es sicherlich auch, die spekulative These über die Revolution der Organisation zu verfolgen und am Beispiel der Medienwirtschaft zu schauen, ob „die Umstellung von Bürokratie und Fließband auf ein offenes Netzwerk von Information, Kommunikation und Produktion“ zu belegen ist; und ob der stolze Satz des 19. Jahrhunderts, „Wer arbeitet, produziert“, tatsächlich „gegen den in seinen Konsequenzen noch unabsehbaren Satz: ‚Wer arbeitet, kommuniziert‘“ ausgewechselt wird (Baecker 2003, 18).

Zweitens kann von Interesse sein, wie der postulierte Nebencode Kreativität verteilt und zur Geltung gebracht wird. An dieser Stelle ist es eine bedauerliche theoretische Regression, wenn allein die Bedeutung von individueller Kreativität herausgestellt wird. Sicherlich müssen Individuen ihr Bewusstsein für die Formgebungsprozesse bereitstellen und vielleicht mehr als sonst in Anspruch nehmen, doch Kreativität bleibt in diesem gesellschaftswissenschaftlichen Rahmen ein soziales Ereignis. Und nur in der Kommunikation werden die Ereignisse aus Gründen der Komplexitätsreduktion schematisch einer Person attribuiert (vgl. Luhmann 1984, 125). Wer anscheinend dennoch durch die Kontingenz des Sozialen hindurchgreifen und Innovationen lancieren kann, dem wird die (kreative) Kraft des *Manas* zugeschrieben. Ansatzpunkte für den kommunikativen Verteilungsprozess bietet die Arbeit von White und White (1993), selbst wenn ihre Interpretationen kritisiert wurden (Wuggenig 2007). Mit dieser Anerkennungskommunikation könnte die Frage verbunden sein, ob Jobs den Menschen folgen oder Menschen den Jobs (dazu schon früh Steinnes 1982). Ein typisches Beispiel für die aktualisierte Losung „Jobs Follow People“ sind Frankfurter Werbeagenturen, die in Berlin Büros eröffnen, um so Mitarbeiter zu gewinnen, die nicht nach Frankfurt umziehen wollen (Berndt et al. 2008, 121f.).

Das Gesagte legt einen dritten Schwerpunkt nahe. Insbesondere für die Stadtgeografie und die

Politische Geografie wird die Frage relevant, in welchem Umfang Kommunen Leistungen zum Funktionieren der Medienwirtschaft bereitstellen (vgl. Lange et al. 2009). Die Diskussionen um kreativen Spillover oder um „the economics of a good party“ (Currid 2007) legen es nahe, dass dem urbanen Umfeld ein veränderter Rang im Wertschöpfungsprozess zukommt und eine kreative Allmende an Bedeutung gewinnt. Aktuell zu beobachtende Einzelphänomene sprechen dafür, dass hier die Emergenz eines neuen politischen Handlungsfeldes zu erkennen ist, welches auch als „Kreativpolitik“⁴⁵ bezeichnet werden kann. Die Verbreitung der Kreativwirtschaftsberichte und der daraus abgeleiteten Politiken kann auch als Mainstreaming städtischer Wirtschaftspolitik beschrieben werden. Von unterschiedlichen Seiten unter Druck gesetzt, legen sich Städte ein neues, standardisiertes institutionelles Design zu, das andere zur Imitation anregt und sich im Vollzug seine eigene Wirklichkeit schafft.

Es sind gewiss andere Problemstellungen möglich und willkommen. Mit den hier genannten Fragen soll vor allem darauf aufmerksam gemacht werden, wie neue oder bereits vorhandene Forschungen an den hier entwickelten Begriff der Medienwirtschaft anschließen können. Am Ende müssen sich diese Forschungen wie auch der hier präsentierte Begriff sich daran messen lassen, ob sie neue und ungewöhnliche Einsichten in den beschriebenen Gegenstand vermitteln und dies in einer informativen und brauchbaren Art und Weise.

Literatur

- Abel, G. (2009): The Riddle of Creativity: Philosophy's View. In: Meusburger, P., Funke, J. und Wunder, E. (Hrsg.): *Milieus of Creativity. An Interdisciplinary Approach to Spatiality of Creativity*. Knowledge and Space 2. Dordrecht, 53-72.
- Althans, B., Audehm, K., Binder, B., Ege, M. und Färber, A. (Hrsg.) (2008): *Kreativität. Eine Rückrufaktion*. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2008. Bielefeld.
- Baecker, D. (2003): *Organisation und Management*. Frankfurt/Main.
- Baecker, D. (2006): *Wirtschaftssoziologie*. Bielefeld.
- Baecker, D. (2007a): *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt/Main.
- Baecker, D. (2007b): *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt/Main.
- Becker, T.A. (2007): *Kreativität – Letzte Hoffnung der blockierten Gesellschaft*. Konstanz.
- Berliner Senat (Hrsg.) (2008): *Kulturwirtschaft in Berlin. Entwicklungen und Potenziale*. Berlin.
- Berndt, C., Goeke, P., Lindner, P. und Neisen, V. (2008): *1. Kreativwirtschaftsbericht Frankfurt*. Frankfurt/Main.
- Bernuth, C.v. und Bathelt, H. (2007): *The organizational paradox in advertising and the reconfiguration of project cooperation*. In: *Geoforum* 38(3), 545-557.
- Boden, M.A. (Hrsg.) (1994a): *Dimensions of Creativity*. Cambridge (MA).
- Boden, M.A. (1994b): *What is Creativity?* In: Boden, M.A. (Hrsg.): *Dimensions of Creativity*. Cambridge (MA), 75-117.
- Bourdieu, P. (1998): *Contre-feux 2. Pour un mouvement social européen*. Paris.
- Brenke, K. (2007): *Rasanten Wachstum der Zahl kreativ Tätiger in Berlin*. In: *DIW Wochenbericht* 74(31), 493-496.
- Bröckling, U. (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt/Main.
- Clam, J. (2005): *Die Zentralität des Paradoxen*. In: Baecker, D. (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Systemtheorie*. Wiesbaden, 253-265.
- Csikszentmihalyi, M. (2007): *Implications of a Systems Perspective for the Study of Creativity*. In: Sternberg, R.J. (Hrsg.): *Handbook of Creativity*. Cambridge (MA), 313-335.
- Currid, E. (2007): *The Economics of a Good Party: Social Mechanics and the Legitimization of Art/Culture*. In: *Journal of Economics and Finance* 31(3), 386-394.
- Department for Culture, Media and Sport/Creative Industries Division (2002): *Creative Industries Fact File*. London. www.culture.gov.uk/PDF/ci_fact_file.pdf, (12.5.2008).
- Florida, R. (2002a): *Bohemia and economic geography*. In: *Journal of Economic Geography* 2(1), 55-71.
- Florida, R. (2002b): *The Rise of the Creative Class ...and how it's transforming work, leisure, community and everyday life*. New York.

- Florida, R. (2005): *Cities and the Creative Class*. New York.
- Förster, J. (2009): *The Unconscious City: How Expectancies About Creative Milieus Influence Creative Performance*. In: Meusburger, P. et al. (Hrsg.): *Milieus of Creativity. An Interdisciplinary Approach to Spatiality of Creativity*. Knowledge and Space 2. Dordrecht, 219-233.
- Funke, J. (2000): *Psychologie der Kreativität*. In: Holm-Hadulla, R.M. (Hrsg.): *Kreativität*. Heidelberg, 283-300.
- Glaeser, E.L. (2000): *The New Economics of Urban and Regional Growth*. In: Clark, G.L., Feldmann, M.P. und Gertler, M.S. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Economic Geography*. Oxford, 83-98.
- Grabher, G. (2001): *Ecologies of creativity: the village, the group, and the heterarchic organisation of the British advertising industry*. In: *Environment and Planning A* 33(2), 351-374.
- Gumbrecht, H.-U. (Hrsg.) (1988): *Kreativität – Ein verbrauchter Begriff?* München.
- Hafner, S. und Streit, A.v. (2007): *München – Standortfaktor Kreativität*. München.
- Hantel, S. (2010): *Frankfurt, Bella Ciao!* In: *Journal Frankfurt* 21(17), 8-9.
- Hard, G. (2008): *Der Spatial Turn, von der Geographie her beobachtet*. In: Döring, J. und Thielmann, T. (Hrsg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld, 263-315.
- Heider, F. (2005 [1926]): *Ding und Medium*. Berlin.
- Henninger, A. und Gottschall, K. (2007): *Freelancers in Germany's Old and New Media Industry: Beyond Standard Patterns of Work and Life?* In: *Critical Sociology* 33(1), 43-71.
- Hesmondhalgh, D. (2010): *The Cultural Industries*. Los Angeles.
- Hessisches Ministerium für Wirtschaft, Verkehr und Landesentwicklung und Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst (Hrsg.) (2003): *Kulturwirtschaft in Hessen. 1. Hessischer Kulturwirtschaftsbericht*. Wiesbaden.
- Hoffmann, H. (1982): *Kultur für alle. Perspektiven und Modelle*. Frankfurt/Main.
- Ibert, O. (2006): *Zur Lokalisierung von Wissen durch Praxis: Die Konstitution von Orten des Lernens über Routinen, Objekte und Zirkulation*. In: *Geographische Zeitschrift* 94(2), 98-115.
- Jaušovec, N. (2000): *Differences in Cognitive Processes Between Gifted, Intelligent, Creative, and Average Individuals While Solving Complex Problems: An EEG Study*. In: *Intelligence* 28(3), 213-237.
- Knell, J. und Oakley, K. (2007): *London's Creative Economy: An Accidental Success? Provocation Series 3(3)*. London. www.theworkfoundation.com/Assets/PDFs/creative_London.pdf, (13.4.2008).
- Knorr Cetina, K. (2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt/Main.
- Knorr Cetina, K. und Brügger, U. (2005): *Globale Mikrostrukturen der Weltgesellschaft. Die virtuellen Gesellschaften von Finanzmärkten*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft* 45, 145-171.
- Krämer, S. (1998): *Form als Vollzug oder: Was gewinnen wir mit Niklas Luhmanns Unterscheidung von Medium und Form?* In: *Rechtshistorisches Journal* 17, 558-573.
- Krätke, S. (2002): *Medienstadt. Urbane Cluster und globale Zentren der Kulturproduktion*. Opladen.
- Landry, C. (2000): *The creative city. A toolkit for urban innovators*. London.
- Lange, B. (2007a): *Konzeptionalisierungen von „Markt“ als Gegenstand der Neuen Kulturgeographie – Der Fall emergierender Märkte in Kreativökonomien*. In: Berndt, C. und Pütz, R. (Hrsg.): *Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn*. Bielefeld, 259-287.
- Lange, B. (2007b): *Die Räume der Kreativszenen. Culturepreneurs und ihre Orte in Berlin*. Bielefeld.
- Lange, B., Kalandides, A., Stöber, B. und Wellmann, I. (Hrsg.) (2009): *Governance der Kreativwirtschaft. Diagnosen und Handlungsoptionen*. Bielefeld.
- Lange, B. und Mieg, H.A. (2006): *Professionalisierungswege und Konstituierungen von „Märkten“ in den Creative Industries*. In: *Geographische Zeitschrift* 94(4), 225-242.
- Lash, S. und Urry, J. (1994): *Economies of Signs and Space*. London.
- Lotter, W. (2009): *Die kreative Revolution. Was kommt nach dem Industriekapitalismus?* Hamburg.
- Luhmann, N. (1988): *Über „Kreativität“*. In: Gumbrecht, H.-U. (Hrsg.): *Kreativität – Ein verbrauchter Begriff?* München, 13-19.
- Luhmann, N. (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main.

- Luhmann, N. (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main.
- Luhmann, N. (1994): Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main.
- Luhmann, N. (1996): Statistische Depression. Zahlen in den Massenmedien. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 86 (20.3.1996), N5.
- Luhmann, N. (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main.
- Luhmann, N. (2003 [1975]): Macht. Stuttgart.
- Malanga, S. (2004): The Curse of the Creative Class. In: City Journal 14(1), 36-45.
- Markusen, A. (2006): Urban development and the politics of a creative class: evidence from a study of artists. In: Environment and Planning A 38(10), 1921-1940.
- Marlet, G. und Woerkens, C.v. (2007): The Dutch Creative Class and How it Fosters Urban Employment Growth. In: Urban Studies 44(13), 2605-2626.
- McGranahan, D. und Wojan, T. (2007): Recasting the Creative Class to Examine Growth Process in Rural and Urban Counties. In: Regional Studies 41(2), 197-216.
- McRobbie, A. (2007): Die Los-Angelesierung von London. Drei kurze Wellen in den Kreativität- und Kultur-Mikroökonomien von jungen Menschen in Großbritannien. In: Raunig, G. und Wuggenig, U. (Hrsg.): Kritik der Kreativität. Wien, 79-91.
- Meusburger, P. (Hrsg.) (1999): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Erdkundliches Wissen 130. Stuttgart.
- Meusburger, P. (2009): Milieus of Creativity: The Role of Places, Environments, and Spatial Contexts. In: Meusburger, P. et al. (Hrsg.): Milieus of Creativity. An Interdisciplinary Approach to Spatiality of Creativity. Knowledge and Space 2. Dordrecht, 97-153.
- Meusburger, P., Funke, J. und Wunder, E. (Hrsg.) (2009a): Milieus of Creativity. An Interdisciplinary Approach to Spatiality of Creativity. Knowledge and Space 2. Dordrecht.
- Meusburger, P., Funke, J. und Wunder, E. (2009b): Introduction: The Spatiality of Creativity. In: Meusburger, P. et al. (Hrsg.): Milieus of Creativity. An Interdisciplinary Approach to Spatiality of Creativity. Knowledge and Space 2. Dordrecht, 1-10.
- Mossig, I. (2005): Die Branchen der Kulturökonomie als Untersuchungsgegenstand der Wirtschaftsgeographie. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 49(2), 99-112.
- Mossig, I. (2006): Netzwerke der Kulturökonomie. Lokale Knoten und globale Verflechtungen der Film- und Fernsehindustrie in Deutschland und den USA. Bielefeld.
- Moulier Boutang, Y. (2007): Die Hochzeitsnacht des kognitiven Kapitalismus und der Kunst. Kunst in der Ökonomie der Innovation. In: Raunig, G. und Wuggenig, U. (Hrsg.): Kritik der Kreativität. Wien, 207-218.
- Nassehi, A. (2004): Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik. In: Zeitschrift für Soziologie 33(2), 98-118.
- Nassehi, A. (2006): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt/Main.
- Olma, S. (2009): Kritik der Kreativindustrien. In: Lange, B. et al. (Hrsg.): Governance der Kreativwirtschaft. Diagnosen und Handlungsoptionen. Bielefeld, 103-120.
- Peck, J. (2005): Struggling with the Creative Class. In: International Journal of Urban and Regional Research 29(4), 740-770.
- Peck, J. (2008): Das Kreativitätsskript. In: Eurozine, 19.11.2008. www.eurozine.com/articles/2008-11-19-peck-de.html, (12.2.2011).
- Pohl, T. (2008): Distribution patterns of the creative class in Hamburg: „Openness to diversity“ as a driving force for socio-spatial differentiation? In: Erdkunde 62(4), 317-328.
- Power, D. und Scott, A.J. (Hrsg.) (2004a): Cultural Industries and the Production of Culture. London.
- Power, D. und Scott, A.J. (2004b): A prelude to cultural industries and the production of culture. In: Power, D. und Scott, A.J. (Hrsg.): Cultural Industries and the Production of Culture. London, 3-15.
- Pratt, A.C. (1997): Production values: from cultural industries to the governance of culture. In: Environment and Planning A 29(11), 1911-1917.
- Raunig, G. (2007): Kreativindustrie als Massenbetrug. In: Raunig, G. und Wuggenig, U. (Hrsg.): Kritik der Kreativität. Wien, 67-78.
- Raunig, G. und Wuggenig, U. (Hrsg.) (2007): Kritik der Kreativität. Wien.
- Runco, M.A. und Okuda Sakamoto, S. (2007): Experimental Studies of Creativity. In: Sternberg, R.J. (Hrsg.): Handbook of Creativity. Cambridge (MA), 62-92.
- Sailer, U., Fischer, C., Papenheim, D. und Matatko, A. (2007): Kreativwirtschaft in Offenbach. Trier (= Trierer Arbeitsberichte zur Stadt- und Wirtschaftsgeographie, 1).

- Sailer, U. und Papenheim, D. (2007): Kreative Unternehmen, Clusterinitiativen und Wirtschaftsentwicklung. Theoretische Diskurse und empirische Befunde aus Offenbach am Main. In: *Geographische Zeitschrift* 95(3), 115-137.
- Santagata, W. (2002): Cultural Districts, Property Rights and Sustainable Economic Growth. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 26(1), 181-204.
- Santagata, W. (2004): Creativity, fashion and market behavior. In: Power, D. und Scott, A.J. (Hrsg.): *Cultural Industries and the Production of Culture*. London/New York, 75-90.
- Schaffer, S. (1994): Making up Discovery. In: Boden, M.A. (Hrsg.): *Dimensions of Creativity*. Cambridge (MA), 13-51.
- Schopenhauer, A. (1983 [1864]): *Eristische Dialektik oder die Kunst Recht zu behalten*. Zürich.
- Schulze, I. (2007): Wider die Refeudalisierung der Künste. In: *Süddeutsche Zeitung* 255 (6.11.2007), 14.
- Schumpeter, J. A. (1956 [1942]): *Capitalism, Socialism and Democracy*. London.
- Scott, A.J. (2008): *Social Economy of the Metropolis. Cognitive Capitalism and the Global Resurgence of Cities*. Oxford.
- Simonton, D.K. (2009): Scientific Creativity as a Combinatorial Process: The Chance Baseline. In: Meusburger, P. et al. (Hrsg.): *Milieus of Creativity. An Interdisciplinary Approach to Spatiality of Creativity*. Knowledge and Space 2. Dordrecht, 39-51.
- Smith, N. (2008): *Urbanization after Neoliberalism: City Building and the Right to the City*. Berlin: Beitrag zur Konferenz „The Right to the City“. www.multimedia.metropolitanstudies.de/RTTC_Conference/Freitag/12-NeilSmith.mp3 (28.11.2008).
- Söndermann, M. (2007): *Kulturwirtschaft und Creative Industries 2007. Aktuelle Trends unter besonderer Berücksichtigung der Mikrounternehmen*. Berlin.
- Stäheli, U. (2000): *Poststrukturalistische Soziologien*. Bielefeld.
- Stein, M.I. (1953): Creativity and culture. In: *Journal of Psychology* 36, 311-322.
- Steinnes, D.N. (1982): Do „People Follow Jobs“ or do „Jobs Follow People“? A Causality Issue in Urban Economics. In: *Urban Studies* 19(2), 187-192.
- Sternberg, R.J. (Hrsg.) (2007): *Handbook of Creativity*. Cambridge (MA).
- Sternberg, R.J. (2009): Domain-Generality Versus Domain-Specificity of Creativity. In: Meusburger, P. et al. (Hrsg.): *Milieus of Creativity. An Interdisciplinary Approach to Spatiality of Creativity*. Knowledge and Space 2. Dordrecht, 25-38.
- Sternberg, R.J. und Lubart, T.I. (1991): An investment theory of creativity and its development. In: *Human Development* 34(1), 1-31.
- Sternberg, R.J. und Lubart, T.I. (2007): The Concept of Creativity: Prospects and Paradigms. In: Sternberg, R.J. (Hrsg.): *Handbook of Creativity*. Cambridge (MA), 3-15.
- Stichweh, R. (1984): *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890*. Frankfurt/Main.
- Stolarick, K. und Florida, R. (2006): Creativity, connections and innovation: a study of linkages in the Montréal Region. In: *Environment and Planning A* 38(10), 1799-1817.
- Thiel, J. (2005): *Creativity and Space. Labour and the Restructuring of the German Advertising Industry*. Aldershot.
- Thomas, J.M. und Darnton, J. (2006): Social Diversity and Economic Development in the Metropolis. In: *Journal of Planning Literature* 21(2), 153-168.
- Vorley, T., Mould, O. und Smith, H.L. (2008): Introduction to geographical economies of creativity, enterprise and the creative industries. In: *Geografischer Annaler, Series B* 90(2), 101-106.
- Weber, M. (1985 [1917]): *Der Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften*. In: Winckelmann, J. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen, 489-540.
- White, H.C. und White, C.A. (1993): *Canvases and Careers: Institutional Change in the French Painting World*. Chicago.
- Wuggenig, U. (2007): »Kreativität und Innovation« im 19. Jahrhundert. Harrison C. White und die impressionistische Revolution – erneut betrachtet. In: Raunig, G. und Wuggenig, U. (Hrsg.): *Kritik der Kreativität*. Wien, 219-236.

Autor: Dr. Pascal Goeke, Geographisches Institut, Universität Zürich, Winterthurerstrasse 190, 8057 Zürich, Schweiz, E-Mail: pascal.goeke@geo.uzh.ch

- 1 Die hier präsentierte Argumentation hat starken Zu- und Widerspruch erfahren. Mein besonderer Dank gilt der/dem GutachterIn, die/der mich auf die Kreativitätsdebatte der Psychologie stieß, Kolleginnen und Kollegen in Hamburg und Zürich, denen ich Auszüge präsentierte, Evelyn Moser für eine stets kritische Begleitung des Manuskriptes und der Geographischen Zeitschrift für ihre Geduld.
- 2 Zur Wortwahl: Im Folgenden wird von der Kreativwirtschaft oder der Kreativwirtschaftsdebatte gesprochen. Dies schließt die ältere Kulturwirtschaft(sdebatte) in der Regel mit ein, trägt aber dem Umstand Rechnung, dass dieser Begriff zunehmend und trotz einiger Unterschiede im Begriff der Kreativwirtschaft aufgeht. Der von mir bevorzugte Begriff der Medienwirtschaft wird erst nach der Einführung und Begründung verwendet.
- 3 In einem Gutachten wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass die hier vorgetragene Kritik sehr schonend sei. Man könne an der Kreativwirtschaftsdebatte auch den Klassenbegriff, die intellektuelle Geschichtslosigkeit der Think Tanks und mancher wirtschaftsgeografischer Arbeiten sowie die a priori zugeschriebene Kreativität deutlicher kritisieren. Dem ist zuzustimmen, aber speziell der zweite Aspekt wäre eine eigene Anstrengung wert und würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen.
- 4 Von Prozess zu sprechen, ist auch deshalb wichtig, weil zwischen der Leistung und der Anerkennung als solcher ein langer Zeitraum liegen kann – erneut ein Hinweis aus einem der Gutachten.
- 5 Der Begriff der Kreativpolitik wurde gemeinsam mit Christian Berndt und Peter Lindner entwickelt.



Geographie systemtheoretisch

Goeke, P. (2013): Grenzenlose Konflikte. Programme kritischer Geographien und ihre Folgen. In: Geographische Zeitschrift 101(1), 1-19.

Grenzenlose Konflikte. Programme kritischer Geographien und ihre Folgen

PASCAL GOEKE, Zürich¹

Kritische Geographien beanspruchen einen Sonderstatus: Sie möchten nicht allein das wissenschaftstypische Ziel der systematischen Gewinnung und Bereitstellung von Wissen verfolgen, sondern in gleichrangiger Position und integrierter Weise die aus ihrer Sicht beklagenswerten gesellschaftlichen Verhältnisse in unterschiedlicher Radikalität ändern. Diese für die Wissenschaft besondere Programmatik ist nicht nur riskant, weil sich die beiden Ziele wechselseitig zu unterminieren drohen, sondern auch die Quelle von grenzenlosen Konflikten. Der Beitrag zeigt mit wissenssoziologischen Mitteln auf, dass die Ursache für die vielfältigen Konflikte im besonderen Umgang mit dem paradoxen Status von Erkenntnis liegt respektive dass kritische Geographien nicht zwischen Handeln und Erleben unterscheiden (können/wollen).

Schlüsselwörter: Theoretische Geographie, Kritische Geographie, Wissen, Wissenschaft, Konflikt

Borderless conflicts: The programs of critical geographies and their effects

Critical geographies claim an exceptional status: they do not only want to pursue the scientific goal of systematic collection and provision of reliable knowledge. With varying degrees of radicalism, they also consider certain social relations deplorable and aspire to change them. With regard to science, their programs are risky because the two goals are likely to mutually undermine each other. Their programs are also a source of manifold and potentially borderless conflicts. By using terms and concepts from the sociology of science and knowledge, the paper shows that the cause for these multiple conflicts lies in the particular handling of the paradoxical status of knowledge – specifically in the fact that critical geographies cannot and do not wish to differentiate between action and experience.

Keywords: Theoretical Geography, Critical Geography, Knowledge, Science, Conflict

1 Die Paradoxie der Erkenntnis und ihre Folgeprobleme

Verschiedene Spielarten des Konstruktivismus machen darauf aufmerksam, dass jede Erkenntnis in einem paradoxen Verhältnis von Fremd- und Selbstreferenz, von Erleben und Handeln oder von *cognition* und *volition* gründet (vgl. z. B. Günther 1979; Maturana/Varela 1984; Luhmann 2001 [1988]). Erkenntnis will auf ein unabhängiges Außen verweisen, muss dabei aber eine Unterscheidung verwenden, die unweiger-

lich einen Beobachter, ein Handeln oder einen Willen voraussetzt. Weil diese Paradoxie niemals verschwindet, muss mit ihr umgegangen werden, muss bestimmt werden, in welchem Verhältnis die beiden Seiten zueinander stehen (sollen). Dabei gilt, dass jedes Paradoxienmanagement praktisch irreversible und unversöhnliche Geschichten vorspart (Luhmann 1995, 163). Ein Beispiel für ein stets zusammenfallendes Paradoxienmanagement ist die Aussage des Kreters Epimenidis. Seine Behauptung, dass alle Kreter Lügner seien, führt bei einer Selbstanwendung

direkt in eine unendliche Unentscheidbarkeit zwischen wahr und falsch: Ist die Aussage wahr, so wird sie falsch, und ist sie falsch, so wird sie wahr (Russel 1908; Foerster/Pörksen 2011, 118ff.). Andere Paradoxien erlauben zumindest einen Aufschub oder eine Kontrolle des stets drohenden Kollaps: Man versucht sich zum Beispiel als Beobachter zu invisibilisieren oder den Einfluss der Selbstreferenz mittels geeigneter Methoden zu kontrollieren.

Diese Erkenntnis über den paradoxen Charakter von Erkenntnis legt einen Verdacht nahe: Kann es sein, dass die auffallend heftigen Konflikte – die irreversiblen und unversöhnlichen Geschichten – innerhalb von oder im Kontakt mit kritischen Geographien ihren Ursprung im gewählten Paradoxienmanagement haben (für Verweise auf solche Konflikte vgl. z. B. Blomley 2007, 62f.)? Konflikt meint hier, dass das Nein der Ablehnung einer Kommunikation zum Thema der weiteren Kommunikation wird. Im Fall von wissenschaftlicher Kommunikation ist das zunächst nicht verwunderlich, will man doch wissen, weshalb andere Personen bestimmte Aussagen ablehnen. Im Kontext kritischer Geographien fällt allerdings auf, dass es im Laufe von Konflikten oftmals sehr persönlich wird, d. h. die beteiligten Personen und ihre Haltung ins Zentrum der Auseinandersetzung rücken. So versuchen kritische Geographien beispielsweise anderen die Achtung zu entziehen, indem sie einer vermeintlich „unkritischen kritischen Geographie“ vorwerfen, Wissenschaft im Modus Malen-nach-Zahlen zu betreiben (Blomley 2006, 88) oder andere „der unterlassenen Hilfeleistung“ bezichtigen, falls sie der Aussage, „daß die soziale Ordnung von Menschen gemacht“ sei, nicht zustimmen (Bauman 2003, 252 zitiert in Schreibwerkstatt AK Kritische Geographie 2008, 60).

Die vorgetragene allgemeine Vermutung, dass die Art des Paradoxienmanagements mit der Art der Konflikte zusammenhängen könnte, verstärkt sich, wenn man bedenkt, dass sich die Paradoxienmanagements kritischer Geographien von praktisch allen anderen in der Geographie bekannten Forschungsprogrammatiken unter-

scheiden. Sie sind grundsätzlich unterschiedlich, weil kritische Geographien die Welt nicht allein erleben, studieren und interpretieren wollen, sondern sie auch nach bestimmten Maßstäben (radikal) verändern, also handelnd eingreifen wollen. Diese integrierte Praxis von Handeln und Erleben steht quer zu dem vor allem in der Moderne etablierten Gebot, sich in der Wissenschaft primär dem Erleben zu widmen. Aus diesem Unterschied erwachsen Vorwürfe an die jeweils andere Seite: Kritischen Geographien kann von außen vorgeworfen werden, dass sich das Wollen auf die Erkenntnisse durchschlägt, dass kritische Geographien also gemäß ihrem eigenen Normensystem selektieren und daher ihren Ergebnissen im Extremfall nicht zu trauen ist. Spiegelbildlich zu diesem Vorwurf ist zu erwarten, dass kritische Geographien anderen vorhalten, dass, weil alle Fragestellungen und Aussagen politisch seien, es grob fahrlässig sei, das eigene Handeln nicht zu bedenken oder es gar ausblenden zu wollen. Gemäß dieser Konfliktsituation werden die Gründe jeweils im (unterstellten) Handeln der beteiligten Personen gesucht. Genau diese Dynamik soll als „Personalisierung“ des Konfliktes bezeichnet werden. Personalisierung meint folglich nicht, dass Aussagen einer Autorin oder einem Autor zugerechnet werden, etwa um ihnen für ihre Arbeit Tribut zu zollen oder die Argumente eindeutig zu lokalisieren – eine solche Nennung ist den Konventionen folgend unvermeidbar. Vielmehr umfasst der Begriff der Personalisierung das Phänomen, dass Autorinnen und Autoren in toto auf einen (normativ-moralischen) Prüfstand gestellt, bewertet und gegebenenfalls verurteilt werden.

Die soeben postulierte und skizzierte Ursache für die Konflikte im Kontext kritischer Geographien soll im Folgenden weiter illustriert und begründet werden. Weil dieses Vorhaben ebenfalls an einen Beobachter gebunden ist, drohen wie bei allen konstruktivistischen Wissenssoziologien Rückbezüglichkeiten. Es ist stets mit zu bedenken, dass auch dieser Text Phänomene mit seinen Unterscheidungen konstruiert respektive an bereits bestätigte und kondensierte

Kommunikate anschließt. Um infinite Regresse einzuschränken, sollen andere Beobachter auf die von ihnen getroffenen Unterscheidungen hin beobachtet und auf Kommunikationsabbrüche und -anschlüsse geachtet werden. Diese Beobachtungen zweiter Ordnung können zwar ihrerseits erneut auf die getroffenen Unterscheidungen hin beobachtet werden, schließen den Erkenntnisprozess aber vorläufig ab.

Zur Klärung der Argumentationsgrundlage und Begründung der Leitthese gilt es im Weiteren zu bestimmen, wie sich kritische Geographien selbst als solche zu erkennen geben (Kap. 2). Sodann soll dargelegt werden, dass die Konfliktart im Kontakt von kritischen Geographien und ihren Umwelten von einer besonderen Qualität ist (Kap. 3). Diesen orientierenden Bestimmungen folgen Begriffsbestimmungen zur Wissenschaft und ihrer inneren Differenzierung (Kap. 4), die helfen sollen, die Folgen des Paradoxienmanagements kritischer Geographien zu verstehen (Kap. 5).

2 Konturen kritischer Geographien

Ähnlich wie in den Sozialwissenschaften allgemein haben sich auch in der Humangeographie Forschungstraditionen entwickelt und behauptet, die sich selbst als kritisch bezeichnen. Theoretisch soll diese Einheit als soziales System im Sinne eines Kommunikationszusammenhangs verstanden werden, das sich selbst durch sinnhafte Einschränkungen der geeigneten Kommunikationen von seiner Umwelt abgrenzt. Insofern kritische Geographien als kommunikative Einheit verstanden werden, sind Individuen davon zu unterscheiden.

Dass das gewählte Namensattribut „kritisch“ eine unglückliche Bezeichnung ist, wissen Vertreterinnen und Vertreter kritischer Geographien (vgl. z. B. Belina et al. 2009, 48). Sie ist unglücklich, weil eine Einheit angezeigt werden soll, obwohl doch „Kritik von Natur aus und sozusagen von Berufs wegen der Zerstreung, der Abhängigkeit, der puren Heteronomie unterliegt“ (Foucault 1992 [1978], 8). Sie ist

überdies unglücklich, weil mit ihr innerhalb der Sozialwissenschaften eigentlich keine Sonderposition markiert werden kann, verstehen sich Sozialwissenschaften doch per se als kritisch, d. h. als geübt im Analysieren und Sezieren, im Auswählen und Urteilen. Und sie ist zuletzt unglücklich, weil ein großer Teil der Sozialwissenschaften ohnehin vom kritischen Impuls ausgeht, „dass in den sozialen Verhältnissen *etwas nicht stimmt*, dass die Dinge nicht so laufen, wie sie sollten“ (Rosa 2009, 23).

Sieht man von diesen Einwänden ab und sucht nach dem entscheidenden Zusatzkriterium, dann stößt man auf eine einende Tradition, die auf Marx' elfte These über Feuerbach zurückgeführt werden kann. Ihr zufolge geht es nicht allein darum, die Welt zu studieren und zu interpretieren, sondern sie auch gemäß zu bestimmenden Maßstäben zu verändern (vgl. Horkheimer 1988 [1937]; Hobsbawm 2012, 54; Ottmann 2012, 67). Die Selbstbeschreibungen kritischer Geographien stellen sich in diese Tradition (etwaige innere Differenzen sind unterhalb dieser Unterscheidung angeordnet). Kritische Geographien wollen die Welt durch die Vermischung von Theorie und politischer Aktion verändern und wollen Wandel dabei nicht als Reform, sondern als radikalen Auftrag verstanden wissen (Blomley 2006, 88; 2008, 285). Sie entwickeln Konzepte, die ausdrücklich auf die Intervention in einer aufgeladenen politischen Arena abstellen (z. B. „thinking space relationally“ (Massey 2004, 6)), sie verfassen revolutionäre Theorien, die sich erst durch eine (theorieperformative) revolutionäre Praxis validieren lassen (so z. B. Harvey 2009 [1973], 148), oder sie wollen dem Status quo „eine ANDERE und möglichst bessere Geographie der Welt“ entgegensetzen (so z. B. Lossau 2002, 151).

Weil das selbst gewählte Ziel und die Wege dorthin kontingent sind (daher auch die Wahl des Plurals – kritische Geographien), wird im System kritischer Geographien um die Einheit gerungen. Dazu gehört auch, dass eine so bezeichnete „unkritische kritische Geographie“ mit Spott und Häme bedacht und als nicht den kritischen Geographien zugehörig markiert

wird. Diese, so Blomley, verfahren ähnlich wie das bei Kindern beliebte Malen-nach-Zahlen. Dabei gelte es, sich zunächst über ein Unterdrückungsverhältnis zu erzürnen, zweitens aufzuzeigen, wie Raum und Ideologie dieses Verhältnis hervorbringen, drittens geschickt die dominanten Machtrelationen zu sezieren, viertens das Vorhandensein von Widerstand und Opposition – wenn auch latent – aufzudecken und fünftens mit einem frommen Appell an progressive/emanzipatorische/erlösende Alternativen zu schließen, ohne diese jedoch en détail zu spezifizieren (2006, 88). Dass bei dieser Kritik weder Ross noch Reiter genannt werden, ist ein deutliches Zeichen für die zunehmend unklare Einheit kritischer Geographien (vgl. auch die Selbstauskünfte und Verteidigungen von Amin/Thrift 2005; Barnes 2002; Mitchell 2008; siehe ebenso den nicht vorhandenen Konsens über einen Literaturkanon innerhalb kritischer Geographien: Bauder/Engel-Di Mauro 2008, ix).

Die Frage nach der Einheit, also nach den sinnhaften Einschränkungen der Kommunikation, ist allerdings von existenzieller Bedeutung. Schon jetzt ist zu beobachten, dass sich Teilbereiche kritischer Geographien wie etwa die Critical Geopolitics „auf ein wissenschaftliches Niveau der Unverbindlichkeit oder Unschärfe“ begeben haben (Redepenning 2007, 92). Eine ähnliche Sinnentleerung steht an, wenn politische Veränderungsansprüche zunehmend ad-hoc artikuliert werden und keine Systematik mehr erkennen lassen – wobei zu erwähnen ist, dass viele Gründe dafür sprechen, dass eine solche Systematik auch nicht mehr ohne Weiteres möglich ist (deutliche Argumente dafür finden sich etwa durchgehend bei Lossau 2002). Am Ende einer solchen Entdifferenzierung droht sogar der Unterschied zur angewandten Geographie eingeebnet zu werden, weil Radikalität kein Kriterium für kritische Geographien mehr ist. Es sind dann eventuell nur noch differente Anlehnungskontexte, die die unterschiedlichen Geographien zwecks Legitimierung und zu ihrer Differenzierung verwenden. Aber ob nun Unternehmen und Behörden einerseits oder Bürgerinitiativen andererseits beratend unter-

stützt werden, rechtfertigt vermutlich keine monstranzgleiche und auratische Verwendung des Labels kritische Geographien.

Noch aber ist keine Angleichung geschehen. Zwar deuten Unterscheidungen wie etwa *radical* und *critical geography*, „feministische Theorien“ und „Geschlechterforschung“ oder „starke“ und „schwache Gesellschaftskritik“ auf interne Differenzierungen und damit auf Entwicklung hin, aber dessen ungeachtet scheinen sich kritische Geographien selbst noch hinreichend zuverlässig zu erkennen.

3 Konflikt und Konfliktsysteme

So wie die Rede von kritischen Geographien ist auch die Behauptung der besonderen Konflikthäufigkeit und -charakteristik im Horizont kritischer Geographien begründungspflichtig. Grundsätzlich ist zu sagen, dass Konflikte elementarer Bestandteil von Wissenschaft und insofern nicht bemerkenswert sind. Wissenschaftliche Aussagen sind auf Kritik, auf Dissens, auf Ablehnung und auf Konflikt angewiesen – auf organisierten Skeptizismus (Merton 1985, 99). Andernfalls könnten sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler „nur zur Verherrlichung des bereits Erkannten zusammenfinden“ (Luhmann 1984, 513).

Von einem Konflikt im Allgemeinen soll gesprochen werden, wenn das „Nein der Ablehnung zum Thema der weiteren Kommunikation“ wird (Luhmann 1984, 488ff.; Schneider 1994, 199ff.; Kieserling 1999, 257ff.). Schnell wird ersichtlich, dass dies in der Wissenschaft Alltag ist: Man will die Ablehnungsgründe erfahren und geht im normativen Idealfall verständigungsorientiert davon aus, dass die andere Person gute Gründe hat und diese spätestens auf Nachfrage offenlegt. Akzeptiert man die vorgebrachten Gründe, dann endet der Konflikt. Werden die Ablehnungsgründe hingegen nicht akzeptiert, droht der Konflikt zu eskalieren. Insofern der Konflikt selbst keine Stopp- oder Verfahrensregeln kennt, hängt der Konfliktverlauf stark von (kontextabhängigen) Regeln ab: Themen-

tabus, Verweis auf Zeitfristen, Hierarchien oder Seniorität sind Beispiele für allgemeine Mechanismen, um Konflikte (vorbeugend) zu entschärfen. In der Wissenschaft kann man Konflikte beispielsweise durch Verweise auf disziplinäre Zuständigkeiten oder zukünftige Forschungen begrenzen, die vielleicht in der Lage sein werden, „die bestehende Unsicherheit aufzulösen und in eine bestimmte Zuordnung der Codewerte wahr/unwahr zu verwandeln“ (Schneider/Kusche 2011, 182). Wird dauerhaft kein Konsens in der Sache erreicht, kann sich ein Konfliktsystem mit stabilen Adressen und weiteren Strukturaneicherungen entwickeln: Zeitschriften, Konferenzen oder auch Stellen an bestimmten Instituten sind dann jeweils nur für bestimmte Positionen oder Personen offen.

Bedingt durch die eigene Programmatik gerät im Kontext kritischer Geographien oftmals das Handeln ins Visier des Konfliktes. Und wenn das Handeln in den Blick gerät, dann wird fast automatisch unterstellt, dass es immer auch andere Möglichkeiten zum Handeln und Entscheiden gegeben hätte (vgl. Bauman 2003, 237ff.). Mit dieser Unterstellung verlässt die Kommunikation die wissenschaftlich so zentrale Sachdimension und weitet sich auf die Sozialdimension aus. Die Gründe für das Nein im Konflikt werden nicht mehr vorrangig in der Welt da draußen, nicht mehr in den zugrundeliegenden Daten und Informationen, nicht mehr in den Strukturen der Aussagen, nicht mehr in den theoretischen Prämissen, Mitteln oder Erkenntnisinteressen und dergleichen mehr gesucht, sondern vor allem und vielleicht sogar allein in der Haltung der Person.

Zu behaupten, dass diese Konfliktausweitung im Kontext kritischer Geographien geschieht, weil sie nicht hinreichend zwischen Handeln und Erleben unterscheiden, weil sie also die für die moderne Wissenschaft so zentrale Unterscheidung nicht mittragen, ist nicht nur der weiter zu belegende Clou des Beitrags, sondern auch seine Crux. Denn hier wird eine Unterscheidung auf kritische Geographien angewendet, die sie bereits in ihrer Bedeutung als verwerflich betrachten. Grundsätzlich geht es bei der Differenz von Handeln und Erleben um Sinnselektionen.

Wenn eine Sinnselektion der Umwelt zugerechnet wird, d. h. davon ausgegangen wird, dass die Selektion ohne das Zutun des Beobachters stattfindet, dann spricht die Systemtheorie im Anschluss an die phänomenologische Tradition von Erleben (obwohl der erlebende Beobachter hinschauen, also handeln muss). Von Handeln soll gesprochen werden, wenn die Sinnselektion dem System zugerechnet wird, auch wenn Handeln nicht ohne Erleben denkbar ist (Luhmann 1984, 124). In der Praxis reduziert dieser Schematismus Komplexität, indem er Verweisungen kappt und Anknüpfungen erleichtert. Aber er provoziert auch Zurechnungsdissense, weil dem einen etwas als Handeln erscheine, was der andere als Reaktion auf Erleben erfahre (Luhmann 1984, 125). Wissenschaftliche Erkenntnis vertritt auch deshalb einen größeren Wahrheitsanspruch, weil sie sich besonders darum bemüht, den Einfluss des erkennenden Beobachters zu reduzieren oder zu kontrollieren.

Wie angedeutet ist diese Unterscheidung nicht allein Clou, sondern auch Crux des Beitrags, weil kritische Sozialwissenschaften wie auch kritische Geographien in ebendieser Trennung eine ungerechtfertigte „Entfremdung“ sehen, die „den Gelehrten“ vor Widersprüchen bewahrt (Horkheimer 1988 [1937], 182). Weil sie die Trennung von Handeln und Erleben zudem für unerreichbar halten – womit sie zumindest in letzter Konsequenz auch recht haben –, machen sie aus der Not (der Unmöglichkeit den Fängen der Macht zu entkommen (Foucault 1983 [1976])) eine Tugend (die Welt im eigenen Sinn zu gestalten) und optieren für die grundsätzliche Liaison von Handeln und Erleben. Für Bourdieu etwa hat das Hegelsche „so ist es“ angesichts der vielfältigen Probleme den „Stellenwert verbrecherischer Komplizenschaft“. Gesetze, so der unvermeidbar entstehende Eindruck bei Bourdieus weiteren Ausführungen, scheinen von einer kritischen Soziologie nur dann formuliert werden zu dürfen, wenn sich die Chance der Einführung von „modifizierenden“ Elementen abzeichnet, die „ausreichen können, das Resultat der Mechanismen zu unseren Gunsten zu verändern“ (Bourdieu 1985, 57). Ähnlich

die Argumentation bei Gregory (1978, Kap. 3-5): Kritische Geographie besteht dort aus der Einheit von *structural*, *reflexive* und *committed explanation*. Sowohl bei Bourdieu wie auch bei Gregory drängt sich der Verdacht auf, dass mit Kriterien wie „zu unseren Gunsten“ und „committed explanation“ andere Aussagen mit Wahrheitsanspruch ausgeschlossen werden, man also nie genau weiß, ob das jeweils Vorgetragene alles ist, was die genannten Autoren über ein bestimmtes Phänomen sagen könnten.

Entsprechend der Ablehnung der Unterscheidung von Handeln und Erleben respektive der genannten und möglicher anderer Zusatzkriterien muss auch dieser Beitrag damit rechnen und leben, dass kritische Geographien quasi die gesamte Argumentation aufgrund dieser Auffassungsunterschiede zu verwerfen versuchen. Die Aussagen kritischer Geographien in ihre letzte Konsequenz treibend, muss man zum Urteil kommen, dass die hier vorgetragene Argumentation nicht durchgängig zu ihren Gunsten ist und meine Verpflichtung einer Status-Quo-Theorie oder gar konterrevolutionären Theorien zu gelten scheint (Harvey 2009 [1973], 150; Gregory 1978, 147). Weil ein Streit um dieses Urteil wenig zu Klärung des grundlegenden Konfliktes beiträgt und überdies von mir kaum gewonnen werden kann, wird ein anderer Ausweg aus der verfahrenen Lage gesucht. Es soll lediglich versucht werden zu zeigen, dass mit den hier gewählten Unterscheidungen und Begriffen Erkenntnisse und Einsichten möglich werden, die höchstens mühsam, besser aber gar nicht von der Hand gewiesen werden können.

Es bleibt aber dabei, dass kritische Geographien, insofern sie von der Differenz zwischen Handeln und Erleben absehen, im Konfliktfall das Nein der anderen regelhaft in Beobachtungsschemata fassen, die auf die moralisch-normative Grundhaltung und damit auf Entscheidungen der beteiligten Personen abstellen (vgl. für ähnliche Argumentationen Korf 2009; Redepenning 2007): Kritisch vs. traditionell-affirmativ, kritisch vs. Mainstream oder progressiv vs. konservativ sind beispielhafte Kontexturen, bei denen sich kritische Geographien auf die

von ihnen präferierte Seite stellen und/oder die Gegenseite diffamieren. Die vermeintlich stabile Einsortierung von Personen und den mit ihnen verbundenen Forschungspositionen schützt vor der eigentlich anstehenden Anforderung, Argumente eigenständig zu prüfen. An die Stelle eines sachlichen Konflikts kann leicht ein grenzenloser Konflikt mit Beleidigungen, Zynismus oder Gleichgültigkeit treten. Die beteiligten Parteien verweigern sich einander die Achtung oder versuchen sie der anderen Partei zu entziehen.

Zwei Beispiele sollen diesen Achtungsentzug illustrieren: „Kulturelle Geographien der Ökonomie in kritischer Absicht“ zu verfassen und die eigenen Texte und sich selbst mit aller Vagheit als den kritischen Geographien zugehörig zu beschreiben, wie es Berndt/Boeckler versuchen (2008, 74), reicht kritischen Geographien im engeren Sinn offensichtlich nicht als Zugehörigkeitsnachweis aus. Kritik erscheint ihnen in einem solchen ad-hoc-Ansatz nicht mehr als eine besondere Operation und sie erkennen nur noch einen undeutlichen Veränderungsdrang. Entsprechend erinnern sich die Autoren Berndt/Boeckler an Neil Smith' exkludierenden Einwand gegen ihren Vortrag: „This is post-structuralism. This has nothing to do with critical theory. I want to crack the whole system but you just want to repair the cracks in the system“ (notiert in: Berndt/Boeckler 2008, 66) – nicht kritisch, weil nicht radikal genug, so das Verdikt. Dass solche Urteile noch demütigender formuliert werden können, beweist Neil Smith bei einer öffentlichen Bloßstellung des abwesenden Richard Floridas. In einem Vortrag berichtet er von Floridas Disputation, der er als Kommissionsmitglied beisaß. Die Stimmung nach Floridas angeblich schlechter Disputation brachte Smith in der Aussage „we could pass him, or we could shoot him“ auf den Punkt, um nach dem Lachen des Publikums nachzulegen: „and we clearly made the wrong decision“ (Smith 2008, Minute 3) – erneutes Lachen im Publikum. Wie kommt es, dass sich angeblich wissenschaftliche Diskussionen so stark von einer sachlichen Auseinandersetzung entfernen?

4 Wissenschaft und ihre innere Differenzierung

Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass die Konflikte, obgleich sie mit persönlichen Spitzen geführt werden, nicht allein persönliche Gründe haben. Das ist zumindest die Lehre, die aus allgemeinen Sozialtheorien wie auch aus den unterschiedlichsten Studien über Wissen und Wissenschaft gezogen werden muss. Entsprechend geht es auch in diesem Beitrag nicht um Personen, sondern um die These, dass es einmal getroffene und in der Theorie vorhandene Unterscheidungen sind, die an einer anderen Stelle die Konflikte ausufern lassen. Um dies zu verdeutlichen, soll die Verfasstheit von Wissenschaft betrachtet, auf wissenschaftsinterne Differenzierungsmodi hingewiesen und dabei eine Begrifflichkeit entwickelt werden, mit der ebendiese Konflikte aufgeschlüsselt werden können.

Die besondere Funktion und Leistung wissenschaftlicher Kommunikation kann in der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft darin gesehen werden, dass sie sich nicht allein auf die Gewinnung und Strukturierung von Erkenntnissen fokussiert, sondern Wissen der besonderen Skepsis und Widerlegungsversuchen aussetzt und sich dabei an Wahrheit orientiert (Luhmann 1992; Merton 1985, 89).² Wahrheit so prominent zu stellen, meint keineswegs, dass wissenschaftliches Wissen frei von den vielfältigen Kontexten oder Zufällen ist, in und aus denen es entsteht. Wohl aber ist damit angezeigt, dass für die Geltung von Wissen als wissenschaftlichem Wissen Sonderbedingungen herrschen. So muss sich wissenschaftliches Wissen möglichst unabhängig von seinem sozialen Entstehungskontext bewähren. Wissen(schaft) soziologische Studien tun entsprechend gut daran, wissenschaftliches Treiben nicht allein als Handlungs-, sondern auch als Wissenszusammenhang zu fassen.

Die Positionen kritischer Geographien zu den referierten Erkenntnissen sind ambivalent. Einerseits wird der Diagnose einer funktional differenzierten Gesellschaft zugestimmt, wenngleich regelmäßig auf die Vorrangstellung des

politisch-ökonomischen Feldes hingewiesen wird. Auch werden funktionssystemspezifische Normen als argumentative Grundlage verwendet, etwa wenn sich kritische Geographien für die Universität als unabhängigen Ort der kritischen Wissensproduktion stark machen und hier an ein typisch modernes Selbstverständnis von Wissenschaft anschließen (Schreibwerkstatt AK Kritische Geographie 2008, 51). Andererseits wird eine omnipräsente politisch-ökonomische Dominanz behauptet und die prinzipielle Möglichkeit einer funktionalen Trennung radikal angezweifelt. In diesem Fall kann sich die Wissensproduktion nicht von den gesellschaftlichen Verhältnissen befreien und etwaige Grenzen, zum Beispiel zwischen Disziplinen, werden als konterrevolutionär bezeichnet (Harvey 2009 [1973], 148).

4.1 Die Binnendifferenzierung der Wissenschaft

Die bisherigen Ausführungen sind allerdings noch zu allgemein, um sich kritischen Geographien in einer hinreichend instruktiven Weise zu nähern. Einen Schritt weiter führt die Frage nach der Binnendifferenzierung der Wissenschaft, die für gewöhnlich mit segmentärer Differenzierung in Disziplinen beantwortet wird. Dabei kann bei aller Kontingenz beobachtet werden, „daß die perzipierten Interdependenzunterbrechungen in der Wirklichkeit als Auslöser [...] für die Formation je autonomer Disziplinen um gesonderte Wirklichkeitsausschnitte“ fungieren (Stichweh 1984, 18). Der Gegenstandsbezug ist dabei ein erster, für die Entwicklung von leistungsfähigen Forschungsfeldern aber kein hinreichender Schritt. Es ist die forschungsfeldkonstituierende Problemstellung, die den Gegenstand zunächst aus einer spezifischen Perspektive auflöst, um ihn sodann zu rekombinieren und so neue und ungewohnte Einsichten ermöglicht (vgl. Stichweh 1984, Kap. 1; Weber 1985 [1917], 502).

Der Clou eines so entstehenden Forschungsfeldes liegt demnach weniger in den Beobachtungsgegenständen, sondern in den Unterscheidungen, mit denen beobachtet wird. Forschungs-

feldkonstituierende Problemstellungen sind Kontingenzformeln: Sie sind die Unbestreitbarkeiten des Systems im System, verhindern ein Übermaß an Kontingenz und machen Anschlüsse im System wahrscheinlicher. Während das Forschungsfeld die wissenschaftsbezogene Dimension erfasst, umfasst der Begriff der Disziplin auch die organisatorisch-institutionelle Dimension, die als Fach bezeichnet werden soll (Goeke/Moser 2011). In der fachlichen Dimension geht es, aus Gründen der Finanzierung, um die formale Etablierung an Universitäten und um die außerwissenschaftliche Legitimation einer Disziplin. Faktisch ist jede Disziplin durch ein charakteristisches Zusammenspiel ihres Forschungsfeldes oder ihrer Forschungsfelder einerseits und ihrer fachlichen Struktur andererseits geprägt. Kritische Geographien, eingangs noch unspezifisch als Kommunikationszusammenhang bezeichnet, können nun als Spezifikation des Forschungsfelds kritische Sozialwissenschaften in der universitären Disziplin Geographie begriffen werden.

4.2 Forschungsfelder und ihre Programme³

Sowohl das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium Wahrheit wie auch die Problemstellungen der Forschungsfelder sind zu abstrakt, als dass sie ohne weitere Spezifizierungen in Programmen durchgesetzt oder bearbeitet werden könnten. Programme sind dabei keineswegs als unveränderliche oder stets niedergeschriebene Regelwerke zu verstehen, sondern vielmehr als ex- und implizite Gesamtheit von mehr oder minder akzeptierten Vorgehensweisen in einem Forschungsfeld. Im Kontext von Wissenschaft sorgen sie dafür, dass sowohl wissenschaftliche Ziele als auch individuelle und organisatorische Anforderungen erfüllt werden können (z. B. Zerlegung von Forschungsanstrengungen in biographiekompatible Forschungsprojekte, Herstellung von gesellschaftlicher Legitimität zwecks Finanzierung). Die Vielzahl der zu beachtenden Anforderungen zwingt zur Einrichtung von Prioritätsregeln.

Es gilt zwischen notwendigen Bedingungen und pragmatischen Entscheidungen zu trennen. Genau dies wird durch eine Differenzierung der Programmebenen in eine Code- und eine Inhaltsebene erreicht. Auf der Codeebene fungieren Programme als Ergänzung zum funktionssystemspezifischen Code (Wahrheit im Fall von Wissenschaft) und auf der Inhaltsebene beeinflussen sie die Frage, auf welche Objekte sich die Kommunikation beziehen kann oder soll.

Konkret bedeutet dies, dass Programme auf der Codeebene die Aufgabe übernehmen, Regeln und Kriterien für die Zuweisung der Codewerte zu konkreten Operationen festzulegen (Luhmann 1997, 362ff, 750; 2008 [1986], 59f.). Sie ergänzen die hochabstrakten Codeschematismen, die zwar „gegeneinander differenziert sind, aber damit noch nicht begreiflich machen, wie die Operationen der Gesellschaft tatsächlich reguliert werden“ (Luhmann 2008 [1986], 59). Entsprechend können die funktionsbezogenen Programme (in der Wissenschaft sind dies Theorien und Methoden) nicht zwischen verschiedenen symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien fluktuieren. Während die Codes unhintergebar die Identität des Systems markieren, ermöglichen Programme Variabilität im System, weil sie das durch den Code zunächst begrenzte Spektrum möglicher Umweltbezüge ausweiten und auf diese Weise ihre Anpassungs- und Lernfähigkeit steigern können, ohne die eigene Identität zu verlieren.

Damit ist der Übergang von der Codeebene zur Inhaltsebene erreicht. Hier regulieren Programme, was als Objekt bestimmter Kommunikationen in Frage kommt. So kann zunächst Ausgeschlossenes wieder in das System eingeschlossen werden. Die Wissenschaft reproduziert sich zum Beispiel auch dann, wenn eine politische Partei ein Gutachten in Auftrag gibt und die Frage mit den Mitteln der Wissenschaft beantwortet wird. Und auch die Politik bleibt Politik, wenn sie zur Absicherung ihrer Entscheidungen auf wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgreift. Entsprechend ist umgekehrt von Entdifferenzierung zu sprechen, wenn Fremdreferenz auf die Codeebene eines Funktionssy-

stems durchdringt, wenn also die Kriterien für die Vergabe der Codewerte nicht mehr aus dem System selbst heraus entstehen, sondern aus der Umwelt in das System hineinwirken.

5 Programme kritischer Geographien und ihre Folgen

Um die grenzenlose Konflikthaftigkeit kritischer Geographien zu verstehen, sollen im Folgenden jene Programmelemente thematisiert werden, an denen sich die Konflikte entzünden – es folgt also keine Gesamtkritik kritischer Geographien. Dabei ist zu erwarten, dass die Konflikte an verschiedenen Stellen aufflackern, weil der Konflikt als solcher keine Teilsysteme in der Gesellschaft bildet, sondern eine parasitäre Existenz führt (Kieserling 1999, 280).

5.1 Codeprogramm Wissenschaft

Der bereits angedeuteten Sonderposition zum Trotz wollen kritische Geographien (auch) Wissenschaft sein, sodass programmatisch geregelt werden muss, was als wissenschaftliches Wissen oder wahrheitsfähige Aussage gelten kann. Dabei sind innerhalb kritischer Geographien wenigstens zwei Strömungen zu erkennen. Erstens eine Strömung, die heute vielleicht am besten als neo-marxistisch zu bezeichnen ist, sich stark am Programm der Ideologiekritik und deren Wahrheitsbegriff orientiert und sich geographieintern auch als radical geography bezeichnet. Zweitens ist eine jüngere und vielfältigere Strömung zu erkennen, die insbesondere poststrukturalistischen Einsichten selbstreflexiv gerecht zu werden versucht und sich gelegentlich auch als post-marxistisch bezeichnet. Wie andere avancierte theoretische Positionen in den Sozialwissenschaften hadert sie mit einer repräsentationalen Epistemologie und betont die Positionalität von Wissen.

Der repräsentationalen Epistemologie zufolge, und das wird zum Abstoßpunkt für die jüngeren Argumente zur Verfasstheit von Wissen

werden, bezieht sich Wissen auf die Außenwelt des erkennenden Subjekts und damit auf etwas, was für das Wissen selbst nicht disponibel ist. Erkennende oder Wissende können die Welt entweder richtig oder falsch repräsentieren, sodass sich Etwas als Wissen erweist, „wenn individuelle Auffassungsunterschiede keinen Unterschied machen“ und sich auf der Seite der Wissenden Konsens einstellt (Luhmann 1995, 156). Folgt man dieser Argumentation, so gilt es bei der Gewinnung neuen Wissens etwaige Wahrnehmungs-, Auffassungs- oder Interpretationsdifferenzen zu neutralisieren. Alternativ oder zusätzlich kann versucht werden, eigene oder fremde Einflüsse zu markieren, um letztlich zu robusteren und viableren Ergebnissen zu kommen. Dass das Phänomen Wissen mit der Abbildtheorie nicht hinreichend erfasst werden kann, wurde verschiedentlich deutlich gemacht. Das einfachste Beispiel sind Vexierbilder: Obwohl sich die materiellen Grundlagen nicht ändern, erkennen die Beobachter in Abhängigkeit der von ihnen getroffenen Unterscheidungen je Unterschiedliches. Offensichtlich werden Daten stets nach den Prämissen ihrer Verwender aufgenommen und zu Informationen verarbeitet. Der Wissensbegriff der repräsentationalen Epistemologie steht theoriehistorisch im Gegensatz zum Begriff der Handlung. Während der repräsentationale Wissensbegriff voraussetzt, dass die Umwelt eindeutig gegeben ist, nimmt der Handlungsbegriff an, dass die Umwelt variabel und der eine Handlung motivierende Wille fix sei (Schützeichel 2007, 259f.). Was aber machen kritische Geographien, wenn sie wissenschaftlich und politisch zugleich sein wollen?

Eine vor allem in der *radical geography* zu findende Position ist die sogenannte Ideologiekritik. Ideologien gelten ihr als umfassende Überzeugungssysteme mit praktischen Konsequenzen. Wer unter dem Einfluss einer Ideologie steht, ist „nicht nur einem falschen Zustand ausgeliefert, sondern auch ‚im Griff‘ einer falschen Deutung dieses Zustands. [...] Sind Ideologien [...] das Mittel, mit dem die herrschenden Verhältnisse, die Köpfe der Massen ergreifen und dadurch zur ‚materiellen

Gewalt' werden' (so Stuart Hall (1984, 99)), so enthüllt und dechiffriert *Ideologiekritik* die Umstände, die es der Herrschaft erlauben, sich durchzusetzen" (Jaeggi 2009, 268f.). Ganz gleich wie stark diese Setzung bei Jaeggi noch relativiert wird, Ideologiekritik bleibt doppelt voraussetzungsvoll. Erstens ist sie von einer noch zu belegenden Ideologie abhängig – gibt es eine solche nicht, werden die eigenen Anstrengungen obsolet. Und zweitens wird davon ausgegangen, dass es hinter der Ideologie eine nur von der Kritik zu erkennende Wahrheit gibt. Diese zweite Annahme hat eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Positivismus – dem feindlichen Bruder vom gleichen Stamm (Nassehi 2003, 32). Zwar leisten sich Positivisten „die Schlichtheit einfacher Behauptungen über das So-Sein von Gegenständen“, während die Ideologiekritik stets ideologische Interessen und falsches Bewusstsein hinter dem Fall vermutet, aber in beiden Fällen wird von der Möglichkeit einer vom Beobachter unabhängigen Wahrheit ausgegangen (Nassehi 2003, 32).

So etabliert die Ideologiekritik zwei Ebenen. Dies ist an sich keine Besonderheit, versuchen doch viele Theorien, die Gesellschaft als ihr Objekt zu fixieren und werden dadurch, „logisch und methodisch, zur Externalisierung ihres eigenen Standpunktes“ gezwungen (Luhmann 1991, 147). Weil aber die Ideologiekritik (ebenso wie die Mehrheit kritischer Geographien) ihre skeptisch-kritischen (All-)Aussagen oftmals nicht auf einen Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit begrenzt, sondern auf die Gesellschaft als Ganzes bezieht (und damit auch auf sich beziehen müsste), drohen die Aussagen im Falle einer Selbstanwendung ihre eigene Geltung zu unterminieren. Wenn die Wahrheit wirklich untrennbar mit Macht verbunden und dadurch diskreditiert ist, dann kollabiert diese nach Wahrheit strebende paradoxe Aussage im Moment der Selbstanwendung – Wissenschaft wird unmöglich, wenn solche Allaussagen nicht stärker begrifflich kontrolliert werden.

Auch wenn die Ideologiekritik von innen und außen kritisiert wurde und sich verändert hat, ist die grundsätzliche Argumentationsfi-

gur innerhalb kritischer Wissenschaften und Geographien noch immer präsent. So heißt es in einem programmatischen Beitrag mit dem Titel „Kritische Geographie: Bildet Banden!“ zum Beispiel, dass eine Professur bislang nur erreichte, „wer in der jeweiligen Situation den richtig gemixten Cocktail aufweisen konnte aus ‚Namen‘ (basierend v. a. auf Publikationen und Vorträgen), Spezialgebiet, Qualifikationen, Alter sowie vor allem Netzwerken und ‚Vitamin B‘ (wozu für Mitarbeiter/innen und Assistent/inn/en u. U. ein eher hündisches Verhältnis zur/zum Chef/in und ein Vermeiden eigener Positionen zielführend sein konnte)“ (Belina 2007, 339). Dies stimmt insofern, als dass auch in der Wissenschaft trotz normativer Vorgaben nicht von der Sozialdimension abgesehen wird (vgl. Wardenga/Weichhart 2012). Interessant ist an der Aussageart, dass auch innerhalb kritischer Geographien die Norm eines auf Wahrheit und Kognition angelegten Wissenschaftstreibens in Anschlag gebracht wird. Offensichtlich ist doch nicht alles politisch respektive sollen sich bestimmte Bereiche (hier die Wissenschaft) dem Politischen entziehen und anderen Normen unterwerfen. Insofern anderen Professorinnen und Professoren aber tendenziell niedere Motive zugeschrieben werden („hündisch“) und der Autor sich selbst aus dem Argument herauszunehmen scheint, droht das Argument sich selbst zu unterlaufen und provoziert einen Konflikt, weil die Angegriffenen die Zuschreibung vermutlich verneinen werden.

Die für die Ideologiekritik typische Figur der Aufklärung in Allaussagen bei gleichzeitiger Selbstherausnahme findet sich auch an anderen Stellen im gleichen Text. So wird im ersten Schritt behauptet, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Kooperationen in der exzellenten Universität nicht nahegelegt werden und es zur Vereinzelung komme (Belina 2007, 339). Weil die These allerdings vom Umstand konterkariert wird, dass die Alleinautorenschaft in vielen Fächern rückläufig ist (vgl. Kopp/Schneider/Timmler 2012) und offensichtlich viele Kooperationen stattfinden, müssen diese Phänomene anderweitig in die Metaerzählung einer kompe-

titiven Gesellschaft integriert werden. Sie werden nun als Mittel der Konkurrenz dargestellt. Kooperationen werde stets (!) die folgende Frage vorgeschaltet: „Was nützt mir die Kooperation mit anderen für *mein* Fortkommen?“ (Belina 2007, 440). Diese generalisierte Subsumierung von Kooperation unter Konkurrenz stellt alle Kooperationen unter Motivverdacht. Auch hier ist die Paradoxie offensichtlich. Wenn es kein Entrinnen aus der Konkurrenz gibt, wie sind dann Kooperationen von Autorinnen und Autoren, die Texte im Sinne kritischer Geographien schreiben, möglich oder zu bewerten? Die Kritik geht weiter: „Wie in der Fabrik kommt auch an der Uni nur voran, wer Kommiliton/inn/en bzw. andere Wissenschaftler/innen *hinter sich* lässt, weshalb Studierende und Wissenschaftler/innen andauernd beweisen müssen, dass sie *besser* sind als andere“ (Belina 2007, 339). Notabene, der Hinweis auf eine sich verschärfende Konkurrenz an Hochschulen ist kaum abzuweisen. Irritierend, und die Aussage untergrabend, ist der Eindruck, dass die Ideologiekritik einen Autor produziert, der in der Lage ist, andere über die Wahrheit ihres Tuns aufzuklären, ihnen zugleich die moralische Verwerflichkeit ihres Tuns – bei gleichzeitig offensichtlicher Unvermeidlichkeit – mitteilt, aber selbst als autoritativer Sprecher von den Allaussagen ausgenommen scheint.

Ähnlich verwunderlich ist, etwa im Zusammenhang mit der Erstellung von Karten, die vorwurfsvolle Rede von falschen Abstraktionen, also Abstraktionen, die von gesellschaftlichen Verhältnissen absehen. Zwar wird deutlich erwähnt, dass alle beobachtenden Systeme gar nicht anders können, als selektiv zu beobachten, aber die Zuordnung des Wahrheitswertes „falsch“ lässt letztlich doch darauf schließen, dass es eine Wahrheit gibt (so der Eindruck bei Belina 2009). Im Moment des Urteils „falsche Abstraktion“ wird potenziell ignoriert, dass die gewählte Abstraktion für den Beobachter von ausreichender Qualität oder angemessenem Nutzen sein kann respektive andere Abstraktionen in dieser Logik nicht per se wahr sind. Und obwohl sehr treffend bemerkt wird, dass eine Karte nicht per se Machteffekte zeitigt,

sondern nur wenn sie in die soziale Praxis eingeht (Belina 2009, 195f.), endet der Beitrag mit einer klaren politischen Sortierung der Beteiligten: „Wissenschaftler/-innen, die [am Crime Mapping] mitwirken, müssen wissen, in wessen Dienst sie sich und die Macht der von ihnen produzierten Karten dabei stellen – oder sie können sich an der gegenhegemonialen Praxis der Kritik neoliberaler Kriminalpolitik, Ideologie und Wirklichkeit beteiligen“ (Belina 2009, 208) – man weiß, was man zu tun hat!

Dabei legt sich die Diskreditierung der anderen bisweilen wie ein Strick um sie. Etwa wenn im Rahmen der zunehmend raffinierteren Ideologiekritik nicht nur gesagt wird, dass das Bewusstsein mit Notwendigkeit falsch ist, „weil es gar nicht anders kann, als falsch zu sein, [...] nicht etwa, weil es selbst sich notwendigerweise täuschen muss (also weil auf seiner Seite ein kognitives Defizit bestünde), sondern weil es einer falschen Realität entspricht. Insofern geht es nicht nur um falsches, sondern um *gesellschaftlich induziertes* falsches Bewusstsein“ (Jaeggi 2009, 275). Die Verschiebung ins Soziale nimmt zwar etwas Last von der Person und wenn die These wahr sein sollte, müsste man auch sie aushalten und den Gedanken an einen eigenen Willen als Fiktion oder schöne Norm markieren. Aber wieso wird im Text angenommen, dass der Text selbst nicht von einer Ideologie infiziert ist, wenn an anderer Stelle pauschal behauptet wird, dass die Verhältnisse nach Ideologiekritik schrien (Jaeggi 2009, 271)? Die Annahme von beobachtungsunabhängig schreienden Verhältnissen und die damit verbundene Externalisierung des eigenen Standpunkts führt nicht allein zu oft guten Analysen, sondern mindestens ebenso oft zu allzu offensichtlichen paradoxen Positionen der Selbstgerechtigkeit.

Die mit der Ideologiekritik verbundenen Probleme wurden zusätzlich verschärft, weil nicht allein die Absolutheit des Wissens, sondern zunehmend auch die Kritikmaßstäbe Kritik erregten und als kontingent markiert wurden. Dabei, und das zeigen die Diskussionen im Umfeld der sozialphilosophischen Gesellschaftskritik im Sinne der Kritischen Theorie deutlich, sind

die Anforderungen und Erwartungen an eine Gesellschaftskritik aus einer Hand so umfassend geworden, dass sie kaum mehr zu erfüllen sind (Honneth 2000a). Es gelte mittels einer Rationalitätskonzeption einen kritischen Standpunkt konstruktiv zu begründen, wobei die Rationalitätskonzeption eine systematische Verknüpfung zwischen gesellschaftlicher Rationalität und moralischer Gültigkeit herstellen müsse. Von diesem Rationalitätspotenzial ausgehend müsse dann rekonstruktiv gezeigt werden, „dass es in Form von moralischen Idealen die soziale Wirklichkeit bestimmt; und diese moralischen Ideale wiederum sollen unter dem genealogischen Vorbehalt stehen, dass sich möglicherweise ihr ursprünglicher Bedeutungsgehalt sozial bis zur Unkenntlichkeit verschoben hat“ (Honneth 2000a, 737). Und damit nicht genug: Forschungen müssen zusätzlich damit zurecht kommen, dass es für „die Verwendung von normativen Kriterien, die den Werthorizont einer Gesellschaft transzendieren, keine philosophische Rechtfertigung gibt“ (Honneth 2000b, 708). Werte müssen sich mehr denn je Fragen gefallen lassen. Damit ist das Projekt Gesellschaftskritik keinesfalls am Ende, aber die jeweiligen Einwände sind doch zu treffend, als dass man die Argumente abweisen kann, indem man einfach diskreditierend behauptet, dass ihre Autorinnen und Autoren linke Ideale verrieten (z. B. Lott 2006).

So unter Druck geraten, haben sich kritische Geographien pluralisiert. Die entscheidenden Impulse kamen grosso modo vom Poststrukturalismus, vom Postkolonialismus und von feministischen Sozialtheorien. So postulierten etwa die (feministischen) Standpunkttheorien, dass jede Erkenntnis an einen sozial konfigurierten Standpunkt gebunden sei und dass es für die Erfassung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse bessere und schlechtere Standpunkte gebe. Den Standpunkten von unterdrückten oder marginalisierten Personen oder Gruppen räumen sie regelmäßig eine in Bezug auf Erkenntnismöglichkeiten privilegierte Position ein (vgl. dazu die Streitartikel: Harding 2001; Walby 2001). Dass solche Verschiebungen die

grundsätzlich paradoxe Einheit von Handeln und Erleben normativ zu entscheiden versuchen, dass also auch das Aufgreifen von marginalisierten Standpunkten selektiv und exklusiv ist, wird selten thematisiert und führt zu eigenen Problemen, wie Rose aufzeigt (1997). Es klingt schön, wenn die Zuverlässigkeit der marginalisierten Doppelperspektive betont wird (z. B. Bhabha 2000, 7), und es ist richtig, dass Macht nicht zwingend mit brutaler und nackter Gewalt einhergeht, sondern von überall kommen kann (vgl. Foucault 1983 [1976], 114). Aber die Einsichten von Unterdrückten zu priorisieren, ohne zu thematisieren, was das Wissen der anderen ist, wie es entsteht, an was es gebunden ist und ob und wie es sich vom wissenschaftlichen Wissen unterscheidet, ist und bleibt eine grobe Nachlässigkeit. So haben die verschiedenen Interventionen für produktive Irritationen und Emanzipationen gesorgt, aber die Pluralisierung von Normen hat auch die Konfliktlinien vermehrt.

Die Ausführungen sollten deutlich gemacht haben, dass gegen das von kritischen Geographien produzierte Wissen keineswegs per se zu intervenieren ist – einen solchen eindeutigen Gegenstandspunkt kann es angesichts der bisherigen Ausführungen auch nicht geben. Auch ihr Wissen funktioniert und dies trotz der nicht nur hier, sondern überall zu findenden Probleme der Wissenskonstruktion. Aber je mehr sich kritische Geographien den konstruktivistischen Interventionen gestellt haben und ihre Wissensproduktion zu hinterfragen begannen, desto klarer trat ihr Eigenanteil bei der Benennung von vermeintlichen Wahrheiten und bei der Entscheidung zugunsten bestimmter Normen hervor. Der Nexus zwischen einer von ihnen aufgedeckten Wahrheit und einem Imperativ zum politischen Handeln ist in seiner Kontingenz markiert und damit porös geworden. Es kann nicht mehr verbindlich bestimmt werden, was für die Gesellschaft gut oder schlecht ist. Die offengelegte Kontingenz von Wissen und Normen ist für kritische Geographien allerdings ein Faktum, das zu noch mehr Streit und Konflikt führt.

5.2 Codeprogramm Politik

Insofern kritische Geographien die Gesellschaft verändern wollen, nähern sie sich dem Politischen an. Dass es dabei zu Konflikten kommt, verwundert nicht. Wer etwas allgemein verbindlich gestalten möchte, muss mit Widerständen rechnen und braucht mithin Macht. Auch kritische Geographien suchen diese Macht, denn allein der Kraft der Kritik oder dem eigenen Einfluss zu vertrauen, ist eine Option, die innerhalb der kritischen Geographien nur wenig Unterstützung findet. Die Machtchancen von an Universitäten beschäftigten Personen, d. h. der Mehrheit der Vertreterinnen und Vertreter kritischer Geographien, sind allerdings gering. Begrenzte Chancen zur Machtausübung ergeben sich erstens im Kontext von Bildung und Erziehung, zweitens im Kontext der Organisation Universität oder der Disziplin sowie drittens im Bereich der formalen Politik.

Bei der Erörterung dieser Optionen ist zu beachten, dass kritische Geographien über keine gemeinsamen Texte verfügen, in denen die Strukturen der zu gestaltenden Gesellschaft expliziert werden. Für die weitere Argumentation folgt daraus, dass auf Ereignisse zurückgegriffen werden muss, die vielleicht auf den ersten Blick anekdotisch erscheinen. Tatsächlich aber beanspruchen die Ereignisse eine Systematik. Es sind konfliktlastige Situationen, die Macht- und Veränderungsansprüche kritischer Geographien und ihre möglichen Effekte illustrieren. Im Register der empirischen Sozialforschung sind die Daten im Rahmen von teilnehmenden Beobachtungen entstanden. Die Validität der Beispiele wird durch eine wiederkehrende Erfahrung gestützt, die sich bei früheren Vorstellungen der Argumentation einstellte: Während beim offiziellen Vortrag bisweilen Zweifel an der Validität und auch an der Redlichkeit der Beispiele geäußert wurden, sprudelten beim inoffiziellen Nachgang die meine Argumentation stützenden Anekdoten – oft mit dem Zusatz, dass man das im offiziellen Teil ja nicht hätte sagen dürfen. Die Beispiele wie auch die Reaktionen auf sie verweisen auf einen stark interaktionsbasierten Konfliktmodus,

der allerdings über machtvollere Disziplinstrukturen reguliert wird. Genau dies soll mit Blick auf die ersten beiden Bereiche der Chancen zur Machtausübung (Bildung & Erziehung sowie Universität & Disziplin) im Folgenden deutlich werden. Der dritte Bereich, Engagement im Bereich der formalen Politik, bleibt hier unbeachtet. Nicht weil er irrelevant wäre, sondern weil es hier ganz selbstverständlich um Meinungen und Haltungen geht, Konflikte somit erwartbar und nicht bemerkenswert sind.

Im ersten Fall, Machtausübung bei der Erziehung, drohen die aus dem Erziehungssystem generell bekannten Widersprüche. Erziehung sitzt auf einer klaren Unterscheidung von schlechter oder besser auf. Damit gebärt sie in der Moderne die Paradoxie, dass Individuen nicht nur mit bestimmten Kriterien zur Bildung von eigenen Urteilen versorgt werden sollen, sondern dass dazu auch individuelle Freiheiten aus organisatorischen, zeitlichen, finanziellen und vor allem aus Gründen der Verantwortung und Fürsorge eingeschränkt werden, um Freiheit zu ermöglichen (Luhmann 2004 [1996]). Insofern die in der wissenschaftlichen Kommunikation verteilten Wahrheitswerte sich jeweils nur auf vorläufiges und sich weiter zu bewährendes Wissen beziehen, kann die spezielle Erziehung zu Wissenschaft als ultimativen Fluchtpunkt eigentlich nur den Umgang mit der Zuteilung von Wahrheitswerten lehren – und auch das ist noch paradox. In der Praxis ist aus guten Gründen zu erkennen, dass die Zuteilung von Wahrheitswerten nicht das einzige Lehrziel im universitären Curriculum ist, sondern dass bei Sachtheorien durchaus zwischen schlechter und besser unterschieden und Lehrinhalte überdies nach außerwissenschaftlichen Relevanzkriterien (z. B. Anforderungen des Arbeitsmarktes) ausgewählt werden.

In diesem allgemeinen Spannungsfeld kommt es zu konfliktträchtigen Entscheidungen von kritischen Geographien. Wird die an Universitäten mit einem von den Studierenden angestrebten Abschluss konditionierbare Freiheitseinschränkung nicht mehr auf eine abstrakte Freiheit zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit bezogen,

sondern auf die normativen Werte einer wissenschaftlichen/politischen Position eingeführt, dann wird die Paradoxie allzu evident. Wieso sollen Studierende einerseits Problemlösungskapazitäten erarbeiten und trainieren, wenn ihnen andererseits sehr spezielle normative Positionen abverlangt werden?

Vier (verfremdete) Beispiele illustrieren die Paradoxie: 1) In einem Wirtschaftsgeographieseminar sind die den Dozierenden normativ genehmen Texte zusammenzufassen, hingegen der einzige dissente (verhaltensökonomische) Text von Fehr et al. (2002) einer Textkritik zu unterziehen ist. 2) Eine Studentin wird im Diplomkolloquium darauf hingewiesen, sie müsse sich bei ihrer Arbeit über Gentrifizierung entscheiden, ob sie sich der affirmativen oder der kritischen Literatur zuwenden wolle. 3) Einem Student wird bei einer empirischen Masterarbeit über die Einstellungen zur Einrichtung einer Wasserbörse dringend geraten, die „ganze kritische Literatur“ zum Thema Märkte zu berücksichtigen, weil sonst unmöglich eine sehr gute Note vergeben werden könne (dies aber ungeachtet der Tatsache, dass diese Literatur nur wenig mit der eigenen Frage zu tun hat). 4) Einem neuen Doktoranden wird das Thema seiner Promotion von der Betreuerin weitgehend freigestellt, solange eine kritische Position eingenommen wird.

Diese machtvollen Positionszumutungen widersprechen dem unhintergehbaren Gebot zur Kritik in den Wissenschaften und sind auch mit Blick auf universitäre Erziehungspraktiken relativ eng gefasst. Dennoch kommt es an dieser Stelle selten zu offenen Konflikten. Zum einen können Studierende für andere Dozierende optieren und zum anderen können sie die Positionen lediglich pro forma und nur bis zur Notengebung übernehmen. Damit ist die Frage aufgeworfen, ob sich mit dieser Machtkommunikation eine wirkliche Veränderung von gesellschaftlichen Strukturen erreichen lässt. Man wird das anzweifeln müssen, sodass die zweite Option, Macht in der Organisation und der Disziplin, an Bedeutung gewinnt.

Organisations- oder Disziplinmacht zu suchen und auszuüben ist keine Besonderheit von

kritischen Geographien. Auch andere wissenschaftliche Programme wollen das Curriculum gestalten, Stellen besetzen und Forschungen fördern. Bedroht oder zerstört wird die wissenschaftliche Kommunikation allerdings, wenn normative Wertvorstellungen, wie die Welt zu sein hat, über (wissenschaftliche) Erkenntnisse gestellt werden respektive Erkenntnisse, die den Wertvorstellungen nicht genehm sind, machtvoll ausgeschaltet werden sollen. Was ist zum Beispiel, wenn die wissenschaftliche Analyse nicht von Ausbeutung und Unterdrückung zu berichten weiß, und sie folglich „bestehende Verhältnisse, Systeme und Strukturen der wirtschaftlichen Ausbeutung und Unterdrückung, des Imperialismus und Neo-Liberalismus und der nationalen Aggression und ökologischen Zerstörung“⁴⁴ nicht hinterfragen, abbauen oder verändern kann, wie es Ziel und Zweck der Zeitschrift ACME ist? Hier zeigt sich in aller Deutlichkeit, dass kritische Geographien stets von bestimmten Verhältnissen ausgehen und von ihnen in ihrer Identität abhängig sind, ohne aber im Einzelnen und im Voraus über sie schon Bescheid zu wissen.

5.3 Inhaltsprogramme

Die heute nur noch wider besseren Wissens abzuweisende These der Positionalität allen Wissens und aller Kritik erschwert das Verfolgen der wissenschaftlichen und politischen Ziele immens. Bei nahezu jeder Aussage und Forderung muss mit Ablehnung gerechnet werden. Die sich verflüchtigenden festen Standpunkte können teilweise gesichert werden, indem Themen aufgegriffen werden, bei denen die Missstände bereits gesellschaftlich eindeutig markiert sind. Beispiele sind Ungleichheiten, Ungerechtigkeiten, Machtasymmetrien oder eine Ökonomisierung der Gesellschaft. Weniger eindeutige Themen mögen die Chance auf neue Erkenntnisse bieten, aber es könnte sein, dass die Lage nicht nur auf den ersten unbedarften Blick, sondern auch nach dem zweiten prüfenden Blick nicht so eindeutig ist, dass man etwaige

Misstände sofort überwinden müsste. Sind die Themen gewählt, so können die Standpunkte durch die Wahl geeigneter Theorien weiter gesichert werden. Entsprechend besitzen die von kritischen Geographien gewählten Theorien eine hohe Sensibilität für Machtbeziehungen, Ökonomisierung etc.

Die Crux bei dieser auf Kongruenz ausgelegten Standpunktsicherung ist allerdings, dass der Verdacht der politischen Indienstnahme von Theorien entsteht. So etwa wenn es heißt, dass eine Diskursforschung als machtkritisches Projekt der Gesellschaftsforschung sich „stets mit dem Gesprochenen und Geschriebenen als Ausdruck und Mittel gesellschaftlicher/sozialer Kräfteverhältnisse [befasst], in denen sich Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse spiegeln und mittels derer diese hergestellt, stabilisiert und verändert werden können“ (Belina/Dzudzek 2009, 130). Es drängt sich die Frage auf, ob man auf aufwändige Selbstreferenzkontrollen durch eine Methode nicht gleich ganz verzichten kann, wenn man doch schon weiß, dass Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse zu finden sind.

Die Problematik einer auf inner- und außerwissenschaftliche Kongruenz angelegten Position zeigt sich beispielsweise auch, wenn die aufgegriffenen Phänomene bereits außerwissenschaftlich unter dem Rubrum Krise verhandelt werden und so nicht nur eine Misere markiert, sondern auch ein Veränderungsbedarf angemeldet wird. Das Wort Krise droht in diesem Fall seinen Begriffscharakter zu verlieren und zum Jargon und Identitätsmarker zu werden. Zumindest ist nicht zu erkennen, dass mit Krise immer eine Situation bezeichnet werden würde, bei der ein entscheidender Wendepunkt zum Besseren oder zum Schlechteren zu erkennen wäre, wie ein wissenschaftlich enger gefasster Krisenbegriff es nahelegen würde (Bittner 2009, 134f.). Man mag von kritischer Seite noch einwenden, dass die Krise keinen objektiven Charakter haben müsse, sondern sich in der „subjektiven Selbsterkenntnis desjenigen [zeigt], der sie durchmacht“ (Zaretski 2013, 3), aber das ist nur ein Versuch, die Verwendung des Wortes Krise aus der Schusslinie herauszunehmen. Es bleiben

Fragen offen: Ist es zum Beispiel gehaltvoll, von einer „durch finanzielle Kürzungen der kommunalen Haushalte hervorgerufene Krise des öffentlichen Stadtgrüns“ (Rosol 2006, ii) zu sprechen? Hier wird nicht angezweifelt, dass kommunale Haushalte die entsprechenden Budgets kürzen, ob das aber als eine Krise und mithin als ein entscheidender Wendepunkt gesehen werden kann, der das Grün der Stadt entweder und dauerhaft zum Besseren oder zum Schlechteren verurteilt, muss bezweifelt werden – und besser oder schlechter für wen eigentlich?

Die enge Selbstbindung an einen außerwissenschaftlichen Krisenbegriff hat für kritische Geographien aber auch Vorteile, führen außerwissenschaftliche Krisen doch jeweils zu einem Bedeutungsgewinn kritischer Positionen in der Wissenschaft und stützen deren Kontinuitätsfiktion. Denn auch wenn kritische Geographien mit ihren utopischen Idealen in der Gegenwart zu scheitern drohen, verstehen sie sich als für die nächste Krise unverzichtbar. Hinzu kommt, dass Emanzipation ohnehin als ständiger Kampf verstanden wird (vgl. Zaretski 2013, 3).

Sieht man vom sachlichen Streit über die jeweils verhandelten Themen ab, so kann die Themenwahl kritischer Geographien auch als eine Art der partiellen moralischen Selbstimmunisierung gegenüber Kritik von außen verstanden werden (vgl. Redepenning 2007). Es bedarf einiger Mühen in Gegenreden darzustellen, dass die jeweiligen Feststellungen zu Misständen in der Gesellschaft zwar richtig sind, aber die Kriterien der wissenschaftlichen Originalität, theoretischen Robustheit oder Interessantheit oftmals verfehlen. Ehe man ein solches Argument entfaltet hat, wird die nicht-kritische Position mit der vermeintlichen Moralordnung der Gesellschaft (respektive der selektiven Ordnung kritischer Geographien) konfrontiert. Und wer nicht in Motivverdacht geraten will, der schweigt lieber.

Insofern kritische Geographien Handeln und Erleben nicht trennen (können/wollen) und folglich auch Sachaussagen nicht von einer Person entkoppeln (können/wollen), fällt es kritischen Geographien schwer, die aussagende Person

nicht auch für die Aussage in Haftung zu nehmen. Diese fehlende Unterscheidungskapazität kann auch bei der Verhandlung von Inhalten leicht und ungebremst zu diffamierender Personenkritik führen. So werden zum Beispiel Personen, die Gedanken Friedrich August von Hayeks aufgreifen, als dessen „Jünger/innen“ bezeichnet (Belina 2007, 345), es wird zwischen linken Abweichlern und Mainstream unterschieden (Belina 2007, 338) oder, ein empirisches Interaktionsbeispiel, die Verwendung von Lehrbüchern wie etwa des US-amerikanischen Ökonomen Gregory Mankiw (2003) wird mit dem Hinweis kommentiert, dass dieser die Bush-Administration beraten habe. Solche Aussagen können oder wollen kein Argument zur Sache an sich machen, sondern attackieren die Personen, um nicht genehme Aussagen zu entkräften. Wer möchte eine Jüngerin oder ein Jünger in der Wissenschaft sein und wer möchte zum Mainstream gehören, wenn doch Dissens, Kritik und Kreativität zentrale Werte in der Wissenschaft sind? Undifferenziert ist die Kommunikation auch in der folgenden Interaktion gewesen: In einer Arbeitssitzung werden Personen, die Einwände gegen die Verwendung des Begriffs „neoliberal“ im Titel eines Forschungsvorhabens geltend machen, als ängstlich beschrieben. Ein Skandalon in der Sozialdimension: Die Attribution von Ängstlichkeit als zentralem Selektionskriterium für oder gegen einen Begriff unterstellt Schwäche in einem Bereich, in dem Willensstärke und Standfestigkeit hoch bewertet werden. Auch Walzer (2000) argumentiert, dass es für eine gehaltvolle Gesellschaftskritik Mut, Mitleid und eines guten Auge bedürfe. Gleichwohl Walzer diese Tugenden anderen, nicht-kritischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern keineswegs abspricht, bleibt bei der Gleichsetzung von kritischer Wissenschaft mit möglichst tugendhaften Menschen ein schaler Beigeschmack.

Das Pendant zur Diffamierung anderer sind Engagementsbekundungen und Verpflichtungs-erklärungen seitens kritischer Geographinnen und Geographen. Zu Beginn von Vorträgen ist zum Beispiel zu hören, dass die Referentin oder

der Referent sich als kritische Person verstehe und einen Beitrag für kritische Geographien leisten wolle. Damit werfen die Personen ihre gesamte Identität und Integrität in die Waagschale und binden sich in toto an die Ziele kritischer Geographien. Wenn der untersuchte Fall weniger Empörungspotenzial bietet als zu Beginn vermutet, steht auch das Selbstverständnis der Person auf dem Spiel.

6 Vom Reden und vom Schweigen – ein Fazit

Konflikte müssen nicht laut sein. Speziell die Wahrscheinlichkeit des hier skizzierten grenzenlosen Konfliktes, bei der die Autorin oder der Autor selbst und nicht die Argumente an sich in den Fokus der Kritik zu geraten drohen, lässt Schweigen wahrscheinlich werden. Schweigen aber ist das Ende der wissenschaftlichen Kommunikation. Die Gründe für speziell die grenzenlosen, ausufernden und gefräßigen Konflikte auszumachen, war das Ziel des Beitrags. Insofern eine Differenz oder genauer: der besondere Umgang mit der Einheit der Differenz von Erleben und Handeln als Ursache für die Konflikte ausgemacht wurde, gründet der Beitrag selbst im Bodenlosen. Es gibt nichts Ontisches, was die Differenz selbst begründen könnte, die Differenz ist selbst nichts. Und doch ist die Differenz real. Sie verweist auf einen Beobachter, der die Unterscheidung getroffen und sich für einen bestimmten Umgang mit ihr entschieden haben muss. Entsprechend beansprucht der Beitrag lediglich, ein kommunikatives Phänomen in seinen Ursachen bestimmt und expliziert zu haben. Die Paradoxie der Erkenntnis aber kann auch dieser Beitrag nicht zum Verschwinden bringen. Es bleibt die Ironie des Beitrags, dass auch ich nicht ohne Handeln auskomme und Namen nennen muss. Dabei beanspruche ich wenigstens versucht zu haben, eine moralische Personalisierung zu vermeiden und hoffe stattdessen aufgezeigt zu haben, welche Folgen wissenschaftsprogrammmatische Entscheidungen für die weitere (wissenschaftliche) Kommunikation haben können.

Die für das System der kritischen Geographien notwendige Kontingenzformel Gesellschaftskritik ist für Außenstehende recht leicht in ihrer Kontingenz zu erkennen, doch eine Abkehr von diesen Vorgaben bedroht die programmatische Einheit kritischer Geographien. Entsprechend werden eventuelle Kritiken scharf zurückgewiesen. Mehr noch: Im Glauben auf der Seite des Guten zu stehen, erscheint das Aufzeigen von Alternativen zu der eventuell normativ überladenen Position als Häresie. Angesichts der etwaigen Heftigkeiten im Streit und drohender Gesamtverurteilung ist Ignorieren, Ausweichen und Schweigen die häufigste Option und zugleich die größte wissenschaftliche Bankrotterklärung, treiben doch jetzt die Ursachen des Streits die Beteiligten auseinander (vgl. zum Streit als Form der Vergesellschaftung: Simmel 1908, 186ff.), sodass zumindest auf der wissenschaftlichen Bühne der Streit oft endet. Der Konflikt wäre allerdings nicht grenzenlos, wenn er sich nicht an anderen Stellen und bei anderen Entscheidungen in der Disziplin fortzusetzen wüsste.

Literatur

- Amin, A. und Thrift, N. (2005): What's Left? Just the Future. In: *Antipode* 37(2), 220-238.
- Barnes, T.J. (2002): Critical notes on economic geography from an aging radical. Or radical notes on economic geography from a critical age. In: *ACME* 1(1), 8-14.
- Bauder, H. und Engel-Di Mauro, S. (2008) (Hrsg.): *Critical Geographies. A Collection of Readings*. Kelowna: Praxis (e)Press.
- Bauman, Z. (2003): *Flüchtige Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Belina, B. (2007): *Kritische Geographie: Bildet Banden! Einleitung zum Themenheft*. In: *ACME* 7(3), 335-349.
- Belina, B. (2009): *Kriminalitätskartierung – Produkt und Mittel neoliberalen Regierens, oder: Wenn falsche Abstraktionen durch die Macht der Karte praktisch wahr gemacht werden*. In: *Geographische Zeitschrift* 97(4), 192-212.
- Belina, B., Best, U. und Naumann, M. (2009): *Critical geography in Germany: from exclusion to inclusion via internationalisation*. In: *Social Geography* 5(1), 47-58.
- Belina, B. und Dzudzek, I. (2009): *Diskursanalyse als Gesellschaftsanalyse – Ideologiekritik und Kritische Diskursanalyse*. In: Glasze, G. und Mattissek, A. (Hrsg.): *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Human-geographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*. Bielefeld: Transcript, 129-152.
- Berndt, C. und Boeckler, M. (2008): *Neue Kritische Geographie? Ein Selbstgespräch*. In: *Geographische Revue* 10(2), 66-77.
- Bhabha, H.K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg.
- Bittner, R. (2009): *Kritik, und wie es besser wäre*. In: Jaeggi, R. und Wesche, T. (Hrsg.): *Was ist Kritik?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 134-149.
- Blomley, N. (2006): *Uncritical critical geography?* In: *Progress in Human Geography* 30(1), 87-94.
- Blomley, N. (2007): *Critical geography: anger and hope*. In: *Progress in Human Geography* 31(1), 53-65.
- Blomley, N. (2008): *The spaces of critical geography*. In: *Progress in Human Geography* 32(2), 285-293.
- Bourdieu, P. (1985): *Sozialer Raum und ‚Klassen‘ – Leçon sur la leçon*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fehr, E., Fischbacher, U. und Gächter, S. (2002): *Strong Reciprocity, Human Cooperation and the Enforcement of Social Norms*. In: *Human Nature* 13(1), 1-25.
- Foerster, H. von und Pörksen, B. (2011): *Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Foucault, M. (1983 [1976]): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1992 [1978]): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.
- Goeke, P. und Moser, E. (2011): *Raum als Kontingenzformel der Geographie. Zu Ausdifferenzierungsschwierigkeiten und -besonderheiten einer Disziplin*. In: *Soziale Systeme* 17(2), 234-254.
- Gregory, D. (1978): *Ideology, Science and Human Geography*. London: Hutchinson.
- Günther, G. (1979): *Cognition and Volition. A Contribution to a Cybernetic Theory of Subjectivity*. In: Günther, G. (Hrsg.): *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik Bd. 2*. Hamburg: Felix Meiner, 203-240.

- Hall, S. (1984): Ideologie und Ökonomie – Marxismus ohne Gewähr. In: Hall, S., Haug, W.F. und Pietilä, V. (Hrsg.): Die Camera Obscura der Ideologie. Berlin: Argument Verlag, 97-121.
- Harding, S. (2001): Comment on Walby's ‚Against Epistemological Chasms: The Science Question in Feminism Revisited‘: Can Democratic Values and Interests Ever Play a Rationally Justifiable Role in the Evaluation of Scientific Work? In: Signs: Journal of Women in Culture and Society 26(2), 511-525.
- Harvey, D. (2009 [1973]): Social Justice and the City. Athens: University of Georgia Press.
- Hobsbawm, E. (2012): Wie man die Welt verändert. München: Carl Hanser.
- Honneth, A. (2000a): Rekonstruktive Gesellschaftskritik unter genealogischem Vorbehalt. Zur Idee der ‚Kritik‘ in der Frankfurter Schule. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 48(5), 729-737.
- Honneth, A. (2000b): Schwerpunkt: Gesellschaftstheorie und Sozialkritik. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 48(5), 708.
- Horkheimer, M. (1988 [1937]): Traditionelle und kritische Theorie. In: Schmidt, A. und Schmidt Noerr, G. (Hrsg.): Max Horkheimer. Gesammelte Schriften 4: Schriften 1936-1941. Frankfurt a.M.: Fischer, 162-216.
- Jaeggi, R. (2009): Was ist Ideologiekritik? In: Jaeggi, R. und Wesche, T. (Hrsg.): Was ist Kritik? Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 266-295.
- Kieserling, A. (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kopp, J., Schneider, J. und Timmler, F. (2012): Zur Entwicklung soziologischer Forschung. In: Soziologie 41(3), 293-310.
- Korf, B. (2009): Geographie des Ernstfalls. In: Geographische Zeitschrift 97(2+3), 151-167.
- Lossau, J. (2002): Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer ›ANDEREN‹ Geographie der Welt. Bielefeld: Transcript.
- Lott, E. (2006): The Disappearing Liberal Intellectual. New York: Basic Books.
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1991): Am Ende der kritischen Soziologie. In: Zeitschrift für Soziologie 20(2), 147-152.
- Luhmann, N. (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1995): Die Soziologie des Wissens: Probleme ihrer theoretischen Konstruktion. In: Luhmann, N. (Hrsg.): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 151-180.
- Luhmann, N. (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2001 [1988]): Erkenntnis als Konstruktion. In: Jahraus, O. (Hrsg.): Niklas Luhmann. Aufsätze und Reden. Leipzig: Reclam, 218-242.
- Luhmann, N. (2004 [1996]): Das Erziehungssystem und die Systeme in seiner Umwelt. In: Lenzen, D. (Hrsg.): Niklas Luhmann: Schriften zur Pädagogik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 209-244.
- Luhmann, N. (2008 [1986]): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mankiw, G.N. (2003): Makroökonomik. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Massey, D. (2004): Geographies of Responsibility. In: Geografisker Annaler, Series B 86(1), 5-18.
- Maturana, H.R. und Varela, F.J. (1984): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern: Goldmann.
- Merton, R.K. (1985): Die normative Struktur der Wissenschaft. In: Merton, R.K. (Hrsg.): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 86-99.
- Mitchell, D. (2008): Confessions of a Desk-Bound Radical. In: Antipode 40(3), 448-454.
- Moser, E. (2013): Postsowjetische Transformationen in der Weltgesellschaft. Kommunalverwaltung und Wirtschaftskommunikation in zwei ländlichen Gemeinden Russlands. Soziologisches Seminar, Luzern (Dissertationsmanuskript).
- Nassehi, A. (2003): Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ottmann, H. (2012): Geschichte des politischen Denkens. Das 20. Jahrhundert. Von der Kritischen Theorie bis zur Globalisierung. Stuttgart: Metzler.
- Redepenning, M. (2007): Die Moral der *critical geopolitics*. In: Geographische Zeitschrift 95(1+2), 91-104.
- Rosa, H. (2009): Kritik der Zeitverhältnisse. Beschleunigung und Entfremdung als Schlüsselbegriffe der Sozialkritik. In: Jaeggi, R. und Wesche, T. (Hrsg.): Was ist Kritik? Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 23-54.

- Rose, G. (1997): Situating knowledges: positionality, reflexivities and other tactics. In: *Progress in Human Geography* 21(3), 305-320.
- Rosol, M. (2006): Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Berlin: Mensch & Buch.
- Russel, B. (1908): Mathematical Logic as Based on the Theory of Types. In: *American Journal of Mathematics* 30(3), 222-262.
- Schneider, W.L. (1994): Die Beobachtung von Kommunikation. Zur kommunikativen Konstruktion sozialen Handelns. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schneider, W.L. und Kusche, I. (2011): Parasitäre Netzwerke in Wissenschaft und Politik. In: Bommers, M. und Tacke, V. (Hrsg.): *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 173-210.
- Schreibwerkstatt AK Kritische Geographie (2008): Zwischen den Fronten!? Junge Kritische Geographie und Gesellschaftstheorie im 21. Jahrhundert. In: *Geographische Revue* 10(2), 51-65.
- Schützeichel, R. (2007): Systemtheoretische Wissenssoziologie. In: Schützeichel, R. (Hrsg.): *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. Konstanz: UVK, 258-267.
- Simmel, G. (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Smith, N. (2008): *Urbanization after Neoliberalism: City Building and the Right to the City*. Berlin. Beitrag zur Konferenz 'The Right to the City'. multimedia.metropolitanstudies.de/RTTC_Conference/Freitag/12-NeilSmith.mp3 (29.9.2013).
- Stichweh, R. (1984): Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Walby, S. (2001): Against epistemological chasms: The science question in feminism revisited. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 26(2), 485-509.
- Walzer, M. (2000): Mut, Mitleid und ein gutes Auge. Tugenden der Sozialkritik und der Nutzen von Gesellschaftstheorie. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 48(5), 709-718.
- Wardenga, U. und Weichhart, P. (2012): Entzauberung und Skandalisierung von Wissenschaft oder Reflexion des Normalzustandes einer sozialen Praxis? In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 86(4), 297-308.
- Weber, M. (1985 [1917]): Der Sinn der 'Wertfreiheit' der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: Winckelmann, J. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr, 489-540.
- Zaretski, E. (2013): Die Zukunft der Linken. Der Fall Amerika. In: *Merkur* 67(1), 1-13.
- Autor: Dr. Pascal Goeke, Universität Zürich, Geographisches Institut, Winterthurerstrasse 190, CH-8057 Zürich, E-Mail: pascal.goeke@geo.uzh.ch

- 1 Für ganz unterschiedliche und nicht zwingend bewusste Hilfe beim Verfassen dieses Artikels danke ich Elisabeth Bühler, Leigh Johnson, Benedikt Korf, Roland Lippuner, Evelyn Moser, Simon Sontowski und den beiden GutachterInnen.
- 2 Während man die These vertreten kann, dass sich kritische von angewandten Geographien in Bezug auf ihre Veränderungsambitionen nur graduell unterscheiden, liegt in Bezug auf den Wahrheitsanspruch ein kategorialer Unterschied vor: Angewandte Geographien geben sich auch mit situativer Angemessenheit oder Nützlichkeit zufrieden. Kritische Geographien orientieren sich mehrheitlich an einem wie auch immer relativierten Wahrheitsbegriff.
- 3 Die folgenden Ausführungen zu Programmen stützen sich auf die diesbezüglichen Klärungsarbeiten von Moser (2013, Kap. 2).
- 4 www.acme-journal.org/german.html (2.4.2013)

Goeke, P. und Bühler, E. (2013): Dissidente Partizipation: Elisabeth Bühler und die Geschlechterforschung in der Geographie. In: *Geographica Helvetica* 68(2), 139-144.



Dissidente Partizipation: Elisabeth Bühler und die Geschlechterforschung in der Geographie

Pascal Goeke im Gespräch mit Elisabeth Bühler

Geographisches Institut der Universität Zürich, Zürich, Switzerland

Correspondence to: P. Goeke (pascal.goeke@geo.uzh.ch)

Received: 6 December 2012 – Revised: 6 March 2013 – Accepted: 7 March 2013 – Published: 10 July 2013

Perspektiven auf geographische Wissensproduktionen

Wissen, so lautet eine in den Sozialwissenschaften weitgehend geteilte Annahme, entsteht und ist kontextgebunden. Entsprechend kann Wahrheit kein transhistorischer Wert sein, sondern muss als Mass für die Schwere gesehen werden, mit der Einwände gegen Aussagen mit Wahrheitsanspruch formuliert werden können. Obgleich dies kaum bestritten wird und vielfach viabel plausibilisiert wurde, wurde diese Erkenntnis selbst sehr unterschiedlich und stets nach den Prämissen des jeweils spezifischen Verwendungszusammenhangs aufgegriffen. Eine *sozialkonstruktivistische* und politisch bewegte Tradition relativiert den Befund der Konstruiertheit allen Wissens, wenn sie behauptet, Wissen sei *nur* konstruiert. Damit nährt sie den Verdacht, Wissen könne primär und unabhängig von den Phänomenen von benennbaren Personen, Gruppen, Organisationen, Staaten oder wem auch immer interessensbezogen und -geleitet konstruiert werden. In dieser Blickrichtung fällt der Wissenssoziologie die Aufgabe zu, die Interessen zu entlarven und dabei tunlichst zu vermeiden, dass der Eindruck entsteht, dass auch das so geschaffene Wissen über das Wissen anderer *nur* konstruiert sei. Dass dieser Blick überdies besser nicht oder nur in Sondersituationen auf das eigene Schaffen oder das Schaffen der engsten Kolleginnen und Kollegen in der eigenen Disziplin gerichtet werden sollte, liegt nahe, denn diese Spur sucht letztlich nach in der Wissenschaft unlauteren oder ruchbaren Erscheinungen wie etwa Zitierkartellen, Machtstrukturen und dergleichen mehr – mithin alles Erscheinungen mit Anklagepotenzial.

Die alternative Strömung des *radikalen (wahlweise auch operativen oder erkenntnistheoretischen) Konstruktivismus* radikalisiert die Aussage der Konstruiertheit stattdessen in all ihren Konsequenzen: Wissen *ist* konstruiert. Die damit

behauptete Alternativlosigkeit und Unhintergebarkeit der Aussage ermöglicht die empirisch offene Frage nach den Bedingungen für die Möglichkeit der Wissenskonstruktion – und dies sowohl in der Sach-, Zeit-, Sozial- und, wenn man will, auch in der Raumdimension allen Sinngeschehens. Sichtbar gemacht werden können die Sonderbedingungen für die Konstruktion von wissenschaftlichem Wissen ebenso wie die Strukturen der sozialen Kontexte, in denen es entsteht und sich durchsetzt. Dieses anspruchsvolle wissenssoziologische Programm hat sich in den Sozialwissenschaften allerdings kaum durchgesetzt (vgl. für diese Sicht der Dinge wie auch für daraus folgende Einzelstudien: Kieserling, 2004). Es scheint dieser differenzierten Position der oftmals wichtige politische Habitus zu fehlen. Der radikale Konstruktivismus glaubt nicht an die Möglichkeit, die Probleme der Gesellschaft durch die Wahl der richtigen Begriffe lösen zu können, wie es manche Sozialkonstruktivisten anzunehmen scheinen. Dazu bindet diese erkenntnistheoretische Position die Wahl ihrer Begriffe zu eng an die Beobachtungsschemata der von ihr beobachteten Beobachter und ist durch diese Realitätsbindung in ihrer Konstruktion von Wissen keineswegs frei (Luhmann, 1992). Darüber hinaus stösst der Umgang dieser Position mit Empirie bisweilen auf Verwunderung. Wird doch in den Sozialwissenschaften Empirie nicht immer auf all das bezogen, was man aus Erfahrung sagen kann, sondern stattdessen mehrheitlich auf eigens erhobene Daten enggeführt und in scharfe Opposition zum Begriff der Theorie gestellt. Die Texte anderer auf ihre Theoriearchitektur und ihre Kontexte hin zu beobachten, gilt in der Regel als nicht empirisch genug, gleichwohl es natürlich solche Arbeiten gibt – etwa von Barnes (1998), Eisel (2009) oder Hard (2003), um einige herausragende Beispiele in der Geographie zu nennen.

Insofern es also die differenzierte Perspektive des radikalen Konstruktivismus erlaubt, Fragen nach den Sonderbedingungen für wissenschaftliches Wissen *und* nach den sozialen Entstehungskontexten zu stellen, ist am Beispiel von Elisabeth Bühler sehr gut zu erkennen, wie beide Dimensionen in den Arbeiten und dem Leben einer Person zusammenwirken. Deutlich wird, wie stark sich die männlich dominierte und hierarchisch regulierte deutschsprachige Universität – der zentrale Ort der wissenschaftlichen Geographie – auf die Bedingungen für die Möglichkeit von Erkenntnissen durchschlägt und wie sehr Zufälle und bestimmte Entwicklungslagen die Etablierung von später als wahr und relevant anerkanntem Wissen beeinflussen. Dass Elisabeth Bühler viel Wissen mit anerkannten statistischen Methoden produziert hat, dürfte zum Zeitpunkt ihrer ersten Arbeiten über Geschlechterverhältnisse von Vorteil gewesen sein. Dass von ihr produzierte Wissen wurde nicht nur als wahr anerkannt, sondern konnte in seiner gesellschaftlichen Brisanz kaum mehr ignoriert werden. Oder möchte jemand ernsthaft bestreiten, dass Frauen in Führungspositionen seltener vertreten sind, dass sie bei gleicher Qualifikation und Tätigkeit weniger verdienen als Männer und dass Abstimmungen über die Rechte von Frauen in der Schweiz lange Zeit mehrheitlich abgelehnt wurden?

Doch genau wie der Wille nicht direkt auf das Wissen durchschlägt – man kann die Daten nicht dauerhaft glaubhaft so interpretieren, dass sie den eigenen *nur* konstruierten Begriffen entsprechen –, wirkt sich das Wissen von und über etwas nicht unmittelbar auf das Handeln der Beteiligten aus. Dissidente Partizipation (vgl. Hark, 2005), so zeigen der Fall Elisabeth Bühler und die Geschlechterforschung, ist dann eine Strategie, um mit der widersprüchlichen Situation umzugehen, dass die meisten einerseits wissen, wie sehr die Norm der männlichen, ungebrochenen Erwerbsbiografie all jene latent ausschliesst, die dieser Norm nicht entsprechen, aber andererseits aufgrund dominanter Organisations- und Gesellschaftsstrukturen oder ihrer eigenen Position jenseits von neuen Semantiken wenig unternehmen, um auch die Strukturen zu ändern.

Die Reflexion des in der Geographie produzierten Wissens und seiner Bedingungen mag keinen hohen Rang auf der disziplinären Arbeitsagenda einnehmen. Sie scheint, wenn überhaupt, am Sonntagnachmittag stattzufinden (Lossau, 2002, 82) und im Fall von Gegenwartsanalysen sogar leicht tabuisiert zu sein (vgl. Wardenga und Weichhart, 2012). Aber die soziale Ächtung verstellt den Blick auf Interessantes, würde die Reflexion nicht doch hin und wieder gemacht werden. In diesem Interviewfall selbstreflexiv: Elisabeth Bühler, die von 1978 bis 2013 am Geographischen Institut der Universität Zürich arbeitete, gibt am Ende ihrer Karriere Auskunft über ihren grossen Arbeitsschwerpunkt Geschlechterforschung, den sie seit 1990 massgeblich mit beeinflusste.

Pascal Goeke: Wissen in der Moderne muss sich Fragen gefallen lassen. Ich nehme an, Sie kommen damit zurecht?

Elisabeth Bühler: Ja!

Beginnen wir mit einem Rückblick. Wie sind Sie zu dem Gegenstand gekommen, der Sie mitprägte, und zu dem Forschungsfeld, das Sie mitprägten – der Geschlechterforschung?

Ich muss sagen, dass mich die Frauenforschung eigentlich lange nicht interessierte. Erst im Jahr 1990, also im fortgeschrittenen Alter von 40 Jahren, entdeckte ich das Potenzial feministischer Wissenschaft bei einer Frauen-Sommerakademie. Der Anlass war persönliche Betroffenheit. Als Mutter von zwei kleinen Kindern und Mittelbauangestellte war es für mich sehr entlastend zu erfahren, dass mein ständiger Organisations- und Zeitstress nicht nur auf schlechtes Zeitmanagement zurückzuführen waren, sondern mindestens ebenso sehr auf kulturelle und strukturelle Rahmenbedingungen einer patriarchal geprägten Universität und Gesellschaft. Wie Schuppen fiel es mir damals von den Augen. Und seither fesseln mich die innovativen und spannenden Fragestellungen, welche aus einer Geschlechter-Perspektive gerade auch in der Geographie verfolgt werden können.

Wie ging es dann weiter? Fanden Sie Gleichgesinnte mit ähnlichen Interessen?

Ja, es war ein bisschen der Zeitgeist. Dagmar Reichert arbeitete an der ETH Zürich, Andrea Scheller schrieb ihre Diplomarbeit in Zürich, die Doktorandin Heidi Meyer arbeitete ebenfalls hier. Wir alle und auch noch andere fanden, Geschlecht sei auch für die Geographie eine interessante Kategorie. Für das Zürcher Geographische Kolloquium im Wintersemester 92/93 konnten wir ein Thema aus der Geschlechterforschung durchsetzen. Es kamen Persönlichkeiten wie Doreen Massey oder auch die englische Soziologin Sylvia Walby. Letztere hat eine verfeinerte Patriarchatstheorie entworfen. Hieraus ging das Buch „Ortssuche“ (Bühler et al., 1993) hervor und das war ein Kristallisationspunkt zu der Zeit.

Das Buch hat den Begriff „Geschlechterdifferenz“ im Titel. Wie bedeutsam waren die Unterscheidungen zwischen feministischer Geographie, Genderforschung, Frauenforschung und anderen Kategorien?

Ja, die gab es, aber Bettina Heintz (1993) hat in ihrem noch heute lesenswerten Beitrag nachvollziehbar aufgezeigt, dass Geschlecht sowohl im Sinne von *gender* als auch im Sinne von *sex* ein durch und durch soziales und kulturelles

Konstrukt ist. Mir leuchtete das von Anfang an ein, auch wenn mich die Aussage in eine Paradoxie führte: Wenn man beispielsweise Strukturen aufdecken möchte, die Frauen das Verfolgen einer beruflichen Karriere bei gleichzeitiger Arbeit in der Familie erschweren, muss man unausweichlich auf die alten Kategorien zurückgreifen – im Wissen darum, dass es Konstrukte sind und sie dadurch wiederholt und verfestigt werden. Dieser Widerspruch bleibt für mich unauflösbar. Aber ich finde es eine gute Entwicklung, dass Geschlecht nicht mehr als Strukturkategorie begriffen wird, sondern selbst kritisch analysiert wird.

Wie wurde das spezielle Zürcher Geographische Kolloquium am Institut beobachtet?

Wenn ich mich richtig erinnere, wurden diese Vorträge vor fast leeren Rängen gehalten. Ich schämte mich ein wenig für das Geographische Institut, denn die Referentinnen waren bekannt.

Was heisst fast leere Ränge?

Unter zwanzig Personen und davon vielleicht zwei Männer. Insofern gab es auch Widerstand. Andererseits gab es eine positive Resonanz. Bei jedem Vortrag kamen Leute vom Geographischen Institut aus Bern und von anderen Zürcher Instituten. Die Buchvernissage der „Ortssuche“ haben wir aber bei Wasser und Brot gefeiert. Es war ein schönes Buchprojekt und wir erhielten auch etwas finanzielle Unterstützung vom Institut. Trotzdem waren wir frustriert, weil wir viel Gratisarbeit dafür leisten mussten. Aber das Buch erfuhr grosse Resonanz. Es wurde und wird nach wie vor viel zitiert. Auch half mir diese Publikation bei späteren Projektanträgen im Gebiet der Geschlechterforschung, zum Beispiel bei meinem Frauen- und Gleichstellungsatlas (Bühler, 2001).

Wie kamen Sie dazu?

Das Nationale Forschungsprogramm „Zukunft Schweiz“ war ausgeschrieben mit einem inhaltlichen Fokus auf Ungleichheiten. Es war eigentlich ein soziologisches Programm, enthielt aber eine Fragestellung nach der Verknüpfung von geschlechtlichen und regionalen Ungleichheiten. Da dachte ich, da würde ich gerne etwas machen. Auch hatte ich mich zu dieser Zeit dem Arbeitskreis „Feministische Geographie“ angeschlossen und gelangte auf diesem Weg in den europäischen Arbeitskreis „Geschlechterungleichheiten in Regionen Europas“. In jenem Arbeitskreis wurde intensiv über das Spannungsfeld zwischen strukturellen und kulturellen Ansätzen debattiert.

Wie war die Resonanz?

Die Resonanz auf den Frauen- und Gleichstellungsatlas war in der gleichstellungspolitischen Öffentlichkeit sehr gut. Damit wurde ich in der Schweiz und auch bei Geographen und Wissenschaftlern, die eher quantitativ arbeiten, bekannt. Aber ich hatte mich damit auch auf diese quantitative Schiene festgelegt.

Eine nur halb freiwillige Festlegung?

Nein, ich glaube, es ist ein Charakterzug von mir. Ich arbeite gerne mit Zahlen. Obwohl ich genau weiss, ich teile die Leute jetzt in diese Schubladen ein: Mann/Frau, geboren in der Schweiz/nicht geboren in der Schweiz. Aber irgendwie macht mir das doch Spass. Obwohl ich es sehr wichtig finde, was die qualitative Forschung an neuem Wissen generieren kann, fühle ich mich zu dieser Methodik weniger hingezogen, weil ich oft das Gefühl habe, dass Aussagen überinterpretiert werden.

Wie wurden Ihre Zahlen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft aufgenommen?

Weniger gut eigentlich. Es hiess dann schnell, Kategorien würden verfestigt werden, die ja eben sozial konstruiert seien. Aber ich denke, innerhalb der Geschlechterforschung ist es anerkannt, dass man um Zahlen nicht herumkommt, wenn man einen Anspruch hat, etwas zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse beizutragen. Man kommt um die Einteilung der Menschen in männliche und weibliche nicht herum, denn sonst kann man nicht belegen, dass möglicherweise etwas einfach systematisch immer so hinausläuft, dass am Schluss Menschen, die sich als weiblich verstehen oder denen das zugewiesen wird, am Schluss schlechter dastehen. Ich glaube, das ist schon anerkannt. Und in diesem Sinne werten informierte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auch quantitative Studien nicht ab.

In einem Editorial der *Geographica Helvetica* (Bühler, 1994) machen Sie darauf aufmerksam, dass die Feministische Geographie und die Humangeographie viele Gemeinsamkeiten hätten – induktive Perspektive, Beachtung des Kontexts, Blick für Disparitäten und Differenzen. Auch an anderen Stellen schlagen Sie Brücken zwischen zum Beispiel qualitativen und quantitativen Ansätzen.

Ja, ich bin grundsätzlich überzeugt, dass beide forschungsmethodischen Paradigmen eine Berechtigung haben. Also eine Infragestellung *und* Verwendung der Kategorien. Aber effektiv ist meiner Meinung nach eine gemeinsame Sprache zwischen quantitativer und qualitativer Forschung noch nicht gefunden worden. Man trifft sich in der Geographie

beim Interesse für den Kontext und in der Haltung gegen falsche Universalisierungen. Aber die methodologischen Hürden zwischen qualitativer und quantitativer Forschung sind recht schwierig zu überwinden.

Auch nicht bei der Frauenforschung, die sehr stark auf einen Gegenstand fokussiert ist?

Das Gesagte gilt grundsätzlich auch hier. Auch innerhalb der Geschlechterforschung gibt es Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die eher eine positivistische Grundhaltung haben und konstruktivistische Ansätze nicht kennen. Aber es gibt auch viele informierte Vertreterinnen des Fachs. Dazu zähle ich zum Beispiel Diane Perrons. Sie wählt meistens einen quantitativen, deskriptiven Einstieg und ergänzt dies mit qualitativen Daten. Ich denke, dass sie zur Überzeugung gelangt ist, dass durch eine Kombination von quantitativen und qualitativen Zugängen zusätzliches Wissen geschaffen werden kann. Dieser Überzeugung bin ich auch. Aber man muss einfach vorsichtig sein und stets auch im Kopf haben, wie Daten erhoben werden. Mit diesem Wissen im Kopf scheint es mir manchmal, dass multivariate Analysen recht gewagt, wenn nicht gar sinnlos sind.

Umgekehrt bietet die heutige geographische Geschlechterforschung fast keine eigenen Zahlen mehr auf. Es finden sich höchstens noch solche Zahlen, die leicht zur Hand sind.

Ja, tendenziell stimmt das wohl. Es werden aber auch sehr viele relevante Personenmerkmale nie oder sehr schlecht erhoben. Das ist ein Zirkel. Man könnte sich überlegen, mehr Daten zu erheben, zum Beispiel über Vermögen und Besitz, denn da wissen wir relativ wenig. Vielleicht eine Scheu? Vielleicht will man es auch gar nicht so genau wissen?

Man könnte vermuten, dass die Ungleichheiten bei den Vermögensverhältnissen ähnlich oder krasser sind als etwa bei den Einkommensverhältnissen.

Ja genau, das vermute ich auch. Es ist schon fast langweilig oder besser gesagt deprimierend. Also manchmal ist es schon zum Verzweifeln. Ich betreibe jetzt seit rund 20 Jahren Geschlechterforschung, auch mit dem Anspruch, Ungerechtigkeiten zu benennen. Meiner Meinung nach hat sich nicht viel geändert. Ich gehe auch nur noch sehr selten an gleichstellungspolitische Veranstaltungen, weil stets dieselben Probleme diskutiert werden. Einen Lichtblick erlebte ich allerdings letzte Woche bei einer Podiumsveranstaltung, wo Karin Schwiter aus unserem Institut mitwirkte: Fast die Hälfte unter den Zuschauern waren Männer und auf dem Podium sassen ebenfalls zwei Männer. Da ist etwas in der Gesellschaft angekommen. Auch gefiel mir sehr gut, wie die Ökonomin Sybille Sachs von der Zürcher Hochschule für Wirt-

schaft herausstellte, dass es nicht allein darum gehen kann, benachteiligte Frauen einfach nur besser zu stellen, sondern dass es um ein neues Bild des arbeitenden Menschen gehen sollte. Ein Mensch, der auch eine Familie hat, in eine Nachbarschaft oder in andere Netzwerke eingebettet ist. Wenn wir in diese Richtung forschen und die Verhältnisse verändern, dann spielt das Geschlecht nicht mehr die zentrale Rolle.

Spiegelt das Ihre Grundhaltung wider? In Ihren Publikationen fällt auf, dass Vokabeln wie Macht, Unterdrückung oder Ausbeutung selten zu finden sind. Es herrscht ein moderates Vokabular ohne Schuldzuweisungen. Und dennoch werden ungleiche und nach modernen Massstäben ungerechte Verhältnisse klar aufgezeigt.

Ja, ich spreche lieber von kulturellen Werten und Normen und wenn es zu diesen kulturellen Werten gehört, dass Weibliches und damit Verknüpftes geringer bewertet wird als Männliches, dann sind das für mich ungleiche Verhältnisse in der Kultur. Beispielsweise bei den Berufen: Wenn man Kinder in der KiTa betreut oder wenn man Autos repariert – weshalb sind die Löhne in der Automechanik klar höher als in der Kinderbetreuung? Das sind für mich ungleiche Verhältnisse in der Kultur, die auch eine Folge ungleicher Machtverhältnisse sind. Mit diesen Begriffen arbeite ich. Aber Ausbeutung ist mir zu stark mit der marxistischen Gesellschaftsanalyse verknüpft. Und die hat die Geschlechterthematik nicht adäquat integriert.

Ohne an dieser Stelle den Marxismus verteidigen zu wollen, fällt aber doch auf, dass der Marxismus durch seine vielfach duale Theoriestructur mehr Möglichkeiten zur Veränderung und zum Umsturz impliziert als das der Fall ist, wenn man die Erklärung in die Kultur hineinverlagert. Dabei muss Kultur ja nicht als statisch oder ontisch gefasst werden, aber das für den Kulturbegriff typische – also die Latenz und Langfristigkeit – bremsen Veränderung aus. Es kommt dann zu Appellen.

Ja das mag sein. Wenn sich aber jetzt Werte und Normen verändern, dann, würde ich meinen, ändern sich auch die Strukturen. Eine für mich wichtige Theoretikerin war und ist die Soziologin Birgit Pfau-Effinger. Sie argumentiert, ähnlich wie Giddens, dass Kultur und Struktur in einem Spannungsverhältnis stehen. Dabei können sich auch einmal die Strukturen verändern und die Kultur hinkt hinten nach. Die Spannung kann grösser oder kleiner sein.

Bei marxistischen Analysen scheint das Veränderungspotenzial immer auf der Hand zu liegen. Da scheint es zu reichen, die identifizierte Quelle des Übels einfach zu entfernen und alles wird gut.

Ja, aber die Frage ist wie. Das ist ja sehr appellativ. Gut, im Rahmen des Kulturarguments sagt man oft, man müsse sie ins ganze Bildungssystem hineinragen. Also sind diejenigen gefragt und gefordert, die neue Werte und Normen vertreten. Auf allen Stufen. Bis hin zu uns an der Uni. Die Sensibilisierten würden das auch in die Vorlesungen hinein nehmen und ihre Kinder entsprechend erziehen. Ich kann mir das nicht anders vorstellen.

Auch Regulierungen oder Quoten wären denkbar.

Ja, Quoten. Ich wäre jetzt nicht gegen Quoten. Aber ich bezweifle, ob dies etwas an der Kultur ändert. Dann hat man vielleicht einen bestimmten Frauenanteil in Verwaltungsräten oder Geschäftsleitungen, aber ein neues Bild des arbeitenden Menschen existiert dann noch nicht. Da würde ich lieber die langsamere Version bevorzugen. Das schlechte Beispiel sind die ehemaligen sozialistischen Länder Europas. Dort waren fast alle Frauen erwerbstätig, sogenannte „gleichgestellt“. Aber im Grunde ist das kollabiert. Das zeigt mir, dass sich in den Köpfen, den Werten und Leitbildern nicht viel geändert hatte in den ehemals sozialistischen Staaten.

Änderung ist ein gutes Stichwort. In der Geschichtsschreibung der Geschlechterforschung wird Schweizer Frauen und ihren Forschungen eine Vorreiterrolle im deutschsprachigen Raum zugesprochen. Wie kam es dazu?

Das würde ich eben nicht so eindeutig sagen. Gut, da ist diese Arbeit, die ich mit Karin Bächli zusammen gemacht habe, eine Auswertung von Zeitschriftenartikeln und Qualifikationsarbeiten. Wir erkannten, dass es relativ gesehen durchgängig mehr Artikel zur Frauen- und Geschlechterforschung oder Genderforschung in der Schweiz als in Deutschland oder Österreich gab. Ein interessantes Ergebnis. Wir haben darum diesen Satz geschrieben: „Overall, it seems that defensive conservatism against the innovative field of research on gender is strongest in German geography departments and editorial boards“ (Bühler und Bächli, 2007, 290). Auf der Suche nach möglichen Ursachen für diese Unterschiede zwischen der Schweiz und ihren deutschsprachigen Nachbarländern sind wir auf die unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Verhältnisse gestossen. Der Vorsprung bei den wissenschaftlichen Publikationen in der Schweiz hängt mit der stärkeren Politisierung in der Schweiz in jener Zeit zusammen. Die gesellschaftliche Situation führte dazu, dass die Thematik auch an den Hochschulen stärker diskutiert wurde. Und

vielleicht hängt es auch noch von einzelnen Personen ab, die hier prägend waren.

Sie hatten auch geschrieben, dass das Wissen hauptsächlich von Frauen produziert worden sei (Bühler und Bächli, 2007, 278). Ist das Wissen bei den Männern angekommen?

Ja, zum Teil, aber nicht umfassend. Ein Liebling von mir ist Pierre Bourdieu. Seine Gesellschaftsanalyse, die er auch mit dem Geschlecht verknüpft hat, leuchtet mir sehr gut ein. Was ich mich selbst frage, wieso ist die Geschlechterforschung für Männer immer noch nicht speziell interessant. Das würde mich wundern, ob die einmal aufspringen oder nicht. Und dann, wenn ja, mit welchen Fragen.

Nun, eine unvollständige Antwort lautet, dass es noch immer Texte der Geschlechterforschung gibt, in denen Männer eindeutig als Buhmann dargestellt werden. Nicht in Ihren Texten, aber in anderen wird gleich zu Beginn eine Kontextur aufgespannt, die Männer und Frauen auch wertend trennt. Als Mann ist es dann nicht sonderlich attraktiv, hier zu forschen. Und man muss wohl auch sagen, dass Gender kein Karrierebooster ist. Wie hat sich die Akzeptanz der Geschlechterforschung an der Universität in den letzten 20 Jahren aus Ihrer Sicht entwickelt?

Heute ist man an der Uni offener und toleranter. Das hat wohl viel mit dem automatischen Generationenwechsel zu tun. Auch die Internationalisierung hat die Offenheit gefördert: Man blickt über den eigenen gesellschaftlichen Rand hinaus, obwohl ich die angloamerikanische Hegemonie teilweise kritisch anschau. Da geht es nicht nur um die Sprache, sondern auch um die Themen, die gesetzt werden. Grundsätzlich finde ich es aber gut, dass man von falschen Universalisierungen Abstand nimmt – ohne einem Relativismustum zu verfallen.

Muss die Entwicklung der unbestreitbaren thematischen Offenheit und der Akzeptanz von Theorienvielfalt nicht von organisatorischen und strukturellen Entwicklungen unterschieden werden? Der Frauenanteil ist zumindest an der Spitze der Uni nicht signifikant gestiegen. Und es gibt eine Reihe von jungen, eher Autorinnen als Autoren, die beklagen, dass der Widerstand sich nicht mehr offen zeigt, sondern sich hinter einer postmodernen Fassade versteckt, aber strukturell weiter wirkt.

Das ist ein Punkt. Heute ist es extrem kompetitiv. Da bin ich froh, dass ich den Hochschulbereich verlassen kann. Es ist extremer als früher: der Publikationsdruck, der Druck nach Mobilität. Da ist oft ein versteckter *Bias* drin. Wenn wir

wieder auf das Bild des arbeitenden Menschen zu sprechen kommen, dominiert noch immer die Vorstellung eines Menschen ohne Bindungen und mit wenig familiären Verpflichtungen. Aber das betrifft auch die Männer, vielleicht diese sogar immer mehr. Dass ich aber so lange an einem Ort arbeiten konnte, gibt es heute nicht mehr. Gut, ich musste gegen Widerstände einen Bereich aufbauen, das war nicht einfach, aber es wurde mir als Wissenschaftlerin am Geographischen Institut in Zürich die Freiheit gelassen immer neue Themen zu bearbeiten.

Aus der Sicht einer scheidenden Wissenschaftlerin habe ich jedoch den Eindruck, dass das System selbstreferentieller geworden ist. Mir war es immer wichtig, dass meine Arbeiten auch ausserhalb der Universität zur Kenntnis genommen wurden. Und da sehe ich mit dieser Selbstbezogenheit eine gewisse Gefahr. Es könnte eine Spaltung zwischen der Gesellschaft und der Wissenschaft geben, gerade auch bei uns am Zürcher Institut. Früher hatten wir mehr anwendungsbezogene Forschung, auch mehr Kontakte zur Praxis.

In der Tat ist die Orientierung an weiteren gesellschaftlichen Interessen eine klassische Stärke der Geographie.

Das fand ich nicht schlecht.

Aber heute ist die globale Liga der Massstab.

Genau. Das andere, das Eingebettete, ordnet man jetzt eher den Fachhochschulen zu.

Wollten Sie eigentlich eine Professur? Hatten Sie sich das überlegt?

Nein. Ich komme eher aus bescheidenen Verhältnissen und so war das nie auf meinem Bildschirm der Möglichkeiten. Jetzt könnte ich es mir vorstellen. Aber das ist rein hypothetisch. Ich hatte meine eigenen Herausforderungen und ich denke, dass mir einiges geglückt ist. Ich konnte etwas erreichen, aber ich musste also schon „an die Säcke“, wie wir sagen. Und ich hatte das Glück, dass ich das in Zürich machen konnte.

Wenn Sie sagen, dass Sie aus eher bescheidenen Verhältnissen stammen, dann ist das ja beinahe eine Selbstanwendung der Bourdieuschen Theorie!

Ja. Ich habe mich, wie auch er sagt, nie wirklich angekommen gefühlt. Der Begriff „Dissidente Partizipation“ von Sabine Hark (2005) gefällt mir hier gut: Das hat mit der Herkunft und dem Geschlecht zu tun. Bourdieu spricht von einem Geschlechter- und einem Klassenhabitus. Auch deshalb kann ich mich wahrscheinlich sehr gut mit dieser Theorie identifizieren Obwohl sie schon sehr rigide ist und Bourdieu

fast kein Veränderungspotenzial sieht. So gesehen eben doch dissidente Partizipation.

Besten Dank für das Gespräch.

Danke.

Literatur

- Barnes, T. J.: Envisioning Economic Geography: Three Men and their Figures, *Geogr. Z.*, 86, 94–105, 1998.
- Bühler, E.: Geschlechterforschung : Einleitung zum Themaheft, *Geogr. Helv.*, 49, 3–4, doi:10.5194/gh-49-3-1994, 1994.
- Bühler, E.: Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz, Zürich, Seismo, 2001.
- Bühler, E. und Bächli, K.: From *Migration der Frau aus Berggebieten to Gender and Sustainable Development*: Dynamics in the field of gender and geography in Switzerland and in the German-speaking context, *BELGEO*, 9, 275–299, 2007.
- Bühler, E., Meyer, H., Reichert, D., und Scheller, A. (Hrsg.): Ortsuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz, in: Schriftenreihe des Vereins Feministische Wissenschaft, Zürich/Dortmund, eFeF-Verlag, 1993.
- Eisel, U. (Hrsg.): Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier, in: Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis, Münster, Westfälisches Dampfboot, 5, 2009.
- Hard, G. (Hrsg.): Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2, in: Osnabrücker Studien zur Geographie, Osnabrück, V&R unipress, 23, 2003.
- Hark, S.: Dissidente Partizipation: Eine Diskursgeschichte des Feminismus, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 2005.
- Heintz, B.: Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter, in: Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz, Schriftenreihe des Vereins Feministische Wissenschaft, Herausgeber: Bühler, E., Meyer, H., Reichert, D., und Scheller, A., Zürich/Dortmund, eFeF-Verlag, 17–48, 1993.
- Kieserling, A.: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 2004.
- Lossau, J.: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer „ANDEREN“ Geographie der Welt, Bielefeld, Transcript, 2002.
- Luhmann, N.: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1992.
- Wardenga, U. und Weichhart, P.: Entzauberung und Skandalisierung von Wissenschaft oder Reflexion des Normalzustandes einer sozialen Praxis?, *Berichte zur deutschen Landeskunde*, 86, 297–308, 2012.

Goeke, P. (2012): Personalisierungen in Abwesenheit einer Disziplintheorie. Netzwerke in der Humangeographie. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 86(4), 427-434.

Pascal GOEKE, Zürich

Personalisierungen in Abwesenheit einer Disziplintheorie. Netzwerke in der Humangeographie¹

Summary

Even though knowledge in general and scientific knowledge in particular strives in one way or another for independence from individual influences there can be no doubt that this objective is unachievable. In the light of this fundamental unattainability of cognitive purity there are certain social norms within science. The norm to abstract from personal characteristics and to make strictly fair comments stands out among others. As it is always the case with norms, they are counterfactual. Yet the magnitude of the counterfactuality within human geography seems to be remarkable and calls for explanation. The paper argues that personal assessments appear so easy because of the lack of a disciplinary theory that might steer or orient the systematic construction of scientific knowledge within the discipline.

Wissenschaftliches Treiben kann sowohl als Handlungs- als auch als Wissenszusammenhang begriffen und beschrieben werden. Weil diese beiden Bereiche nicht voneinander zu trennen sind, laufen Studien, die den Handlungszusammenhang zu stark prononcieren, Gefahr, die kognitive Identität der Wissenschaft zu vernachlässigen. Wer hingegen allein die Wissenszusammenhänge darlegt, gerät in die naiven Fahrwasser einer repräsentationalen Epistemologie, die außer Acht lässt, dass alles was kommuniziert wird, von *und* zu einem Beobachter gesagt wird (VON FOERSTER 2003, 283; KIESERLING 2004; LUHMANN 1995). Insofern es in beiden Fällen um Relationen geht – im Handeln wie im Wissen wird auf anderes Handeln und Wissen Bezug genommen –, können beide Bereiche netzwerkanalytisch untersucht werden. Ob allerdings bei der hier zu Debatte stehenden Netzwerkanalyse der deutschen Humangeographie (STEINBRINK et al. 2010 und in diesem Heft) Wissens- oder Handlungsrelationen untersucht wurden, ist immer nur vordergründig eindeutig zu bestimmen, denn die Beobachterabhängigkeit allen Wissens lässt stets die Möglichkeit zu, die in den Analysen verwendeten Daten als Indizierung von *volition* und *cognition* zu verstehen (GÜNTHER 1979). Gleichwohl dies den Autorinnen und Autoren grundsätzlich bewusst ist, problematisieren sie diese Dualität nicht. Sie ergründen also nicht, ob es sich bei den Netzwerken um für Disziplinen typische Handlungszusammenhänge handelt, und ob und wie sich diese Struktur auf die

¹ Ich bedanke mich für die Korrekturen und Kommentare von Ute Wardenga und Evelyn Moser sowie für die gutachterlichen Hinweise.

Wissensansprüche auswirkt. Sie verfolgen auch nicht die umgekehrte Spur, ob die dargelegte Struktur des Wissenszusammenhangs nur für die Geographie oder auch für andere Disziplinen typisch ist. Kurzum: Das Selbstverständliche der Wissenschaft, Wissensaustausch und Kooperation, wird, aus welchen Gründen auch immer, nur schwach problematisiert. Diese Auslassung führt dazu, dass weder die Indikatoren für den Handlungs- noch für den Wissenszusammenhang in ihrer Validität ausreichend geprüft wurden. So kann die Selektionsmethode angezweifelt werden und der Ergebnisse kann man sich mit leichtem Gestus entledigen. Diese Zweifel sollen im Folgenden ausgeklammert werden. Unter der Annahme, dass auch andere Selektionen ähnlich auffällige Muster hervorgebracht hätten, soll die These vertreten werden, dass die visualisierten Netzwerke auch die besondere kognitive Verfasstheit der Disziplin Geographie indizieren.

Bemerkenswertes im humangeographischen Zitationsnetzwerk

Worin liegen nun die Besonderheiten im humangeographischen Zitationsnetzwerk? Zu erwarten wäre, dass es bei wissenschaftlichen Zitaten um die Generierung von Aussagen mit einem Wahrheitsanspruch und um den strukturierten Aufbau von Wissen geht (MERTON 1985). Dies beinhaltet als grundlegende Funktionsvoraussetzung von Wissenschaft, dass „von persönlichen Merkmalen zu abstrahieren [ist] und Leistungen ausschließlich nach Sachkriterien zu beurteilen“ sind (HEINTZ et al. 2007, 216). Dass eine Aussage ihre Entstehung persönlichen Umständen, Vorlieben und vielen Zufällen verdanken mag, wird damit nicht bestritten. Aber ihre Gültigkeit erlangt sie erst, wenn sie sich von diesen Kontexten weitgehend lösen kann, respektive die Wahrheitsprüfung nicht auf den Entstehungskontext zurückgreifen muss (LUHMANN 1994, 205). Interpretiert man vor diesem Hintergrund die Struktur des Zitationsnetzwerks und vergegenwärtigt sich zusätzlich kollegiale Wertungen und implizites Disziplinwissen, so drängt sich der Verdacht auf, dass die Partikularität des humangeographischen Netzwerks in einer starken Personalisierung liegt. Personalisierung meint hier, dass die wissenschaftliche Kommunikation nicht allein auf den Flucht- und Kristallisationspunkt der Wissenschaft – Wahrheit – hinausläuft, sondern immer auch personenbezogene Kriterien eine Rolle spielen (vgl. HEINTZ et al. 2004 u. 2007). Insofern die soziale Dimension in der Wissenschaft immer eine Rolle spielt, ist nicht die Tatsache an sich, sondern das Ausmaß bemerkenswert.

Wie ist zum Beispiel zu erklären, dass Frauen zwar rund 18% der Stichprobe stellen, aber zu einem deutlich geringeren Teil zentrale Stellen im Netzwerk einnehmen? Behandeln sie irrelevantere Themen und wer bestimmt darüber? Ist das ein Effekt einer eventuell geringeren Publikationsaktivität oder werden Frauen diskriminiert? Schlagen sich hier Konferenzpausenaussagen oder alkoholisierte Heldengeschichten nieder, in denen proklamierend erzählt wird, dass Frauen komisch und bissig werden, je höher sie steigen? Spiegeln sich im Zitierverhalten die oft zu hörenden geschlechtsdiskriminierenden Beschreibungen wider, nach denen Doktoranden sich durchkämpfen und -beißen, Doktorandinnen hingegen als schwankend, zer- und hingerissen beschrieben werden?²

² Jede dieser Fragen basiert auf mehreren Beobachtungen, die in diese Richtung weisen. Systematisch

Der allgemeine Personalisierungsverdacht wird auch durch die Abwesenheit von thematischen Binnenstrukturen bei *gleichzeitiger* Neigung zu Zitaten innerhalb von Kohorten genährt. Letzteres meint, dass sich Personen innerhalb einer bestimmten Alters- und Karrieregruppe relativ häufig gegenseitig zu zitieren scheinen. Diese Vermutung kann mit den vorliegenden Daten zwar nicht definitiv bestätigt werden, aber dieses Doppelmuster koinzidiert in frappierender Weise mit Mustern der geographischen Geschichtsschreibung. Dort dominieren Zeitgeist- oder Personen-gliederungen über sachlogische Gliederungen (BARNES 1998 u. 2009; WERLEN 2000) – wobei die Kritik nicht den hier genannten Autoren gilt, sondern der personalisierten Struktur der Geographie, die, will man ihre Grunddynamiken erfassen, kaum anders darzustellen ist. Das Äquivalent dieser Struktur sind biographische Emanzipationserzählungen, die, zumindest bei Männern, fast die Form eines Heldenepos annehmen. Jede Generation, respektive Kohorte, kämpft mit den Altvorderen oder meint mit ihnen kämpfen zu müssen und sichert sich untereinander stark ab. Dass das Ausmaß, „in dem innerhalb der Geographie Geschichtsbilder auf die jeweils gängige Mode zurechtgetrimmt und dann als Kampfmittel im Zuge der Durchsetzung neuer Ideen instrumentalisiert werden“ keine Ausnahme zu sein scheint, ist auch mit Blick auf Hettner und andere Fälle zu erkennen (WARDENGA 1996, 14; BARNES 1998).

Wollte man klare Antworten auf diese offenen Fragen finden, müsste man sich zum Beispiel anschauen, für was die jeweils anderen zitiert werden: Für ein zentrales Argument, als Absicherung der eigenen Bedeutung, als Freundschaftsdienst, als Dank für das großzügige Honorar beim letzten Kolloquium, als karrierestrategische Schmeichelei? Jede einzelne Relation müsste qualifiziert werden – sachlich-inhaltlich und sozial-persönlich. Wenn das Urteil zu oft lauten würde, dass sozial-persönliche Kriterien die Selektion der Zitate und Referenzen leiten, würden sich die *Be-* und aus wissenschaftlicher Sicht auch *Verurteilten* sicher wehren, zumal anzunehmen ist, dass sich die Mehrheit der betroffenen WissenschaftlerInnen als überdurchschnittlich gut und damit vor unsachlichen Kriterien gefeit einschätzt – das theoretische Stichwort lautet „Overconfidence“. Und selbst mit dieser Qualifizierungsmethode ließen sich nicht alle Antworten finden, da unterlassene Zitate nicht zu fassen sind und Diskriminierung auch und gerade in der Unterlassung bestehen kann – „I'd like to please give Mr. President my honest regards for disregarding me“ sang schon Tracy Chapman in *Subcity*. Dass jeglicher Versuch einer solchen Qualifizierung in einem so kleinen Netzwerk wie der Humangeographie nicht ohne Folgen für den Beobachter bliebe, liegt nahe und dürfte ein Grund dafür sein, dass bisher kaum öffentlich über das visualisierte Netzwerk diskutiert wurde (vgl. GOEKE 2010).

Nun wäre man aber theoretisch außerordentlich schlecht beraten, wenn man GeographInnen per se Homophilie, Sexismus oder wissenschaftliche Unredlichkeit unterstellen würde. So ist ja auch zu erkennen, dass einige Personen die fachliche Diskussion entscheidend geprägt haben und ihre Zentralstellung genau so zu erwarten war. Es ist auch nicht erwiesen, dass es in anderen Disziplinen besser

belegt werden können sie für die Geographie meines Wissens nicht. Ähnliche Tendenzen finden sich aber in einschlägigen Studien zu Geschlechterdiskriminierung in der Wissenschaft (z.B. HEINTZ et al. 2004).

aussieht (vgl. aber die Untersuchungen zur Strukturbedingungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft: HEINTZ et al. 2007). Und zuletzt macht die Netzwerktheorie sehr deutlich darauf aufmerksam, dass Identitäten Effekte ihrer Kontexte sind, die sie selbst mit erzeugen, dass es um einen Prozess von Identität und Kontrolle im Netzwerk geht. Kurzum: um den Personen oder den Zitaten gerecht zu werden, sind die Kontexte (z.B. zerebrale <PEUKERT 2003>, organisatorische oder disziplinäre) zu beachten, in denen die Entscheidungen getroffen werden.

Der disziplinäre Kontext

Hier soll allein dem *disziplinären* Kontext besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Erinnert sei dabei noch einmal an die nicht zu erkennende fachliche Binnenstruktur in der Humangeographie. Dies ist doppelt verwunderlich: *Erstens* wäre bei gerichteten Netzwerken, wie das Zitationsnetzwerk eigentlich eines ist, ein Zerfall in Kontinente zu erwarten (vgl. BARABÁSI 2003, 169)³. Im Umkehrschluss heißt das, dass das Zitationsnetzwerk nur vordergründig gerichtet ist, tatsächlich aber (auch) wechselseitiger Dank und anderes kommuniziert wird. Und *zweitens* wäre eine Ähnlichkeit mit den Arbeitsbereichen der Geographie zu erwarten (vgl. GLÜCKLER u. GOEKE 2009).

Kann es sein, dass die diffuse Struktur der Geographie Personalisierungen begünstigt, respektive die zu erkennenden Personalisierungen als Antwort auf die fehlende einheitliche Problemstellung der Geographie als Disziplin zu interpretieren ist? Um diesen möglichen Zusammenhang zu verdeutlichen, sei daran erinnert, dass die Ausdifferenzierung von Disziplinen eine Reaktion auf das Größenwachstum der Wissenschaft im 18. und 19. Jahrhundert ist und in Teilbereichen bis heute anhält. Eine Einheitswissenschaft hätte die Beteiligten damals wie heute massiv überfordert. Das Wachstum des Wissens führte zu internen Trennlinien, entlang derer sich disziplinäre Differenzierung vollziehen konnte: Zonen verdichteter Kommunikation entstanden und zeitgleich verringerte sich die Wechselwirkung zwischen ihnen (STICHWEH 1984, 47).

War zu Beginn der disziplinären Ausdifferenzierung ein Gegenstandsbezug wichtig, so reicht dieser Bezug nicht für die Entwicklung von leistungsfähigen Disziplinen. Nur wenn er durch eine Problemstellung ersetzt wird, die den Gegenstand zunächst aus einer spezifischen Perspektive auflöst, um ihn sodann zu re-kombinieren, sind neue Erkenntnisse möglich (vgl. BACHELARD 1978; STICHWEH 1984; WEBER 1985, 502). Der Clou eines (disziplinären) Forschungsfeldes liegt also weniger in den Beobachtungsgegenständen, sondern in den Unterscheidungen, mit denen beobachtet wird (KIESERLING 1999, 24). Es sind Disziplintheorien (alternativ und mit Nuancen auch Fach- oder Feldtheorien genannt), die dabei für den disziplininternen Aufbau von Komplexität eine Art Lenkungs- und Orientierungsfunktion übernehmen: „Eine ‚kompakte‘, d.h. über gemeinsame Grundbegriffe und Erklärungsziele verfügende wissenschaftliche Disziplin ... formiert

³ Streng genommen ist es kein gerichtetes Netzwerk, weil die Analyse Artikel und Personen zusammenzieht. Es ist aber zu vermuten, dass es auch bei der Darstellung von Artikeln nicht zu einem kontinentalen Zerfall kommen würde, weil die Person eine starke Bedeutung beim Zitieren zu haben scheint.

sich auf der Basis der reflexiven Identifikation eines *allgemeinen Leitproblems*, im Hinblick auf das unterschiedliche Probleme als dessen Spezifikation gedeutet werden können“ (SCHNEIDER 2008, 106). Disziplintheorien sind demnach Reflexionstheorien des Systems im System, d.h. Selbstbeschreibungen des Systems, die im System selbst anschlussfähig sind und über die im besten Fall „die Pointe der disziplinären Identität, nämlich die System-Umwelt-Differenz, ... wieder ins System – in die disziplinäre Kommunikation – eingeführt wird“ (HARD 2003b, 380). Notabene: Eine Disziplintheorie gibt nicht vor, welche Theorien zu verwenden sind, wohl aber in Bezug auf welche Erkenntnis- und Erklärungsziele ihre Verwendung zu prüfen ist. In diesem Sinn lädt sie zur Theoriekonkurrenz und -pluralität ein (vgl. dazu ausführlich GOEKE u. MOSER 2011).

Genau eine solche Disziplintheorie fehlt in der Geographie. Es gibt somit kein wissenschaftsbezogenes Korrektiv, das für die Humangeographie insgesamt die Problemstellung umreißen könnte, eine Art Lenkungsfunktion übernehmen würde und überhaupt das für die Disziplin Bedeutsame aus der Welt herausfiltern könnte – und all dies in einer Art und Weise, die Geographie im Konzert der wissenschaftlichen Binnendifferenzierung mitspielen könnte (vgl. auch: HARD 2003b). Eine solche würde es erlauben, die zuletzt vehement eingeforderten multiplen Zugänge überhaupt einem fairen Leistungsvergleich zuzuführen. Stattdessen kann zum Beispiel beobachtet werden, dass theoretische Vielfalt als Wert an sich gefordert wird, aber vergleichende Bewertungen der Theorien abgelehnt werden. Die Missbilligung von wertendem Theorievergleich und die ohnehin fehlenden oder nur schwach zu erkennenden disziplinären Sachkriterien führen dazu, dass die eigene Agenda andernorts forciert wird. Zu denken ist an machtvolle und bindende Berufungs-, Einstellungs- oder Förderentscheidungen. Auch kann beobachtet werden, dass und wie sich die Geographie mit der beliebten Rettungsformel „Geography is what Geographers do“ (WHITAKER 1941, 48) an disziplin- oder wissenschaftsexterne Kontexte anlehnt und legitimiert (z.B. gesellschaftliche Relevanz oder regionale Einbindung) (HARD 2003a, 180).

Hier schließt sich der Kreis. Wo disziplininterne überpersonale Kriterien zur Beurteilung von Relevanz und Qualität fehlen, muss auf fremde Kriterien zurückgegriffen werden. Dies können die Kriterien anderer Disziplinen sein, aber eben auch personenbezogene oder allgemein wissenschaftsfremde. In diesem Sinn sind im- und explizite Empfehlungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs auch als Anleitung zum Bestehen in diesem speziellen Netzwerk zu verstehen: theoretische und thematische Polyvalenz wird gefordert, während andernorts Spitzenleistungen durch Spezialisierung entstehen. Überhaupt soll den innerhumangeographischen Themenfeldern mit Blick auf die Berufungsfähigkeit nicht zu viel Beachtung geschenkt werden, wohl aber den Cliques – die Mitgliedschaft in Verbänden ist ohnehin stets anzuraten (zu letzterem kritisch und mit dem hier vorgetragenen Argument stark verwandt: HARD 2004). Die Publikationsmenge und Beiträge in englischsprachigen Zeitschriften konkurrieren mit Qualitätsanforderungen und der Erkenntnis, dass (Theorie-)Sprache Welt konstituiert und sich diese Konstitutionsleistung im Grunde nicht barrierefrei in alle Sprachen übersetzen lässt (vgl. EVERETT 2010) – oft, allzu oft, hat all dies nichts mit einem disziplinären Forschungsprogramm zu tun.

Fazit

Die Netzwerkanalyse der Humangeographie sowie andere selbstreflexive Studien und Diskussionen zur Geographie thematisieren immer wieder Muster, die nicht den kommunizierten und mehrheitlich geteilten Normen der Wissenschaft oder der Geographie entsprechen. Einmal sind bei der Zitierpraxis keine thematischen Binnenstrukturen zu erkennen (STEINBRINK et al. 2010 und in diesem Heft), so dass die anderorts anhand von Selbstbeschreibungen analysierten thematischen Binnenstrukturen zum Teil als Karrierefassade verstanden werden müssen (GLÜCKLER u. GOEKE 2009). Ein anderes Mal wird statt Systematik ein „reading around“ praktiziert (für den Fall der Wirtschaftsgeographie: BARNES 2009, 321), weil ein verbindlicher oder orientierender Kanon an Fachliteratur respektive eine Systematik des Wissensbestandes nicht zu erkennen ist (SEDLACEK 1999). Mit Blick auf diese Befunde fällt auf, dass sie praktisch nicht als Anlass für weitere Fragestellungen genommen werden. So wird zum Beispiel nicht gefragt, ob die Diffusität des geographischen Wissenszusammenhangs dafür mitverantwortlich ist, dass geographische Selbstdarstellungen auf Homepages profilneurotische Züge tragen: Kleinste Forschungsförderungen werden penibel notiert, anstehende Vorträge werden angekündigt und über globale Verteiler versendet, und die Publikationen werden aufzuwerten versucht, indem man angibt, dass es sich um SSCI-Journals handelt oder das Logo der Zeitschrift auf die eigene Seite kopiert. Der Betrachterin und dem Betrachter wird die Wertung nahegelegt und jenseits aller qualitativen Fragen wird suggeriert: „getting things into print becomes a symbolic equivalent to making a significant discovery“ (MERTON 1973, 316). Auch Kommentare zur Zeitplanung von Konferenzen, die offen behaupten, dass sich die „intensivsten Debatten ... ja vielfach am Abend (beim Bierchen nach einer keynote oder Diskussionsrunde)“ entwickeln⁴, werden innerhalb der Geographie in der Regel nicht dem wissenschaftlichen Zweifel unterzogen, sondern höchstens informell als unangebracht gewertet. Diskriminierendes Zitieren und Zitieren in Kohorten, Profilneurosen und Bierseligkeit sind Belege für die unumgehbare Sozialität allen Wissens. Das genaue Ausmaß dieser personenbezogenen Kriterien bei der Strukturierung geographischen Wissens ist ungewusst, aber die sichtbaren Spitzen sind bemerkenswert. Diese Personalisierungen allein als Fehlverhalten den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu attribuieren, wäre grundfalsch. Viel eher, so hat der Beitrag zu zeigen versucht, sind sie als Schattenseite des diffusen Wissenszusammenhangs in der Humangeographie zu verstehen. Ob Klärungsversuche in Bezug auf das disziplinäre Forschungsfeld dieser Schattenseite in Zukunft beikommen, darf angesichts vergangener geographischer Rettungsversuche bezweifelt werden. Entsprechend sind Lösungen, Kontrollen oder besser Bearbeitungsmodi zur Verhinderung von zu starken Personalisierungen in der Wissenschaft nicht allein im Wissenszusammenhang zu suchen, sondern auch in anderen Zusammenhängen, ganz vorne zu nennen sind die organisatorischen Kontexte.

⁴ Vgl. den Beitrag von Georg GLASZE vom 5.7.2012: <http://kulturgeographie.org/nkg-x-leipzig-bitte-um-mitwirkung>.

Literatur

- BACHELARD, G. 1978: Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beiträge zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis. Frankfurt a.M.
- BARABÁSI, A.-L. 2003: Linked. How everything is connected to everything else and what it means for business, science, and everyday life. London.
- BARNES, T.J. 1998: Envisioning Economic Geography: Three Men and their Figures. In: Geographische Zeitschrift 86, H. 2, S. 94–105.
- BARNES, T.J. 2009: Economic Geography. In: KITCHIN, R. und N. THRIFT (Hrsg.): International Encyclopedia of Human Geography: Economic Geography. Amsterdam et al., S. 315–327.
- EVERETT, D. 2010: Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas. München.
- VON FOERSTER, H. 2003 [1979]: Cybernetics of Cybernetics. In: VON FOERSTER, H. (Hrsg.): Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition. New York et al., S. 283–286.
- GLÜCKLER, J. u. P. GOEKE 2009: Geographie sei, was Geographen tun: Ein Blick hinter den Organisationsplan einer Disziplin. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 83, H. 3, S. 261–280.
- GOEKE, P. 2010: Netzwerke der deutschen Humangeographie oder warum Diskussionen im Hinterzimmer bleiben – ein Kommentar. In: www.raumnachrichten.de/images/PDF-Files/kommentar_goeke.pdf (25.9.2012).
- GOEKE, P. u. E. MOSER 2011: Raum als Kontingenzformel der Geographie. Zu Ausdifferenzierungsschwierigkeiten und -besonderheiten einer Disziplin. In: Soziale Systeme 17, H. 2. (= im Erscheinen).
- GÜNTHER, G. 1979: Cognition and Volition. A Contribution to a Cybernetic Theory of Subjectivity. In: GÜNTHER, G. (Hrsg.): Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Bd. 2. Hamburg, S. 203–240.
- HARD, G. 2003a [1982]: Studium in einer diffusen Disziplin. In: HARD, G. (Hrsg.): Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2. Osnabrück, S. 173–230. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 23).
- HARD, G. 2003b [1990]: Was ist Geographie? Re-Analyse einer Frage und ihrer möglichen Antworten. In: HARD, G. (Hrsg.): Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2. Osnabrück, S. 371–386. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 23).
- HARD, G. 2004: Von einem neuerdings erhobenen konfessionellen Ton in der Geographie. In: Geographische Revue 4, H. 1, S. 39–54.
- HEINTZ, B., M. MERZ u. C. SCHUMACHER 2004: Wissenschaft die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich. Bielefeld.
- HEINTZ, B., M. MERZ u. C. SCHUMACHER 2007: Die Macht des Offensichtlichen. Bedingungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 36, H. 4, S. 261–281.
- KIESERLING, A. 1999: Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt a.M.
- KIESERLING, A. 2004: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens. Frankfurt a.M.
- LUHMANN, N. 1994: Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- LUHMANN, N. 1995: Die Soziologie des Wissens: Probleme ihrer theoretischen Konstruktion. In: LUHMANN, N. (Hrsg.): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4. Frankfurt a.M., S. 151–180.
- MERTON, R.K. 1973: The Sociology of Science. Chicago.
- MERTON, R.K. 1985: Die normative Struktur der Wissenschaft. In: MERTON, R.K. (Hrsg.):

- Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt a.M., S. 86–99.
- PEUKERT, H. 2003: Der Überraschungseffekt fehlt. Warum nicht lösen? Ein Vorschlag gegen Fehlschaltungen im Berufungsverfahren. In: *Forschung & Lehre* 10, H. 12, S. 658–659.
- SCHNEIDER, W.L. 2008: Zur Struktur universalistischer Theorien. In: BALOG, A. u. J.A. SCHÜLEIN (Hrsg.): *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft*. Wiesbaden, S. 105–148.
- SEDLACEK, P. 1999: *Klassiker der Geographie. Ergebnisse einer Umfrage*. Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- STEINBRINK, M., F. ZIGMANN, D. EHEBRECHT, P. SCHEHKA, J.-B. SCHMIDT, A. STOCKMANN u. F. WESTHOLT 2010: Netzwerk(analys)e in der deutschen Humangeographie. In: www.raumnachrichten.de/diskussionen/1162-humangeographie (25.9.2012) UND in diesem Heft.
- STICHWEH, R. 1984: *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890*. Frankfurt a.M.
- WARDENGA, U. 1996: *Geographie als Chorologie – Alfred Hettners Versuch einer Standortbestimmung*. In: BARSCH, D., W. FRICKE u. P. MEUSBURGER (Hrsg.): *100 Jahre Geographie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (1895–1995)*. Heidelberg, S. 1–17.
- WEBER, M. 1985: Der Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: WINCKELMANN, J. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen, S. 489–540 [1917 auch an anderer Stelle erschienen].
- WERLEN, B. 2000: *Sozialgeographie. Eine Einführung*. Bern.
- WHITAKER, J.R. 1941: Almon Ernest Parkins. In: *Annals of the Association American Geographers* 31, H. 1, S. 46–50.

Goeke, P. und Moser, E. (2011): Raum als Kontingenzformel der Geographie. Zu den Ausdifferenzierungsschwierigkeiten und -besonderheiten einer Disziplin. In: Soziale Systeme. Zeitschrift für Soziologische Theorie 17(2), 234-254.

Pascal Goeke/Evelyn Moser

Raum als Kontingenzformel der Geographie. Zu den Ausdifferenzierungsbesonderheiten und -schwierigkeiten einer Disziplin¹

Zusammenfassung: Die (Human-)Geographie ist eine bemerkenswerte Disziplin. Organisatorisch ist sie relativ gut etabliert, doch ihre Forschungsbeiträge spielen in der Wissenschaft eine untergeordnete Rolle. Diese Leistungs- und Erfolgsdifferenz legt grundsätzlich eine stärkere Differenzierung zwischen dem *Forschungsfeld* einer Disziplin und ihrer Etablierung als *Fach* nahe. Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung kann erstens verdeutlicht werden, dass es der Geographie auf der Grundlage ihrer Kontingenzformel Raum nicht gelungen ist, ihre Gegenstandsorientierung durch eine distinkte forschungsfeldkonstituierende Problemstellung zu ersetzen. Diese Schwierigkeit lässt sich aus systemtheoretischer Perspektive auf die Dualität von Raum als Medium und Materie sowie auf das Primat funktionaler Differenzierung und den damit verbundenen thematischen Zuständigkeiten sozialwissenschaftlicher Disziplinen in der modernen Gesellschaft zurückführen. Ausgehend von der Annahme der steten Relevanz von Raum erscheint die Geographie stattdessen als Disziplin multipler Orientierung. Ihre dennoch erfolgreiche Etablierung als Fach, so die zweite These, fußt auf außerwissenschaftlichen Anlehnungskontexten (hauptsächlich Bildung), über die gesellschaftliche Legitimität hergestellt wird.

1. Einleitung

Wissenschaftliche Disziplinen können in einer ersten Annäherung als die primären inneren Einheiten des Funktionssystems Wissenschaft verstanden werden. Es sind Zonen verdichteter Kommunikation, die sich anfangs um einen Gegenstand, heute typischerweise um eine Problemstellung herum strukturieren und in denen es um den wahrheitsbezogenen Austausch von »Ideen und Informationen unter den an wissenschaftlichen Fragen interessierten Personen« geht (Stichweh 1984, 62). In ihrer Umwelt, so heißt es bei Stichweh (48), treffen sie in erster Linie auf andere Disziplinen als die stets mitpräsenten Prämissen ihrer Operationen. »Die Entstehung des Systems wissenschaftlicher Disziplinen bedeutet also die Formation einer »inneren Umwelt« der Wissenschaft, die an die Stelle gesellschaftlicher Kriterien der Selektion wissenschaftlicher Initiativen innerwissenschaftliche Selektionskri-

1 Für Korrekturen und Kommentare danken wir dem/der Gutachter/in der Zeitschrift Soziale Systeme, Johannes Wirths und ganz besonders Roland Lippuner.

terien setzt, deren operative Effekte über Erfolg und Karriere einer Disziplin entscheiden« (49).

Die Lage der Geographie überrascht vor dem Hintergrund dieser Aussagen. Im gegenwärtigen Konzert der Wissenschaften spielt die Geographie – und die folgenden Ausführungen beziehen sich im Wesentlichen auf ihren sozialwissenschaftlichen auch als Humangeographie bezeichneten Teil –, eine untergeordnete Rolle (vgl. dazu detailliert und vielschichtig: Wirths 2001): Die Zitationen von geographischen Arbeiten sowohl in interdisziplinären Diskussionszusammenhängen als auch in den – aus geographischer Perspektive – Nachbardisziplinen sind gering und diese Nichtbeachtung wird beklagt (z. B. Dürr 2005). Umgekehrt importiert und adaptiert die Geographie fleißig und oft aus anderen Forschungsfeldern (vgl. Schmidt 2004). Diese Situation ist nicht neu, denn auch rückblickend scheint es »keine signifikante Episode in der Geschichte soziologischen Denkens zu geben [...], in der die Geographie ein bedeutsamer Kontaktpartner und Konkurrent war« (Stichweh 2003, 94). Offensichtlich kann die Geographie ihre eigene Problemstellung – so sie eine eigene und distinkte haben sollte – nicht oder nur bedingt in einer für andere Forschungsfelder anschlussfähigen oder mit ihnen konkurrierenden Form benennen respektive Forschungsergebnisse produzieren, die – mit gehobener oder gleichberechtigter Wertschätzung – als geographiespezifische rezipiert werden. Dass es vereinzelte Ausnahmen gibt, etwa im Überschneidungsbereich von Geographie und Umweltsoziologie, relativiert das pauschale Urteil nur wenig (vgl. Groß 2001, 42f.), zumal der Geographie im Falle von möglichen Überlappungen regelmäßig eine untergeordnete oder propädeutische Rolle zugewiesen wird – oder sie sich selbst zuweist: »I like to think of sociology as the fruit and flower of geographic study, and that this service will prove the validity in the point of view of the geography of today« schreibt der Geograph Paul Goode an den Soziologen Edward C. Hayes, der Goodes Ausführungen zu den Aufgaben der Geographie zum Anlass nimmt, immerhin von einer Allianz zwischen Geographie und Soziologie zu sprechen (Hayes 1908, 395). Bemerkenswert ist auch die starke Reibung zwischen außerdisziplinären Erwartungen und Selbstbeschreibungen. So verwahrt die Geographie sich regelmäßig gegen die Unterstellung, dass Geographen Landschaften beschreiben, Karten erstellen und fremde Länder erkunden.² Geographie sei weit mehr als »Stadt, Land, Fluss«, heißt es etwa in einer Pressemitteilung der Deutschen Gesellschaft für Geographie.³ Und tatsächlich kann bei der Eigendarstellung eine große Bandbreite von aktuell bearbeiteten Themen benannt werden. Eine Bandbreite indes, bei der kaum ein gemeinsamer Kern ausgemacht werden kann, sondern leicht zu erkennen ist, dass sich die einzelnen Themen in der Regel an andere Diszi-

2 Vgl. die Umfrage der Neuen Zürcher Zeitung zur Frage »Was wissen Studierende anderer Fächer über Geografiestudierende?« vom 7.3.2010 (http://www.nzz.ch/magazin/nzz_campus_videos?video=1.5160686; (21.8.2011)).

3 Pressemitteilung vom 31.1.2012 (<http://idw-online.de/pages/de/news461443> (20.4.2012))

plinen anlehnen. Man orientiert sich an den fremden Problemstellungen und ergänzt diese um Raum (oder und im Effekt: begrenzt sich selbst auf Raum). In der Wirtschaftsgeographie wird der Forschung zur Ökonomie eine räumliche Perspektive hinzugefügt (vgl. z.B. die Titel von Lehrbüchern wie: »Wirtschaftsgeographie. Ökonomische Beziehungen in räumlicher Perspektive« (Bathelt/Glückler 2012)). Die Sozialgeographie möchte in Anlehnung an die Soziologie das Gesellschaft-Raum-Verhältnis erforschen (Werlen 2000, 19). Die Politische Geographie inkludiert bei ihrer Selbstbeschreibung ebenfalls alles Erdenkliche: »Political geography is the study of the spaces of politics and the politics of space.«⁴ Und in der kritischen Geographie wird Globalisierung als »ein Prozess der raum-zeitlichen Reorganisation kapitalistischer Gesellschaften« definiert, um sodann postulieren zu können, dass eine wichtige Dimension dieser Reorganisation die »skalare« – die räumliche Maßstäblichkeit sozialer Prozesse betreffende – Dimension sei (Wissen 2008, 8). Die Liste kann für andere Bindestrich-Geographien fortgeführt werden.

Wenn also innerwissenschaftliche Selektionen für den Erfolg einer Disziplin entscheidend sind, stellt sich die Frage, wie die Geographie vor diesem Hintergrund bis heute relativ erfolgreich an Universitäten vertreten und auch bekannt ist. Zwar gibt es Geographie seit 1948 nicht mehr in Harvard (Zweifel an der intellektuellen Qualität waren mitentscheidend (Barnes 2004, 123; Wright/Koch 2009)) und nachfolgend mit Ausnahme von Dartmouth auch nicht mehr an anderen Universitäten der später gegründeten Ivy League, doch die Gesamtsituation ist weniger betrüblich. Allein in Deutschland gab es 2004 an 45 Hochschulinstituten knapp 350 Professuren und über 460 Mitarbeiterstellen im Bereich der Geographie (d.h. Physio- und Humangeographie, inkl. Didaktik der Geographie) (Heinritz 2006). Zum Vergleich: Eine Studie über die Sozialstruktur der deutschen Professorenschaft in der Soziologie zählt 63 Universitätsinstitute und 4 weitere einschlägige Einrichtungen mit mindestens 320 Professuren und 16 Juniorprofessuren (ohne Soziologieprofessuren außerhalb einschlägiger Einrichtungen) (Mau/Huschka 2010, 753). Auch kann sich die Geographie weder über einen Mangel an Studierenden beklagen, noch geben die Arbeitsmarktchancen für die Absolventinnen und Absolventen Anlass zu Sorge.

Ganz offensichtlich reicht der Disziplinenbegriff allein nicht aus, um die Spannungen im Fall der Geographie begrifflich zu fassen und ihre Geschichte wie auch die aktuelle Lage zu verstehen. Daher schlagen wir vor, den kompakten Begriff der Disziplin weiter aufzulösen und von den konstitutiven Elementen *Forschungsfeld* und *Fach* zu sprechen. *Forschungsfeld* bezeichnet dann die wissenschaftliche Orientierung und Problemstellung einer Disziplin. War in der Anfangsphase wissenschaftlicher Binnendifferenzierung der Bezug auf einen

4 So die Selbstbeschreibung der Abteilung Politische Geographie des Geographischen Institutes der Universität Zürich (www.geo.uzh.ch/de/lehrstuehle-und-abteilungen/politische-geographie, (15.5.2011)).

konkreten Gegenstand als »Definiens disziplinärer Identität« wichtig und ausreichend, so wurde dieser Gegenstandsbezug in der Regel durch Problemstellungen ersetzt, die die »Gegenstandsbereiche stärker unter disziplinspezifischen Gesichtspunkten auflösen und rekombinieren« (Stichweh 1984, 18, Fn. 35). *Fach* stellt auf den parallel dazu verlaufenden Prozess der organisatorischen Verankerung in Form von Seminaren, Instituten oder ähnlichen Einrichtungen ab. Erst eine solche organisatorische Fassung ermöglicht und vereinfacht die Verfestigung der auf ein Forschungsfeld bezogenen Kommunikationen sowie die Kommunikation von Finanzierungsansprüchen. Es ist dieses Zusammenspiel von Forschungsfeld und Fach, das Disziplinen schließlich als Kommunikationszusammenhänge entstehen lässt. Die angedeutete Leistungs- oder Erfolgsdifferenz zwischen Feld und Fach der Geographie weist darauf hin, wie spannungs- und variantenreich das Verhältnis sein kann.

Der Differenz zwischen Feld und Fach der Geographie soll im Folgenden nachgegangen werden. Wie konnte es dazu kommen, dass die Geographie für andere sozialwissenschaftliche Disziplinen offenbar weder als Partner noch als Konkurrent eine wesentliche Rolle spielte und spielt und sich dennoch als Disziplin behaupten kann? Wir zeichnen dazu zunächst mit Stichweh (1984, 1999) zentrale Mechanismen wissenschaftlicher Binnendifferenzierung nach, wobei unser Fokus auf der Bedeutung von forschungsfeldkonstituierenden Problemstellungen und daran anknüpfenden Disziplintheorien liegt (2). Im nächsten Schritt zeigen wir auf, welche Schwierigkeiten sich aus der Fixierung auf Raum ergeben. Betrachtet man Raum systemtheoretisch als Medium der Kommunikation, das auf den externalen physischen Raum verweist, dann wird verständlich, weshalb es für die Geographie schwierig ist, ausgehend vom Gegenstand Raum ein disziplindefinierendes Leitproblem zu formulieren. In der Folge fehlt eine Disziplintheorie, die – nicht als normatives Unterdrückungsinstrument, wohl aber als disziplinäres Regulativ – den systematischen Aufbau von Wissen kanalisieren könnte (vgl. Hard 2003) (3). Kompensiert wird dieses Fehlen, indem sich das Fach an verschiedene andere Systeme – allen voran an das Bildungssystem und die Schule – anlehnt und so seine Autonomie herstellt und sichert (4).

2. Wissenschaft, Wahrheit und Binnendifferenzierung

Die Wissenschaft übernimmt in der funktional differenzierten Gesellschaft die Funktion der Gewinnung und Strukturierung von Erkenntnissen (Luhmann 1992; Merton 1985a, 89). Wissenschaftliche Wahrheit, das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium der Wissenschaft, kann seit den Erkenntnissen der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie zwar nicht mehr als eine approximative Annäherung an eine objektive Wahrheit verstanden werden, aber noch immer geht es um die »theoretisch und metho-

disch kontrollierte Kommunikation der Möglichkeit, Wahres für falsch und Falsches für wahr zu halten« (Baecker 2007, 127). Aussagen mit Wahrheitsanspruch sind somit als Kristallisations- und Fluchtpunkt wissenschaftlicher Kommunikation zu verstehen. »Das System operiert mit Kommunikationen, die zwar den Wert wahr oder den Wert unwahr negieren können, aber nicht die Relevanz dieser Differenz. Geht es stattdessen um die Differenz von gut und böse oder von nützlich und schädlich, läuft die Kommunikation nicht im Wissenschaftssystem ab – und dies gilt selbstverständlich auch dann, wenn Wissenschaftler sich an ihr beteiligen. Das System reproduziert sich durch Zuordnung von Kommunikationen zu diesem Code« (Luhmann 1992, 309).

Rückblickend fällt auf, dass das Größenwachstum der Wissenschaft speziell im 18. Jahrhundert zu massiven Überlastungen des Kommunikationssystems führte. Zu dieser Zeit steigerte die bereits fortgeschrittene Umstellung der Gesellschaft auf das Primat der funktionalen Differenzierung sowohl die gesellschaftlichen Informationsmöglichkeiten als auch die Informationsbedarfe (Stichweh 1984, 42). *Informationsmöglichkeiten* ergaben sich aus dem funktionsspezifisch intensivierten Umweltkontakt, sodass die Wissenschaft relativ leicht aus der Fülle der Informationen Wissenschaftsrelevantes herausgreifen und unter wahrheitsbezogenen Aspekten reorganisieren konnte. *Informationsbedarfe* stiegen, weil die jeweiligen Funktionssysteme selbst zunehmend auf die »wahrheitsbezogene Verarbeitung von Informationen« angewiesen waren (Stichweh 1984, 44). Das dadurch mitprovozierte Größenwachstum der Wissenschaft ließ interne *Freiräume* entstehen. Neue Themen und Gegenstände tauchten in der Wissenschaft auf und gleichzeitig stieß die bis dahin übliche Klassifikation des menschlichen Wissens, die seit Aristoteles zum Geschäft der Philosophie gehörte und deren Ziel es war, »daß sich aus Rang- und Reihenfolge der Wissensgebiete eine rationale Ordnung ergibt und ein geregelter Übergang von einem zum anderen möglich ist« (7), an ihre Grenzen.

Das Wachstum des Wissens führte zu internen Trennlinien, entlang derer sich disziplinäre Differenzierung vollziehen konnte (Stichweh 1984, 47): Zonen verdichteter Kommunikation entstanden und zeitgleich verringerte sich die Wechselwirkung zwischen ihnen. Obgleich die Disziplinbildung als kontingenter Prozess zu verstehen ist, kann beobachtet werden, »daß die perzipierten Interdependenzunterbrechungen in der Wirklichkeit als Auslöser [...] für die Formation je autonomer Disziplinen um gesonderte Wirklichkeitsausschnitte« fungieren (Stichweh 1984, 18; vgl. auch Barnes 2004). Die Binnenstruktur des Wissenschaftssystems ist damit weder unabhängig von der Struktur der Gesellschaft oder ihrer natürlichen Umwelt zu denken, noch ist die Systembildung durch die Umwelt determiniert (dazu grundlegend: Luhmann 2001; dazu empirisch: Merton 1985b).

Der Gegenstandsbezug ist dabei ein erster, für die Entwicklung von leistungsfähigen Disziplinen aber kein hinreichender Schritt. Nur wenn er durch eine Problemstellung ersetzt wird, die den Gegenstand zunächst aus einer spezi-

fischen Perspektive auflöst, um ihn sodann zu rekombinieren, sind neue Erkenntnisse möglich (vgl. Stichweh 1984; Weber 1985, 502; Bachelard 1978). Der Clou eines (disziplinären) Forschungsfeldes liegt also weniger in den Beobachtungsgegenständen, sondern in den Unterscheidungen, mit denen beobachtet wird (Kieserling 1999, 24) und mit denen »das beobachtete System mit einem für es selbst nicht möglichen Verfahren der Reproduktion und Steigerung von Komplexität« überzogen werden kann (Luhmann 1984, 88). Formtheoretisch können forschungsfeldkonstituierende Problemstellungen als Kontingenzformeln verstanden werden. Sie sind die Unbestreitbarkeiten des Systems im System, verhindern ein Übermaß an Kontingenz und machen Anschlüsse im System wahrscheinlicher, über die sich das System reproduziert (vgl. Fuchs 2004, 25). Es sind Disziplintheorien, die dabei für den systeminternen Aufbau von Komplexität eine Art Lenkungs- und Orientierungsfunktion übernehmen: »Eine ›kompakte‹, d. h. über gemeinsame Grundbegriffe und Erklärungsziele verfügende wissenschaftliche Disziplin [...] formiert sich auf der Basis der reflexiven Identifikation eines *allgemeinen Leitproblems*, im Hinblick auf das unterschiedliche Probleme als dessen Spezifikation gedeutet werden können« (Schneider 2008, 106). Disziplintheorien sind demnach auch Reflexionstheorien des Systems im System, d. h. Selbstbeschreibungen des Systems, die im System selbst anschlussfähig sind und über die im besten Fall »die Pointe der disziplinären Identität, nämlich die System-Umwelt-Differenz, [...] wieder ins System – in die disziplinäre Kommunikation – eingeführt wird« (Hard 2003, 380). Disziplintheorien sind auch von Bedeutung, wenn es um das Verhältnis zu anderen Disziplinen geht, d. h. um die stets mitpräsenten Prämissen der eigenen Operationen (vgl. Stichweh 1984, 48). Grundsätzlich findet das Verhältnis der Disziplinen untereinander als relativ freies Spiel zwischen den Polen Kooperation und Konkurrenz statt (Stichweh 1984, 49). Kooperationen sind insbesondere bei vorausgegangener Spezialisierung erfolversprechend. Etwa wenn genau bekannt ist, wie weit die eigenen Erklärungsansprüche reichen und man von anderen disziplinären Zugriffen ergänzende Beiträge zur eigenen Fragestellung erwarten kann (vgl. dazu fallbezogen, aber dennoch grundsätzlich: Bommes/Maas 2005). Konkurrenz ist zu spüren, wenn andere Disziplinen daraufhin beobachtet werden, ob sie im Hinblick auf eine Problemstellung die robusteren oder anschlussfähigeren Argumente verfassen, während die eigenen Texte dazu nicht oder nur von einer kleinen Gruppe wahrgenommen werden. Aus dieser wechselseitigen Beobachtung der Disziplinen im Modus der Konkurrenz oder Kooperation resultiert »eine *definit dezentrale Struktur des Wissenschaftssystems*, die nur lokal eindeutig definiert ist – durch die System-Umwelt-Perspektive der an dieser Stelle zu verortenden Disziplin –, aber zwischen zwei Orten weitgehend variieren kann« (Stichweh 1984, 51 f.). Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen: Diese Skizze der wissenschaftlichen Binnendifferenzierung trifft weder normative Aussagen über die Funktion oder Leistung des Funktionssystems Wissenschaft in der Ge-

sellschaft (vgl. Luhmann 1992, 635f.) noch dient sie als Rahmen, um die Leistungen einzelner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu bewerten. Sie schweigt auch zu alternativen und eventuell besseren Formen des Umgangs mit Wissen (vgl. dafür z.B. das Fischschuppenmodell der Allwissenheit von Campbell 1969) oder zu allgemeinen Veränderungen bei der Generierung von Wissen (vgl. dafür z.B. Gibbons et al. 1994). Vielmehr zielt sie darauf ab, Gründe für die größere oder geringere Leistungsfähigkeit von *Disziplinen* zu finden.

3. Raum als Kontingenzformel der Geographie

Die Kontingenzformel der Geographie, also die Unbestreitbarkeit des Systems im System, ist Raum. Mit der nötigen Deftigkeit heißt es im Handbuch »Key Concepts in Geography«: »Rather like sex, they [geographers] argue, without space we would not be here« (Thrift 2006, 95). Daran lässt sich die Frage anschließen, auf welche Weise es der Geographie gelingt (oder misslingt), ausgehend von Raum ein forschungsfeldkonstituierendes Problem und eine entsprechende Disziplintheorie abzuleiten.

3.1 Geographische Selbstbeschreibungen

Mit Blick auf diese Frage lohnt sich zunächst ein Blick auf den geographischen Umgang mit den eigenen Forschungstraditionen. Wird die Geschichte der Geographie nicht a priori als potenziell machtgeladener Diskurs relativiert (z.B. Livingstone 2000), stellt sich das Verhältnis merkwürdig ungebrochen-gebrochen dar. *Ungebrochen* wird auf eine bis ins griechische Altertum zurückreichende Tradition geographischen Forschens verwiesen (z.B. Gebhardt et al. 2007, 41). Herodot, Hippokrates und andere gelten dann als erste Vorfahren der Geographie und noch Montesquieu habe auf ihren Schultern gestanden. Ebenso ungebrochen und stereotyp werden Alexander von Humboldt und Carl Ritter als Begründer der modernen Geographie genannt (Werlen 2009, 148; dazu skeptisch: Schultz 2008, 62). Mit dieser Darstellung stellt sich die gegenwärtige Geographie in eine Wissenschaftstradition, die im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert von einem implizit geographischen Modus der Erfahrung geprägt war und sich als »Humboldtian Science« (»the science of measuring worldwide variables«) bezeichnen lässt (mit Verweis auf S.F. Chandler: Stichweh 1984, 46). Dieser Komplex diente als Materiallieferant für die entstehenden naturwissenschaftlichen Disziplinen, ehe er von ihnen zu national variierenden Zeitpunkten absorbiert wurde (Stichweh 1984, 46). *Ungebrochen* wird auch die Reise als geographischer Erfahrungsmodus betont. Bereits Johann und Georg Forster hätten sich bei ihrer Reise mit James Cook um realistische Beschreibungen, systematische Klassifikationen der Sammlungen und komparative Erklärungen

bemüht – Praktiken, die später als wichtige Maßstäbe auf dem Weg zu einer vollwertigen wissenschaftlichen Disziplin galten (Gregory 1994, 18f.; für Ferdinand von Richthofen vgl. Wardenga 2007).

Im Bemühen darum Fortschrittlichkeit zu demonstrieren, wird paradoxerweise parallel dazu mit den vorherigen Forschungsarbeiten auch relativ stark *gebrochen*. Das dabei zutage tretende Ausmaß, mit dem »Geschichtsbilder auf die jeweils gängige Mode zurechtgetrimmt und dann als Kampfmittel im Zuge der Durchsetzung neuer Ideen instrumentalisiert werden«, ist bemerkenswert (Wardenga 1996, 14). Zwei Geschichtsversionen stechen dabei heraus: In einer *ersten Version* berichten Geographinnen und Geographen von mannigfaltigen Veränderungen und messen der Frage nach dem allgemeinen Sinn der Geographie wenig Bedeutung bei. Etwaige definitorische Antworten auf diese Sinnfrage bewerten sie als Festrhetorik (vgl. Gebhardt et al. 2007, 43). In einer *zweiten Version* kann von einigen wenigen Versuchen berichtet werden, das geographische Paradigma als Ganzes oder mit nur wenigen Brüchen im Sinne einer Disziplintheorie zu rekonstruieren. Diese Versuche, dies wollen wir bereits vorwegnehmen, haben allerdings relativ wenig Wirkung auf das tatsächliche Treiben in der Geographie entfaltet.

Gleichwohl in der *ersten Geschichtsversion* auf eine große Zahl von Differenzen verwiesen wird, stellt sie anfangs einen Metatrend von einer Erdbeschreibung und kartographischen Welterschließung zu einer wissenschaftlichen Raumforschung fest. Wurde Raum anfangs »als ein Agens im Sinne des kausal wirksamen Containerraums« aufgefasst, so habe bereits Ratzel 1897 »Raum in biologistischer Manier als ›Lebensraum‹« und als »das Behältnis von Lebens-, Kultur-, Gesellschafts- und Wirtschaftsformen« verstanden (Werlen 2009, 148f.). Mit dieser durch Ratzel vollzogenen Etablierung der Anthropogeographie (heute würde man Humangeographie sagen) sei die Geographie »zur räumlichen Kausalwissenschaft oder genauer: zur empirischen Raumwissenschaft mit kausalem Erklärungsanspruch« geworden (Werlen 2009, 149). Obwohl bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert die Differenzierung der Geographie in Physio- und Humangeographie immer deutlicher wird, lässt die weiterhin bestehende Orientierung am Gegenstand Raum beide Bereiche glauben, dass sie ein und denselben Gegenstand bearbeiten – dies »unter Geographen laut zu bezweifeln, war noch im späteren 20. Jahrhundert karriereschädlich« (Hard 2008, 273). In den 1950er Jahren eröffnete sich mit der Idee des räumlichen Spurenlesens (Hartke 1956) die »Perspektive einer verstehenden Wissenschaft, wodurch sich der zweite radikale Wandel im disziplinären Selbstverständnis vollzog: ›von einer Raumwissenschaft zur Gesellschaftswissenschaft‹ (Eisel 1980)« (Werlen 2009, 151) – das ist der zweite und gegenwärtig abschließende Metatrend. Seitdem und bis heute versteht sich die Humangeographie wesentlich als Sozialwissenschaft. Eine Entwicklung, die zum Beispiel durch die Versuche einer systemtheoretischen Fundierung der Humangeographie von Klüter (1986) und einer handlungs- und struktura-

tionstheoretischen Einbettung von Werlen (1988; 1997) gestützt wird. Damit ist allerdings nur wenig über das Spezifikum der Geographie gesagt.

Genau um dieses Spezifikum geht es in einer *zweiten Version* der geographischen Geschichtsschreibung. Gesucht wurde die (ungewusste) Einheit der Geographie und Elemente einer noch zu schreibenden Disziplintheorie. Für die deutschsprachige Geographie sind neben anderen insbesondere die Texte von Ulrich Eisel (1980; 2008; 2009) und Gerhard Hard (1989; 1990; 1995; 1999) bemerkenswert. Ihre Thesen sollen in aller Kürze und vorrangig mit Blick auf eine geographische Problemstellung dargestellt werden.

Auf die Frage nach dem Paradigma der Geographie antwortete Eisel (2008, 1): »Der Strukturkern der klassischen Geographie besteht aus der Idee der Anpassung an konkrete Natur. Alles weitere, die Raumbegriffe, die Entwicklungsbegriffe, die Argumente für die ›Einheit der Geographie‹ usw. werden durch diesen Kern determiniert«. In diesem Paradigma ist die Landschaft das Objekt der Raumwissenschaft Geographie (Eisel 2009, 16) und essentieller Teil dieses Paradigmas ist die Landkarte: »Geographie wäre dann einfach alles Denken und Handeln, was zuletzt zu einer Landkarte führen könnte« (21). Leider habe die neue Geographie, d. h. die Wahrnehmungs-, Verhaltens- oder humanistische Geographie, die Naturadaptionproblematik und damit die Einheit des Forschungsfeldes wie auch die Idee der Landschaft leichterding aufgegeben (24). Damit habe sie sich das Problem eingehandelt, Geographie nicht mehr definieren zu können oder den »Raumbezug in diese Raumlosigkeit hineingeheimnissen zu wollen« (26). Seine Paradigmenrekonstruktion exkludiert also einen großen Teil der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Geographie ohne ihr einen Ausweg aufzeigen zu können. Fatalerweise sind auch seine Ausführungen zum klassischen Paradigma der Geographie keineswegs positiv oder zumindest für ihn keine Option, denn für dieses gab und gibt es weder eine allgemeine noch eine geographieinterne Wissenschaftstheorie. Mit diesen beiden Aspekten allein ist bereits ausreichend Distanz zur geographischen Mehrheit geschaffen. Es verwundert nicht, dass in der Geographie kaum an Eisels Arbeiten angeschlossen wurde und er selbst in die widersprüchliche Lage geriet, »ein Fach (und sein Objekt) zu lieben, ohne ihm in irgendeiner Weise dienen zu wollen oder zu können. Oder – was das gleiche auf einer anderen Ebene ist – sich im Inneren eines Faches (theoretisch und institutionell) anzusiedeln, um es ganz verlassen und von außen beobachten zu können« (Eisel 2009, 38).

Ähnlich wie Eisel suchte und sucht auch Gerhard Hard nach dem Kern der (Human-)Geographie. Geodeterministische Gedanken und damit auch Teile der Naturadaptionproblematik legte er rasch zur Seite. Raum als Explanans zu begreifen, führe zu Absurditäten und ergebe höchstens in sozialwissenschaftlichen Sonderfällen Sinn (Hard 1989, 3). Was die Geographie stattdessen seit jeher verbinde und in die Zukunft weisen könne, sei das Spurenlesen. Spurenlesen meint, Raum als Explanandum zu verstehen: »Landschaft und Raum als

Ausdrucks- und Konkretisierungsebene, als Spiegel, als Sediment, als Anzeiginstrument, als Registrierplatte, als (Ensemble von) Zeichen, Spuren, [...]; als Reagens, als Niederschlag, als Palimpsest, [...] als Artefakt, als objektierter (geformter, materialisierter) Geist ... « (4). Um die konkrete Spur aber zu verstehen, müsse man den jeweiligen Kommunikationszusammenhang – das soziale System – studieren, zu dessen Umwelt der materielle Gegenstand gehöre: »Wer Phänomene der physischen Welt [...] auf Soziales hin interpretieren will, ist unabänderlich an den spezifischen sozialen Kontext verwiesen« (5). Die weitere These lautet, dass in kleinen wie großen Räumen beabsichtigte und unbeabsichtigte Folgen sozialen Handelns – Spuren der Gesellschaft – zu finden seien. Dies ist keine Überraschung für jene, die sich im Rahmen des geographischen Kernparadigmas bewegten, denn für sie »war das Soziale nur in Form von physischen Spuren gegenwärtig und zugänglich. Ohne landschaftlich-räumliche Spur kein geographischer Gegenstand, also keine Geographie. [...] Wo immer man sich in der Geographie von dieser Ausgangslage deutlich entfernte [...], wo man also entweder die physische Welt naturwissenschaftlich-szientifisch anging oder aber die soziale Welt nicht mehr nur auf dem Umweg über die physische, zumal die landschaftlich-räumliche Welt studierte, da geriet man über die Fachgrenzen hinaus und bald auch aufs Gelände einer anderen, schon bestehenden Disziplin« (9). Zu diesem virulenten Konkurrenzproblem gesellt sich eine weitere Schwierigkeit. Weil nicht alle sozialen Prozesse Spuren im Raum hinterließen, brauche diese Geographietheorie eine angemessene Theorie des blinden Flecks oder in den Worten Hards eine »Theorie der déformation professionnelle des geographischen Auges« (9).

3.2 Die Folgelasten der Kontingenzformel

Die Tatsache, dass an Eisels und Hards Ausführungen kaum angeschlossen wurde und auch sonst keine Disziplintheorie zu erkennen ist, lässt vermuten, dass weder der Gegenstand Raum noch seine Problematisierungen in der gegenwärtigen Gesellschaft zur Konstitution eines eigenen Forschungsfeldes eignen – und dieser Verdacht wird durch theoretische Fassungen von Raum erhärtet. Mit Stichweh (1998; 2003; 2008), der dem Verhältnis von Raum und Gesellschaft aus systemtheoretischer Perspektive nachspürt, stoßen wir auf einen Raumdualismus: *Erstens* lässt sich Raum als »ein unhintergebar der Umwelt der Gesellschaft zuzurechnendes Phänomen« bestimmen (Stichweh 1998, 346). Zwar ist die Annäherung an Raum als eine Art exogen gegebenen Behälter eine unangemessene Simplifikation und zudem unvereinbar mit der Annahme autopoietischer sozialer Systeme, die ihre Grenzen nach eigenen Gesichtspunkten erzeugen (342). Doch sind räumliche Grenzen als gesellschaftsintern generierte Grenzen denkbar, wenn exogene Grenzen sozial (und das heißt kommunikativ) reinterpretiert werden (343). *Zweitens* lässt sich Raum im Anschluss an die systemtheoretischen Ausführungen zu Sinn

als Medium der Kommunikation begreifen (343). In die lose gekoppelten Elemente des Mediums prägen sich anhand von Leitunterscheidungen wie nah|fern, innen|außen, offen|geschlossen sowie über die Beobachtung von Stellen, die mit (wechselnden) Objekten besetzt werden können, Formen ein (vgl. dazu Stichweh 2003, 96ff.). Dieser Dualität von Raum als externalem Phänomen und als Medium werde, laut Stichweh, in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung nicht angemessen Rechnung getragen. Als möglicher Brückenschlag lässt sich sein Vorschlag der sozialen Kontrolle des Raumes auffassen. Kontrolle meint, »dass man einen Sachverhalt in seiner Eigenständigkeit akzeptiert, aber Operationen anschließt, die den Sachverhalt den Imperativen eines anderen Systems zu unterwerfen versuchen« (95). Kontrollstrategien vollziehen sich demnach im Medium des Raums, verweisen aber auf den externalen Raum. Durch Kontrollstrategien werden beispielsweise räumliche durch funktionale Ordnungen ersetzt, physische durch soziale Räume überlagert (z.B. Netzwerke), natürliche gegen künstliche Begebenheiten ausgetauscht, Räumlichkeit invisibilisiert (z.B. durch Mobilfunk) oder Raum domestiziert (Stichweh 2008, 157). Eigenräume der Funktionssysteme ergeben sich, indem sich in Funktionssystemen spezifische Kontrollkonzepte entwickeln und zusammenwirken (159ff.).

Interessanterweise kann diese Dualität von Raum auch als Rahmen der skizzierten geographischen Raum- und Forschungsparadigmen interpretiert werden. Beide Klammern sind der Geographie vertraut: Angefangen mit einem Verständnis von Raum als natürlichem Phänomen in der Umwelt der Gesellschaft, das sich durch das Sammeln und Kategorisieren von Sachinformationen erfassen lässt, entmaterialisierte sich der Raumbegriff im Verlauf der Versozialwissenschaftlichung der Geographie. Zunächst ergänzten soziale Aspekte den physischen Raum, ehe es zunehmend um die gesellschaftliche Konstruktion von Räumen (statt räumlichen Konditionen von Gesellschaft) ging. Schließlich ist der Gedanke, dass soziale Systeme ihre eigene Räumlichkeit hervorbringen, auch der Geographie nicht fremd. Klüter (1999) betont dies stets in Bezug auf Organisationen und Massey (1993) will den »sense of place« als Produkt gesellschaftlicher Auseinandersetzungen verstanden wissen – dies sind nur zwei von vielen Beispielen. Zugleich verführt diese Dualität von Raum zur Annahme seiner steten Relevanz. Und diese vermeintlich stete Relevanz des Gegenstands Raum verweist ihrerseits auf die Zuständigkeit der Geographie – ein Credo, dass in verschiedenen Spielarten anzutreffen ist: So wie wir täglich Geschichte machen würden, so machen wir auch täglich Geographie (Werlen 1999; 1997).

Deutlich ist zu sehen, dass die Annahme der Allgegenwart von Raum sich nicht allein aus der Idee des externalen Raums ergibt. Auch das systemtheoretische Verständnis von Raum als Medium kann zu dieser Annahme führen und den Übergang vom Gegenstand zum Problem erschweren. Denn die Logik eines Mediums liegt – analog zu Sinn – quer zu sozialen Systemen. So

können Interaktionen, Organisationen und Funktionssysteme Raum im Sinne räumlicher Unterscheidungen hervorbringen, doch dies ist keineswegs zwingend. Zu beachten ist hier auch die Differenz von sozialen und psychischen Systemen. So legt die Beteiligung von Bewusstsein an Kommunikation und das Gebot der Abständigkeit von zwei Bewusstseinen die Annahme und vielleicht auch Notwendigkeit von externalem Raum nahe, aber dies muss nicht für das Kommunikationssystem Gesellschaft gelten. Im Gegenteil kann sogar angenommen werden, dass Gesellschaft weitgehend von räumlichen Unterscheidungen absehen kann und Raum nur modal – also gerade nicht immer – für die soziale Strukturbildung relevant ist (Pott 2002).

Solange die Geographie entsprechend ihrer Kontingenzformel alles stoisch auf Raum hin beobachtet, sind die möglichen Erkenntnisgewinne überschaubar. In einer verengten Perspektive – Parole: »alles ist räumlich« – wird das beobachtete Phänomen entweder in Gänze auf Raum zurückgeführt (starke Variante) oder alle anderen potentiell relevanten Aspekte werden ausgeblendet (gemäßigte Variante). In diesem Sinn gilt zum Beispiel der Segregationsforschung die Wohnsegregation nicht allein als Indikator sozialer Ungleichheit, sondern zugleich als relevanter Faktor derselbigen. Alternative Interaktionschancen wie etwa am Arbeitsplatz werden ausgeblendet. Solche Arbeiten führen meist zu wenig überraschenden Ergebnissen, da die beobachteten Phänomene auf einen Aspekt reduziert werden, dessen Bedeutung *ex ante* gesetzt und dann empirisch bestätigt wird. In einer breiteren Perspektive läuft Raum hingegen nur noch legitimierend am Rande mit. Er dient dann primär dazu, eine Raumeinheit oder häufiger ein Phänomen in einer Raumeinheit als Forschungsgegenstand empirisch abzugrenzen oder zu lokalisieren. Da Raum jedoch (beispielsweise im Unterschied zu Funktionssystemen) von sich aus auf keine Interdependenzunterbrechungen verweist, bleibt seine konkrete Bedeutung in diesen Arbeiten meist ungeklärt (vgl. zu diesem Problem auch die Überlegungen am Beispiel der Stadtsoziologie: Häußermann / Siebel 1978).

Dass aus solchen Forschungen selten ein Mehrwert für die referierte Disziplin entsteht, ist auch daran zu erkennen, dass sich andere Disziplinen mit dem Thema Raum beschäftigen können, ohne sich notwendigerweise oder in nennenswertem Umfang auf einen geographischen Wissensstand zu beziehen (vgl. dazu die vielen Beiträge in: Günzel 2009; Krämer-Badoni / Kuhm 2003). Da der überwiegende Teil der sozialwissenschaftlichen Disziplinen in Relation zu Funktionssystemen als Reflexionswissenschaft begriffen werden kann (zum Beispiel die Wirtschafts-, Politik-, Erziehungs- und Rechtswissenschaft – wenngleich mit zum Teil starken professionswissenschaftlichen Zügen) und alle Sozialsysteme Raum erzeugen können, ist Raum im Umkehrschluss für all diese Disziplinen ein potentielles Thema, dem sie sich aus der Perspektive ihrer jeweiligen disziplindefinierenden Problemstellung aber recht mühe-los annähern können. So macht etwa die Politikwissenschaft Raum durch die Beobachtung von politischen Grenzen und nationalstaatlicher Territorialität in

weiten Teilen indirekt zu ihrem Gegenstand – und blickt damit (auch) auf Eigenräume der Politik. Und die wesentlich von Paul Krugman (1998) begründete (wirtschaftswissenschaftliche!) Neue Ökonomische Geographie beschäftigt sich mit Agglomerationsprozessen, Standorttheorien und Transportkosten, also mit Raumdomestikationen im Wirtschaftssystem.⁵ In Konkurrenz oder Kooperation mit der Geographie – und sei es nur als Abstoßpunkt für die eigenen Thesen und Argumente – sehen sich diese Forschungsfelder aber ganz offensichtlich nicht. Oder von einer anderen Warte aus betrachtet: Der Geographie gelingt es nicht, diese Forschungsfelder als geographische zu markieren. Auf geographische Arbeiten wird in der Regel nicht verwiesen und wenn doch, geschieht dies entweder – etwa in der Debatte des Spatial Turns – auf eine Weise, von der sich die Geographie ironischerweise eher distanziert (vgl. zum Spatial Turn: Döring/Thielmann 2008; zur Kritik aus der Geographie siehe z.B. Lossau/Lippuner 2004; Hard 2008). Oder aber die Zitationen beziehen sich allein auf interessante Empirie und erfolgen isoliert, d. h. ohne den Blick auf einen breiteren geographischen Wissensstand.

Eine ansatzweise Raumproblematisierung klingt in einem Bereich geographischer Arbeiten an, die sich – so könnte man es mit Stichweh (2003; 2008) benennen – empirisch mit der Beschreibung gesellschaftlicher Strategien zur Kontrolle des Raumes beschäftigen. Dabei lassen sich grob zwei Stränge unterscheiden: Ein Strang beobachtet die gesellschaftliche Errichtung präziser räumlicher Ordnungen (Stichweh 2003, 100) und damit die Affirmation von Raum. Als Beispiel zu nennen wäre hier die geographische Mobilitätsforschung, die Verkehrssysteme, Logistik oder Mobilitätsverhalten in den Blick nimmt. Ein zweiter Strang fokussiert auf der Beobachtung von Prozessen der Invisibilisierung, Substitution oder Überlagerung von (externalem) Raum und damit auf Strategien, die darauf zielen, Raumverweise kommunikativ zu umgehen und Raum gesellschaftlich weniger sichtbar zu machen. Die mit letzteren Ansätzen implizit einhergehende Raumproblematisierung bleibt theoretisch jedoch latent. Würde sie explizit, käme die Geographie kaum umhin, den Raum (ganz gleich ob sozial erzeugt oder nicht) und seine Relevanz für gesellschaftliche Strukturbildung selbst kontingent zu setzen. Formtheoretisch stieße sie damit auf ihre Nullmethodologie: »Die Null ist das, was das System nicht einschließen kann, aber irgendwie einschließen muß, oder einfacher: Etwas, das vorkommt und im System symbolisiert werden muß als dasjenige, was von ihm nicht bearbeitet werden kann« (Fuchs 2004, 29). Die Frage, *ob* Raum in einem Sozialsystem erzeugt wird und *ob* er mit Blick auf dieses oder jenes gesellschaftliche Phänomen eine Rolle spielt, bleibt somit anderen Disziplinen vorbehalten. Sollte die Antwort aber negativ ausfallen, so ist das Thema für die Geographie im Nachhinein und damit von vornherein erledigt.

5 Ironischerweise – und zum Ärger der Wirtschaftsgeographie – sind die Arbeiten von Krugman außerhalb der Geographie, jedoch nicht nur in den Wirtschaftswissenschaften, oft die erste Assoziation zum Thema Wirtschaftsgeographie.

4. Geographische Anlehnungskontexte

Die Geographie, das wurde verdeutlicht, stößt bei der Formulierung einer forschungsfeldkonstituierenden Problemstellung auf Schwierigkeiten, die auf die Eigenschaften von Raum als Gegenstand und auf das Verhältnis von Raum und gesellschaftlicher Differenzierung zurückzuführen sind. Der Erfolg als Fach im Sinne einer organisatorischen Verankerung wirft die Frage auf, wie es der Disziplin auch ohne ein klar abtrennbares Forschungsfeld gelang, sich als autonome Disziplin an vielen Universitäten zu etablieren.

Um diese auffällige Lage zu verstehen, ist es hilfreich an den Unterschied zwischen Autonomie und Unabhängigkeit zu erinnern. Ersteres bedeutet nicht Unabhängigkeit von allen Leistungserwartungen, sondern die Pluralisierung der Abhängigkeiten eines Systems, die »dem System Freiräume verschafft, weil das System sich zu gegebenen Zeitpunkten dafür entscheiden kann, sich auf diejenigen Abhängigkeiten zu stützen, die mit seiner eigenen Interessenrichtung am besten übereinstimmen, und andere Abhängigkeiten, die es als beschränkend erfährt, temporär zurückzudrängen« (Stichweh 2009, 44). Weil es zudem in hochentwickelten Gesellschaftssystemen Strukturzusammenhänge »zwischen (1) funktionaler Systemdifferenzierung, (2) hoher Autonomie der Teilsysteme, (3) selbstreferentieller Operationsweise und (4) Möglichkeiten der Steigerung wechselseitiger Unabhängigkeit und Abhängigkeit zugleich« zu geben scheint, kann eine Bestandschance darin gesehen werden, Einheitlichkeit »durch Interdependenzen zwischen den Teilsystemen« zurückzugewinnen (Luhmann 2009, 155). Um welche Art von Interdependenzen es sich handeln kann, ist eine empirisch offene Frage. Aus der gezielten Berücksichtigung von Leistungserwartungen sowie aus der konkreten Gestaltung dieser Anlehnungskontexte kann ein System – hier eine Disziplin – einen Teil seiner gesellschaftlichen Legitimität begründen.

Genau diese Art von Interdependenzen hat Latour (1999, 80 ff.) vor Augen, wenn er metaphorisch darauf aufmerksam macht, dass der »wissenschaftliche Blutkreislauf« nicht ohne Bezug auf die übrige Gesellschaft funktioniere. Demnach beruhe Wissenschaft und damit jede Disziplin zunächst darauf, dass sie zeigen muss, welche Beziehungen überhaupt zwischen den Dingen bestehen (86). Neben dieser »Mobilization of the world« (also der Problemstellung) gehe es einer Disziplin auch um die Autonomisierung (also um Selbstreferentialität und Autopoiesis), um Allianzen (also um die Platzierung in Relation zu anderen relevanten Forschungsfeldern und Fächern) und um öffentliche Repräsentation (also um Legitimation zwecks Finanzierung) (Latour 1999, 100). Welche Interdependenzen und Anlehnungskontexte lassen sich im Fall der Geographie beobachten, die gesellschaftliche Legitimation herstellen und vielleicht auch im disziplinären Binnenverhältnis Bindungskraft entfalten?

Es sind zwei Strategien oder Anlehnungskontexte, die seit den Anfangsjahren der Geographie immer wieder herausragen. So bemüht sich die Geographie

zwei gesellschaftliche Bedarfe besonders gut zu befriedigen: einen allgemeinen bildungsbürgerlichen Anspruch sowie Informationsbedarfe, die sich aus beschleunigten Globalisierungsprozessen ergeben (Schultz 2008, 62). Geographisches Wissen galt, »durch Kant und Herder prominent bestätigt, für Zeitungsleser und viele Berufe als notwendig, nützlich, unterhaltsam und bildend« (62). Allerdings reichten diese Bedarfe zumindest in Deutschland nicht aus, um die Geographie sofort als eigenes Fach zu etablieren. Noch in den ersten beiden Dritteln des 19. Jahrhunderts wurden geographische Inhalte und Vorlesungen an anderen Instituten vermittelt. Erst die Reichsgründung 1871 führte zur Etablierung der ersten Geographieprofessuren. Offensichtlich konnte sich auch Deutschland der zunehmenden Globalisierung und der damit verbundenen Notwendigkeit von Wissen über ferne und fremde Räume nicht mehr entziehen. Das Sammeln und Aufbereiten von Informationen auf der einen Seite und die Verbindung zur Schulgeographie auf der anderen waren fortan wichtige Legitimationsstützen in einem nationalen Umfeld. So argumentierte man beispielsweise, dass die vermeintlich zerrissenen deutschen Landschaften eigentlich ein harmonischer (nationaler) Dreiklang von Tiefland, Mittelgebirge und Alpen seien (Schultz 1998, 101). Der nationalistische Ton ist mehrheitlich verschwunden, doch die beiden Stützen wirken bis heute.

Mit Blick auf die Informationsbedürfnisse – man denke an die zahlreichen Karten in den Massenmedien – muss heute allerdings bezweifelt werden, ob das Fach und die praktizierte Einzel- oder Kleinstgruppenforschung noch im Vorteil gegenüber den statistischen Abteilungen von Nationalstaaten oder globalen Organisationen (z. B. OECD, UNO) sind. Die Präsenz dieser Berichte im Internet übertrifft geographische Kompendien in Umfang, Verfügbarkeit und Aktualität deutlich. Auch stammen populäre Weltpräsentationen wie der Atlas der Globalisierung aus dem Hause der *Le Monde Diplomatique* nicht primär aus geographischer Feder.

Ungebrochener ist die Verbindung zur Schule. Hier reagiert das Fach Geographie auf das strukturelle Legitimationsdefizit der Wissenschaft in einer erfolgreichen und vermutlich einzigartigen Weise. Grundsätzlich resultiert dieses Legitimationsdefizit aus der Tatsache, dass das Funktionssystem Wissenschaft seine Arbeitsleistung nicht asymmetrisch einem Publikum gegenüberstellt, sondern zunächst nur anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (Luhmann 1992, 625; Stichweh 1984, 85). Auch kennt das Wissenschaftssystem keine »Populärinklusion« einer breiteren Öffentlichkeit oder institutionalisierte »Formen der Rückäußerung des Publikums oder der Beobachtung der Publikumsreaktionen« (Stichweh 2005, 28). Eine generelle Legitimationschance für jede Disziplin, und damit verbunden gesellschaftliche Inklusion, besteht in der funktionellen Assoziation mit dem Erziehungssystem (Stichweh 1984, 46; 2005, 29). Dies kann die Hochschulbildung wie auch die schulische Erziehung betreffen. Für die Geographie gilt, dass sie in Bezug auf die Hochschulbildung in eine Reihe von anwendungsbezogenen

Studiengängen involviert ist. Zu nennen sind hier Beispiele wie die Fakultät Raumordnung an der TU Dortmund, das »Netzwerk Stadt und Landschaft« an der ETH Zürich oder die »S4 – Initiative in Spatial Structures in the Social Sciences« an der Brown University. Sie alle verbinden Forschung zu gesellschaftsrelevanten Herausforderungen und Ausbildung. Während solche Konstellationen für viele Disziplinen zu finden sind, ist der starke geographische Fokus auf die schulische Bildung eine Besonderheit, die so bei keiner zweiten an Universitäten gelehrten Wissenschaft zu finden ist (Schultz 1989).

Als weiteres Legitimationsprinzip ebenfalls aus dem Bildungsbereich ist schließlich die enge Bindung zwischen Geographischen Gesellschaften und geographischen Hochschulinstituten bemerkenswert. Diese bildungsbürgerlichen Einrichtungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts haben zwar an Bedeutung verloren und stehen, angesichts des durchschnittlichen Alters ihrer Mitglieder, vor demographischen Herausforderungen. Von Seiten der Hochschulinstitute wird diese Verbindung aber nach Möglichkeit aufrechterhalten, auch wenn die Gesellschaften keine repräsentativen Sprecherrollen für die Geographie mehr einnehmen.

5. Fazit

Die Erkundungen zur Entwicklung der (human-)geographischen Disziplin und ihrer heutigen Lage haben auf vielfältige Besonderheiten dieser Disziplin im Unterschied zu vielen anderen (sozial-)wissenschaftlichen Disziplinen aufmerksam gemacht. Die begriffliche Differenzierung des kompakten Disziplinenbegriffs in Feld und Fach lässt verständlich werden, warum sich die Geographie trotz fehlender Einheit und forschungsfeldkonstitutiver Problemstellung als Disziplin etablieren konnte: Legitimität stellt sie primär über nicht-wissenschaftliche Anlehnungskontexte her. Inwieweit Leistungsunterschiede zwischen Feld und Fach auch für andere Disziplinen bedeutsam sind, konnte hier nicht geklärt werden.

Auch wenn bei der Entwicklung zwischen Feld und Fach letztlich nicht mehr streng zwischen Ursache und Wirkung unterschieden werden kann, haben wir die These vertreten, dass die Disziplin Geographie ihre fehlende Abgrenzung als ein Forschungsfeld durch das Ausweichen in die Praxis kompensiert. Praxis ist dabei als *Práxis* im Sinne von Aristoteles zu verstehen, d. h. als eine Tätigkeit, die sich selbst genügt und die man um ihrer selbst willen unternimmt: »Geography is what Geographers do« lautet dann die disziplinäre Rettungsformel. Ihr Ursprung ist unklar, in der Regel wird sie jedoch auf Almon Ernest Parkins zurückgeführt (Whitaker 1941, 48), wo es erläuternd heißt: »Who then should decide what geography is, what its content, what its philosophy? It is the worker in the field of geography that will have the greatest influence in fixing its content and philosophy. Writes one geographer: »A

subject consists of the field or fields actually cultivated by its workers« (Parkins 1934, 221). Poiésis, d. h. das wiederholte Bewirken oder Herstellen von bestimmten Problemen und Fragestellungen, findet in der Disziplin kaum statt (Baecker 2007, 108; Baecker/Kluge 2003, 23). Der Modus dieser Feldbestimmung soll hier nicht normativ kritisiert werden, aber mit Blick auf die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit einer Disziplin deutet vieles darauf hin, dass sie einem strukturierten Wissensaufbau im Wege steht. Die in der Geographie stets mitschwingende Annahme der Allgegenwart und permanenten Relevanz von Raum ist ohne Problemstellung und Disziplintheorie kaum zu kontrollieren. Es gibt nur selten Kriterien und Instrumente, »um das disziplinär Bedeutsame aus der ›Alltagswirklichkeit‹ herauszufiltern bzw. ›herauszukonstruieren« (Hard 2003, 178). Bezeichnendes Ergebnis dieser kommunikativen Überlastung ist eine Bewertung der Wirtschaftsgeographie: »Perhaps the most striking feature of the history of economic geography is the lack of overall disciplinary progress. Later approaches rarely take up and refine ideas contained in earlier ones. Rather, much more likely is caustic criticism and rejection« (Barnes 2009, 320). Und als ob das für ein Forschungsfeld nicht schon schlimm genug wäre, heißt es weiter: »Contemporary economic geography is almost unrecognizable by comparison. It is intellectually lively, open, eclectic, pluralist, possibly chaotic and anarchic. Inconstancy is the only constant, inconsistency the only consistency« (325).

In Ermangelung disziplininterner Qualitätsmaßstäbe bleibt der Geographie nichts anderes übrig, als auf disziplin- oder wissenschaftsexterne Kriterien zurückzugreifen (z. B. gesellschaftliche Relevanz oder regionale Einbindung) (Hard 2003, 180). Dass dies möglich ist, zeigt die Geschichte. Auch kann die Geographie davon profitieren, dass Universitäten nicht *cosmopolitan, nation-state universities* sind, so Clark Kerr (1991), sondern sich als *cosmopolitan local institutions* verstehen (Stichweh 2000, 137). Konkret kann das bedeuten, dass auffallend viele Forschungs- und insbesondere Qualifikationsarbeiten relativ weit entfernt vom Ort der aktuellen Beschäftigung stattfinden – und dies auch betont wird –, hingegen bei Rekrutierungsgesprächen versprochen wird, auch in räumlicher Nähe zur eigenen Institution zu forschen und die lokale Einbettung nicht zu vergessen. Immer wieder aufs Neue zeigt die Geographie sich gegenüber den Bedürfnissen der Umwelt flexibel, ohne auf etwaige Problemstellungen zu achten. So macht allein die Lage der bearbeiteten Themen selbige zu geographischen – in der Nähe wie in der Ferne.

Das Ausweichen in die Praxis und die Orientierung an außerwissenschaftlichen Bedürfnissen ist auch eine Reaktion auf den Charakter des Gegenstands Raum in Relation zur Struktur der Gesellschaft. Anscheinend ist er nicht in einer für eine Disziplin handhabbaren Weise zu problematisieren. Sei es wegen der dabei drohenden Überlastung eines Kommunikationszusammenhanges, sei es weil andere Disziplinen sich dem Thema in angemessener Weise selbst widmen. Und andersherum und dazu komplementär: Begreift

man die Geographie vor diesen Hintergründen als ein Ausbildungsfach mit einer im Kern multiplen Orientierung, dann ist »Raum« als eine attraktive Möglichkeit zu bewerten, die fehlende Problembezogenheit des geographischen Interesses zu verschleiern, indem ein Gegenstand benannt wurde, der nur wenig ausschließt und dabei zumindest vordergründig Geschlossenheit vermittelt.⁶ Eine Änderung zeichnet sich derzeit nicht ab.

Literatur

- Bachelard, Gaston (1978): Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beiträge zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2007): Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk/Kluge, Alexander (2003): Vom Nutzen ungelöster Probleme. Berlin: Merve.
- Barnes, Trevor J. (2004): The rise (and decline) of American regional science: lessons for the new economic geography? *Journal of Economic Geography* 4, 107-129.
- Barnes, Trevor J. (2009): Economic Geography. S. 315-327 in: Rob Kitchin/Nigel Thrift (Hrsg.), *International Encyclopedia of Human Geography: Economic Geography*. Amsterdam et al.: Elsevier.
- Bathelt, Harald/Glückler, Johannes (2012): Wirtschaftsgeographie. Ökonomische Beziehungen in räumlicher Perspektive. Stuttgart: Eugen Ulmer.
- Bommes, Michael/Maas, Utz (2005): Interdisciplinarity in Migration Research: On the Relation between Sociology and Linguistics. S. 179-202 in: Michael Bommes/Ewa Morawska (Hrsg.), *International Migration Research: Constructions, Omissions and the Promises of Interdisciplinarity*. Aldershot: Ashgate.
- Campbell, Donald T. (1969): Ethnocentrism of disciplines and the fish-scale model of omniscience. S. 328-348 in: Muzafer Sherif/Carolyn W. Sherif (Hrsg.), *Interdisciplinary Relationships in the Social Sciences*. Chicago: Aldine Press.
- Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hrsg.) (2008): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Dürr, Heiner (2005): Kulturwissenschaften mit Geografie, doch ohne Geographen. Anmerkungen zum Handbuch der Kulturwissenschaften. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 79, 137-150.
- Eisel, Ulrich (1980): Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer »Raumwissenschaft« zur Gesellschaftswissenschaft. Kassel: Gesamthochschule Kassel.
- Eisel, Ulrich (2008): Moderne Geographie mit atavistischen Methoden. Über die undeutliche Wahrnehmung eines deutlichen Paradigmas. S. 1-37 in: Geographisches Institut der Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.), *Klassische Geographie. Geschlossenes Paradigma oder variabler Denkstil. Eine Kritik von Ulrich Eisel und eine Replik von Hans-Dietrich Schulz*. Berlin: Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Eisel, Ulrich (2009): Die Hintergründe des Raumes. Eine Einführung in die Verflechtung von einigen Gedanken. S. 15-40 in: Ulrich Eisel (Hrsg.), *Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Fuchs, Peter (2004): Das System und die Welt der Beratung. Zu einem Hans-Dampf in allen Gassen. Manuskript. www.fen.ch/texte/gast_fuchs_beratung_05.pdf (27.8.2011).
- Gebhardt, Hans/Glaser, Rüdiger/Radtke, Ulrich/Reuber, Paul (Hrsg.) (2007): *Geographie*. München: Elsevier.
- Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzman, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The new production of knowledge. The dynamics of science and research in contemporary societies*. London: Sage.

6 Diese zu unserem Argument komplementäre Volte verdanken wir dem/der Gutachter/in.

- Gregory, Derek (1994): *Geographical Imaginations*. Cambridge/Oxford: Blackwell.
- Groß, Matthias (2001): *Die Natur der Gesellschaft. Eine Geschichte der Umweltsoziologie*. Weinheim/München: Juventa.
- Günzel, Stephan (Hrsg.) (2009): *Raumwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hard, Gerhard (1989): Geographie als Spurenlesen. Eine Möglichkeit, den Sinn und die Grenzen der Geographie zu formulieren. *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 33, 2-11.
- Hard, Gerhard (1990): »Was ist Geographie?« Re-Analyse einer Frage und ihrer möglichen Antworten. *Geographische Zeitschrift* 78, 1-14.
- Hard, Gerhard (1995): *Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo*. Osnabrück: Rasch.
- Hard, Gerhard (1999): Raumfragen. S. 133-162 in: Peter Meusburger (Hrsg.), *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Hard, Gerhard (2003 [1982]): Studium in einer diffusen Disziplin. S. 173-230 in: Gerhard Hard (Hrsg.), *Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie*, Band 2. Osnabrück: V&R unipress.
- Hard, Gerhard (2003 [1990]): Was ist Geographie? Re-Analyse einer Frage und ihrer möglichen Antworten. S. 371-386 in: Gerhard Hard (Hrsg.), *Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie*, Band 2. Osnabrück: V&R unipress.
- Hard, Gerhard (2008): Der *Spatial Turn*, von der Geographie her beobachtet. S. 263-315 in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Hartke, Wolfgang (1956): Die »Sozialbrache« als Phänomen der geographischen Differenzierung der Landschaft. *Erdkunde* 10, 257-269.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1978): *Thesen zur Soziologie der Stadt*. Leviathan 6, 484-500.
- Hayes, Edward C. (1908): *Sociology and Psychology; Sociology and Geography*. *The American Journal of Sociology* 14, 371-407.
- Heinritz, Günter (2006): *Umfrage zur Stellsituation der Geographie an den deutschen Hochschulen. Beitrag zur Mitgliederversammlung des VGDH in Frankfurt, 2006*. München. Geographisches Institut, LMU München (unveröffentl. Ms.).
- Kerr, Clark (1991): *International Learning and National Purposes in Higher Education*. *American Behavioral Scientist* 35, 17-42.
- Kieserling, André (1999): *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Klüter, Helmut (1986): *Raum als Element sozialer Kommunikation*. Gießen: Geographisches Institut.
- Klüter, Helmut (1999): Raum und Organisation. S. 187-212 in: Peter Meusburger (Hrsg.), *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Krämer-Badoni, Thomas/Kuhm, Klaus (Hrsg.) (2003): *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Krugman, Paul (1998): *What's New About The New Economic Geography*. *Oxford Review of Economic Policy* 14, 7-17.
- Latour, Bruno (1999): *Pandora's Hope. Essays on the Reality of Science Studies*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Livingstone, David N. (2000): *Geography, History of*. S. 304-308 in: Ron J. Johnston/Derek Gregory/Geraldine Pratt/Michael Watts (Hrsg.), *The Dictionary of Human Geography*. Oxford: Blackwell.
- Lossau, Julia/Lippuner, Roland (2004): *Geographie und Spatial Turn*. *Erdkunde* 58, 201-211.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1992): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2001 [1988]): Erkenntnis als Konstruktion. S. 218-242 in: Oliver Jahraus (Hrsg.), *Niklas Luhmann. Aufsätze und Reden*. Leipzig: Reclam.

- Luhmann, Niklas (2009 [1980]): Machtkreislauf und Recht in Demokratien. S. 148-158 in: Ders. (Hrsg.), *Soziologische Aufklärung 4: Aufsätze zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Massey, Doreen (1993): Power-geometry and a progressive sense of place. S. 59-69 in: Jon Bird/Barry Curtis/Tim Putnam/George Robertson/Lisa Tuckner (Hrsg.), *Mapping the Futures: Local cultures, global change*. London/New York: Routledge.
- Mau, Steffen/Huschka, Denis (2010): Who is Who? Die Sozialstruktur der Soziologie-Professorenschaft in Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 62, 751-766.
- Merton, Robert K. (1985a): Die normative Struktur der Wissenschaft. S. 86-99 in: Robert K. Merton (Hrsg.), *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Merton, Robert K. (1985b): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. S. 100-116 in: Robert K. Merton (Hrsg.), *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Parkins, Almon E. (1934): The Geography of American Geographers *Journal of Geography* 33, 221-230.
- Pott, Andreas (2002): Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration. Opladen: Leske + Budrich.
- Schmidt, Holger (2004): Theorieimport in die Sozialgeographie. Eine Analyse und Interpretation von Texten und Interviews mit Helmut Klüter und Benno Werlen. Osnabrück: Fachgebiet Geographie.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (2008): Zur Struktur universalistischer Theorien. S. 105-148 in: Andreas Balog/Johann August Schüle (Hrsg.), *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft*. Wiesbaden: VS.
- Schultz, Hans-Dietrich (1989): Die Geographie als Bildungsfach im Kaiserreich. Osnabrück.
- Schultz, Hans-Dietrich (1998): Deutsches Land – deutsches Volk. Die Nation als geographisches Konstrukt. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 72, 85-114.
- Schultz, Hans-Dietrich (2008): Vorletzte Antworten auf letzte Fragen zur klassischen Geographie. Eine Reaktion auf Ulrich Eisels Kritik. S. 39-276 in: Geographisches Institut der Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.), *Klassische Geographie. Geschlossenes Paradigma oder variabler Denkstil. Eine Kritik von Ulrich Eisel und eine Replik von Hans-Dietrich Schulz*. Berlin: Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Stichweh, Rudolf (1984): Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. *Physik in Deutschland 1740-1890*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf (1998): Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie. *Soziale Systeme* 4, 341-358.
- Stichweh, Rudolf (1999): Globalisierung von Wirtschaft und Wissenschaft: Produktion und Transfer wissenschaftlichen Wissens in zwei Funktionssystemen der Gesellschaft. *Soziale Systeme* 5, 27-39.
- Stichweh, Rudolf (2000 [1998]): Globalisierung der Wissenschaft und die Rolle der Universität. S. 130-145 in: Rudolf Stichweh (Hrsg.), *Die Weltgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf (2003): Raum und moderne Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raums. S. 93-102 in: Thomas Krämer-Badoni/Klaus Kuhm (Hrsg.), *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Stichweh, Rudolf (2005): Inklusion und Exklusion. *Studien zur Gesellschaftstheorie*. Bielefeld: transcript.
- Stichweh, Rudolf (2008): Kontrolle und Organisation des Raumes durch Funktionssysteme der Weltgesellschaft. S. 149-164 in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript.

- Stichweh, Rudolf (2009): Autonomie der Universitäten in Europa und Nordamerika: Historische und systematische Überlegungen. S. 38-49 in: Jürgen Kaube (Hrsg.), *Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik*. Berlin: Wagenbach.
- Thrift, Nigel (2006): Space: The Fundamental Stuff of Human Geography. S. 95-107 in: Sarah L. Holloway/Stephen P. Rice/Gill Valentine (Hrsg.), *Key Concepts in Geography*. London: Sage.
- Wardenga, Ute (1996): Geographie als Chorologie – Alfred Hettners Versuch einer Standortbestimmung. S. 1-17 in: Dietrich Barsch/Werner Fricke/Peter Meusburger (Hrsg.), *100 Jahre Geographie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (1895-1995)*. Heidelberg: Geographisches Institut der Universität Heidelberg.
- Wardenga, Ute (2007): Ferdinand von Richthofen – Then and Now. An Introduction. *Die Erde* 138, 301-311.
- Weber, Max (1985 [1917]): Der Sinn der ›Wertfreiheit‹ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. S. 489-540 in: Johannes Winckelmann (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr.
- Werlen, Benno (1988): *Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Werlen, Benno (1997): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Werlen, Benno (1999 [1995]): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Werlen, Benno (2000): *Sozialgeographie. Eine Einführung*. Bern: UTB.
- Werlen, Benno (2009): Geographie/Sozialgeographie. S. 142-158 in: Stephan Günzel (Hrsg.), *Raumwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Whitaker, J. Russell (1941): Almon Ernest Parkins. *Annals of the Association American Geographers* 31, 46-50.
- Wirths, Johannes (2001): *Geographie als Sozialwissenschaft!? oder: Über Theorie. Probleme in der jüngeren deutschsprachigen Humangeographie*. Kassel: Gesamthochschule Kassel.
- Wissen, Markus (2008): Zur räumlichen Dimensionierung sozialer Prozesse. Die *Scale-Debatte* in der angloamerikanischen *Radical Geography* – eine Einleitung. S. 8-32 in: Markus Wissen/Bernd Röttger/Susanne Heeg (Hrsg.), *Politics of Scale. Räume der Globalisierung und Perspektiven emanzipatorischer Kritik*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Wright, Richard/Koch, Nathalie (2009): Ivy League and Geography in the US. S. 616-621 in: Rob Kitchin/Nigel Thrift (Hrsg.), *International Encyclopedia of Human Geography: Disciplinary Matters*. Amsterdam et al.: Elsevier.

Dr. Pascal Goeke
 Geographisches Institut, Universität Zürich
 Winterthurerstrasse 190, CH-8057 Zürich
 pascal.goeke@geo.uzh.ch

Evelyn Moser, M. A.
 Graduate School of Humanities and Social Sciences
 Soziologisches Seminar, Universität Luzern
 Frohburgstrasse 3, CH-6002 Luzern
 evelyn.moser@unilu.ch

Glückler, J. und Goeke, P. (2009): Geographie sei, was Geographen tun: Ein Blick hinter den Organisationsplan einer Disziplin. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 83(3), 261-280.

Johannes GLÜCKLER, Heidelberg
Pascal GOEKE, Frankfurt/M.¹

Geographie sei, was Geographen tun: Ein Blick hinter den Organisationsplan einer Disziplin

Summary

This paper presents an empirical analysis of the disciplinary architecture as being constructed by the research activities of its academics. We assert that the research fields in geography represent knowledge places, in which knowledge is continuously being created and refuted and that geographers' activities in different research fields build the foundation of knowledge transfer within geography. Based on these assumptions this paper provides an analysis of a so far unknown picture of the internal knowledge structure of the discipline. Applying the method of social network analysis to the self-descriptions of academic geographers in the German association of geographers (VGDH) we typify four roles to the research fields in geography: legitimate giants, specialists, integrators and a residual category. The result is a picture of geography which differs markedly from familiar normative organization charts and offers new insights about the architecture of knowledge in academic geography. We hope to inspire alternative reflections on the conception of geography as an academic discipline.

1 Einleitung

Fragen nach dem Kern einer wissenschaftlichen Disziplin, nach ihrem Selbstverständnis und ihrer Selbstorganisation sowie nach ihrem Forschungsstand und ihren Erkenntniserwartungen gehören zum bekannten Reflexionsmodus eines jeden wissenschaftlichen Teilbereiches. Zwar kann die wissenschaftliche Selbstreflexion innerhalb der Disziplin Geographie nicht als das Steckenpferd des Faches beschrieben werden, doch die Frage nach dem Wesen des Faches und eine Reihe verwandter Fragen sind regelmäßige Bestandteile im Selbstvergewisserungs- und Abgrenzungsprozess seit ihrer wissenschaftlichen Institutionalisierung am Ende des 19. Jahrhunderts (RYAN 2004). Bereits ein flüchtiger Blick auf die Struktur solcher Selbstvergewisserungsdiskussionen führt jedoch die Problematik vor Augen. Der Versuch auf *Was-ist-Fragen*, d.h. konkret auf die Frage, ob dieses oder jenes noch Geographie sei, eine Antwort zu finden, hat Zweifel über die Angemessenheit der

¹ Wir danken dem VGDH für die Bereitstellung der Daten in digitaler Form. Für kritische, konstruktive Kommentare zu früheren Versionen sind wir Marc Boeckler, Ingrid Hemmer, Peter Lindner und Andreas Pott verpflichtet. Benjamin Respondek sei für die Aufbereitung der Rohdaten gedankt. Die Verantwortung für die Argumente übernehmen allein die Autoren.

Frage ausgelöst (HARD 1973). Die Suche nach dem Kern der Geographie führt zudem „regelmäßig aus einem empirischen (oder deskriptiven) Wortgebrauchsdiskurs in einen *normativen Wortgebrauchsdiskurs*“ hinein (HARD 1990, 4). Nicht Ist-, sondern Soll-Aussagen über die wissenschaftliche Geographie und ihre Gliederung sind das Ergebnis (UHLIG 1970; LESER u. SCHNEIDER-SLIWA 1999; oder jüngst GEBHARDT et al. 2007). Und obwohl Konsens angestrebt wird, ist Dissens zu vernehmen.

Diesen Beitrag motiviert die Leerstelle zwischen dem Normdissens darüber was Geographie sein soll, und dem was forschende Wissenschaftler in der Praxis tatsächlich tun. Die häufig zitierte Auffassung, dass Geographie sei, was Geographen tun (vgl. WHITAKER 1941, 48; PARKINS 1934, 221), bemüht sich gerade darum, apriorische Normverengungen zu vermeiden. Als pragmatische Bestimmung fragt sie nicht zuerst nach der legitimierenden Sollvorstellung des Fachs, sondern lenkt den Fokus auf die tatsächliche Praxis des teilnehmenden Forschers: „It is the worker in the field of geography that will have the greatest influence in fixing its content and philosophy“ (PARKINS 1934, 221). Während es an Sollvorstellungen einzelner über das Fach nicht mangelt, fehlt es an Kenntnis darüber, wie sich das Fach als Gesamtheit der Einzelbeiträge konfiguriert. Wir werden in diesem Beitrag hinter den Organisationsplan des Fachs schauen und danach fragen, *wie* in der Geographie zusammengearbeitet wird. Diese Frage basiert auf der Annahme, dass Interaktionen entscheidend für Wissensaneignung und -herstellung sind, dass also nicht das Wissen in den Individuen vorrangig bedeutsam ist, sondern das in den Verhältnissen steckende Wissen entscheidend ist (CARLEY 1983; BAECKER 1999, 68–101). Auf diesem Weg wollen wir zum Verständnis über die Verknüpfung der Wissensbestände in unserem Fach beitragen.

In normativen Diskussionen über die Geographie wird die Einheitsrhetorik vom Brückenfach ebenso häufig beschworen, wie auf die Klüfte und unterschiedlichen Orientierungen von Physischer Geographie und Humangeographie hingewiesen wird (vgl. statt vieler: MÜLLER-MAHN u. WARDENGA 2005; WEICHHART 2008). Jenseits dieser Auseinandersetzung fragen wir am Beispiel der Selbstzuschreibungen der im Verband der Geographen an Deutschen Hochschulen (VGDH) organisierten Mitglieder danach, wie die thematischen Arbeitsbereiche der wissenschaftlichen Geographie durch die Aktivitäten der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verknüpft und welche Strukturen der inneren Vernetzung des Fachs dadurch entstehen. Denn die Frage, wie die Praxis der wissenschaftlichen Geographie hinter ihren normativen Organisationsplänen aussieht, ist offen. Welche sind die zentralen Arbeitsbereiche, welche die peripheren? Bilden bestimmte Arbeitsbereiche übergreifende, kohärente Substrukturen innerhalb des Fachs, die von anderen getrennt sind?

Die Studie nutzt die Verfahrensvorteile der sozialen Netzwerkanalyse und orientiert sich auch sachtheoretisch an Erkenntnissen, die im Kontext von Netzwerktheorien stehen (vgl. einleitend HOLZER 2006). Die Anwendung dieser Methode und der Erkenntnisse auf die Selbstverortungen einer wissenschaftlichen Disziplin ist unserer Kenntnis nach bislang einzigartig, auf jeden Fall ist sie es für die Geographie. Die methodischen und theoretischen Grundlagen der Netzwerkforschung sollen in Abschnitt zwei expliziert werden. Nur so ist die Interpretations-

reichweite zu bestimmen, innerhalb der mit den vorliegenden Daten sinnvolle Aussagen getroffen werden können. Abschnitt drei entwickelt eine Analyse der Wissensarchitektur der Geographie in Deutschland, bevor wir im letzten Abschnitt einige Schlüsse ziehen und weiterführende Fragen ableiten.

2 Untersuchungsstrategie, Annahmen und Methoden

2.1 Datengrundlage: Das Kategorienschema des VGDH

Grundlage dieser Untersuchung ist das Mitgliederverzeichnis des Verbands der Geographen an Deutschen Hochschulen (VGDH, Stand August 2006). Es umfasst insgesamt 839 Mitglieder, von denen zum Stichtag 162 Wissenschaftler im Ruhestandsalter (ab 66 Jahre) waren. In Anlehnung an eine Erhebung der Personalstellen in der deutschen Geographie (HEINRITZ 2006) repräsentiert das Verzeichnis mit den 677 erwerbstätigen Wissenschaftlern mindestens 65% aller an deutschen Hochschulen tätigen Geographen². Damit gibt es gegenwärtig kein besseres oder vollständigeres Verzeichnis, das systematische Angaben über die Aktivitäten der wissenschaftlichen Geographie enthält. Das Verzeichnis umfasst die *Selbstauskünfte* der Mitglieder zu

1. Name und Geburtsdatum,
2. Wohn- und Dienstadresse,
3. Ort, Datum und Thema der akademischen Qualifikationen,
4. eine Auswahlbibliographie sowie
5. Angaben zu 52 thematischen und 39 regionalen Arbeitsbereichen.

Wie gut das Kategorienschema des Mitgliederverzeichnisses die tatsächlichen Arbeitsbereiche in der Geographie repräsentiert, ist eine für die Analyse grundlegende Frage. Wir akzeptieren die gegenwärtige Systematik für die Analyse, obwohl bekannt ist, dass viele Mitglieder Schwierigkeiten haben, ihre eigene Forschungstätigkeit mit den Kategorien erschöpfend und deckungsgleich zu repräsentieren. Diese Schwierigkeiten verweisen auf die taxonomischen Probleme der aktuellen Systematik. Speziell die folgenden vier Aspekte schränken die Interpretationsmöglichkeiten ein:

- Erstens sind die Arbeitsbereiche nicht alle auf der gleichen taxonomischen Ebene (im Sinne eines kontrollierten Vokabulars oder Thesaurus). So ist der Topos Angewandte Geographie eine übergeordnete Ebene, unter der andere Arbeitsbereiche wie Stadtplanung oder Umweltplanung zu subsumieren sind. Arbeitsbereiche wie Industriegeographie sind zweifellos ein Teil der Wirtschaftsgeographie, die Konfliktgeographie ein Teil der Politischen Geographie, die Geomorphologie ein Teil der Physischen Geographie etc.

² Einer aktuellen Erhebung zufolge (HEINRITZ 2006) gab es im Jahr 2004 insgesamt 812 akademische Stellen an deutschen Hochschulen, davon 347 Professuren und 465 wissenschaftliche Mitarbeiterstellen. Darüber hinaus wurden rund 230 weitere temporäre wissenschaftliche Mitarbeiterstellen aus Drittmitteln finanziert. Der Anteil aller Wissenschaftler in Deutschland, die durch das VGDH-Verzeichnis repräsentiert wird, ist nicht exakt zu bestimmen. Einerseits enthält das Verzeichnis auch nicht mehr erwerbstätige Geographen, andererseits sind nicht alle an Hochschulen tätige Geographen Mitglied des VGDH. Letzteres trifft besonders auf die etwa 150 Wissenschaftler zu, die im Partnerverband *Hochschulverband für Geographie und ihre Didaktik* (HGD) Mitglied sind. Nur ein kleiner Teil unter ihnen ist gleichzeitig Mitglied im VGDH. Die Mehrheit der HGD-Mitglieder wird folgerichtig in dieser Studie nicht erfasst.

- Zweitens handelt es sich nicht um eine zeitlose Taxonomie, sondern um eine historisch geprägte Klassifikation. Einerseits enthält sie Arbeitsbereiche wie z.B. geographische Innovations- und Diffusionsforschung oder Umweltwahrnehmung, die terminologisch an die 1960er und 1970er Jahre anschließen. Der Wissens- und Themenwandel ist oft schneller, flexibler und übergreifender, als es persistente Arbeitsbereichsbegriffe suggerieren. Jeder einzelne Arbeitsbereich ist selbst Gegenstand fortwährender Wissenstransformation. Andererseits fehlen gerade jüngeren Wissenschaftlern bereits etablierte Themengebiete in der Auswahl. So gibt es zwar quantitative aber keine qualitativen empirischen Methoden; es mangelt an prominenten Themengebieten wie z.B. Global Change, Clusterforschung, Globalisierungsforschung etc. Ein Blick auf die Arbeitskreise der Geographie zeigt, dass auch gut organisierte Arbeitskreise (z.B. AK Feministische Geographie) keine Entsprechung in den thematischen Arbeitsbereichen findet. Einige Mitglieder haben daher zusätzlich zu den vom Verband vorgegebenen Kategorien individuelle, spezifische Tätigkeitsschwerpunkte vermerkt.
- Drittens unterscheidet sich die Logik der Themengebiete. Eine Reihe von Themen ist geographisch begrenzt, wie z.B. Hochgebirgsforschung, Stadtgeographie, Geographie des ländlichen Raums, Ozeanographie. Demgegenüber leiten sich andere Arbeitsbereiche von natürlichen oder sozialen Prozessen ab, die grundsätzlich überall relevant sein können (z.B. Geomorphologie, Bodenkunde, Verkehr, Wirtschaft, Sozialgeographie). Solche Zuständigkeitsbereiche machen die Zuordnung zu einem Arbeitsbereich mehr oder weniger attraktiv.
- Viertens werden die Tücken der Taxonomie sichtbar, wenn entgegen begründeter Erwartung manche Arbeitsbereiche deutlich unterrepräsentiert sind. Verorten sich insgesamt weniger als fünf Personen in den Themengebieten Methodik, Ökosystemforschung, Konfliktforschung, Umweltplanung oder Glaziologie, so verweist dies auf das Erfassungs- und Repräsentationsproblem des verwendeten Kategorienschemas.

Der Versuch eines Repräsentationsmodells der Arbeitsbereiche und ihrer Vernetzung untereinander muss mit diesen taxonomischen Schwächen zurechtkommen. Für den Versuch spricht die Tatsache, dass das Schema trotz Kritik allen Wissenschaftlern des Fachs eine einheitliche Grundlage zur Selbstrepräsentation bietet, die seit vielen Jahren kontinuierlich fortgeführt wird und immer wieder Anpassungen erfahren hat. Letztlich ist das Verzeichnis die umfassendste Quelle einer kodierten Repräsentation der Arbeitsbereiche der an deutschen Hochschulen tätigen Geographen.

2.2 Repräsentation durch Selbstverortung

Die teils ungenaue oder nicht akzeptierte Taxonomie erschwert den Wissenschaftlern eine eindeutige und zufriedenstellende Selbsteinordnung zu den Arbeitsbereichen. Zu dieser taxonomischen Unschärfe kommt das Problem hinzu, inwieweit die Selbstauskünfte die tatsächliche Praxis ihres Forschens repräsentieren. Die individuelle Absicht, die eigenen Wissensbereiche möglichst präzise anzugeben, um sich auf diesem Weg wiedererkennbar und adressabel zu machen, kann durch mindestens zwei Faktoren beeinträchtigt werden.

- Etiketten wie beispielsweise Sozialgeographie sind polyvalent. Neben stark theorieorientierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sind hier auch jene zu erwarten, die sich mit sozialen Problemen beschäftigen oder jene, die die gesamte sozialwissenschaftliche Perspektive der Geographie für sich reklamieren. Die Selbstzuschreibung gibt keine Auskunft darüber, zu welcher der drei Lager man sich am ehesten zugehörig fühlt. Diese Polyvalenz, gepaart mit dem Charakter der Geographie als „diffuse“ Disziplin (HARD 2003) und der Desorientierung bezüglich ihrer Klassiker (SEDLACEK 1999), erschwert die Orientierung speziell für jüngere Wissenschaftler.
- Zweitens sind die Entstehungsbedingungen der Selbstzuschreibung zu betrachten, da hier bereits Selektionsmechanismen wirken (HARD 2004). Mitglieder werden regelmäßig gebeten, ihre Tätigkeiten in dem Spektrum der vorgegebenen 52 thematischen Arbeitsbereiche zuzuordnen, sich selbst zu sozialisieren – zumindest, wenn sie als der Disziplin zugehörig akzeptiert werden wollen. In welchem Maße hier Normenkonformität zur Sicherung von Karriereoptionen wirkt, lässt sich schwer bestimmen. Es ergibt aber z.B. wenig Sinn, sich als kompetent in Sachen Freizeit und Tourismus zu beschreiben und zugleich zu monieren, nicht als Wirtschaftsgeograph wahrgenommen zu werden. Wie die Kategorien untereinander kombiniert werden, steht jeder Person frei und es ist eine strittige Frage, welche Relevanz die Selbstbeschreibungen für Dritte haben, ob etwa eine explizite Verbindung zwischen der Physischen Geographie und der Humangeographie der Karriere förderlich oder abträglich ist. Im Bereich der Physischen Geographie gilt ähnliches. Wer sich selbst der Hochgebirgsforschung verschrieben hat, wird schnell erkennen, dass der disziplinäre Anschluss vermutlich erst durch wenigstens eine weitere Zugehörigkeit zu einem geographischer klingenden Arbeitsbereich hergestellt wird. Schließlich prägen auch persönliche Präferenzen, biographische und soziale Gelegenheiten die Selbstzuschreibung zu bestimmten Arbeitsbereichen und mindern damit die Repräsentationsfunktion der Zuschreibung für dessen tatsächliche Wissenspraxis.

Ebenso aber dient die Zuschreibungspraxis in den Themenkategorien des VGDH als Instrument, die jeweils eigenen Kompetenzen anzuzeigen. In diesem Sinne erfüllt diese öffentliche thematische Selbstverortung eine hinreichende Repräsentation der Wissensbestände, an denen sich Wissenschaftler beteiligen; zumindest diejenige Repräsentation, die vom Einzelnen – im begrenzten Rahmen des vorgegebenen Kategorienschemas – sichtbar gemacht werden möchte. Das Ergebnis kann als ein in dieser Form unintendiertes Netzwerk dargestellt werden, das ein Abbild des vielschichtig bedingten Selbstverstehens und -zuschreibens ist. Die Konstruktion eines Wissensnetzes aus den Arbeitsbereichsverknüpfungen, so das Ziel dieses Beitrags, eröffnet die Möglichkeit, Positionen und Vernetzungsrollen einzelner Arbeitsbereiche im Gesamtfach zu bestimmen.

2.3 Wissensnetze

Die Konzepte des Wissensbestands und des Wissensaustauschs sind schwer zu konkretisieren und noch schwerer zu operationalisieren. Um aber die Geographie in Deutschland als ganzes in Betracht ziehen zu können, entscheiden wir uns für einen Zugang über die Selbstzuschreibungen der Wissenschaftler zu den thematischen

Arbeitsbereichen im Fach. Diese Vorgehensweise gestattet uns im Verlauf der Untersuchung spezifische Fragen über Struktur und Positionen von Wissensbeständen zu verfolgen (siehe Abschnitt 3). Wie verknüpfen sich diese Arbeitsbereiche nun zu einem Wissensnetz? Um das Verknüpfungsmuster der Arbeitsbereiche als disziplinäres Wissensnetz zu betrachten, müssen einige Annahmen getroffen werden:

- Arbeitsbereiche sind Wissensorte. Wissen kann als „Kondensierung von Beobachtungen“ (LUHMANN 1999, 123) verstanden werden, das sich am Gegenstand bewähren und mit neuen Informationen umgehen können muss. Zu dessen Pflege und Innovation gibt es in der Gesellschaft das ausdifferenzierte Funktionssystem Wissenschaft (ebd., 166), das selbst in Disziplinen differenziert ist. Arbeitsbereiche können dann als weitere Binnendifferenzierung verstanden werden. Vor allem hier sollte Wissen geschaffen, widerlegt und somit fortwährend verändert werden.
- Wissen wird durch die Tätigkeit von Wissenschaftlern zwischen Arbeitsbereichen transferiert. Wissenschaftler, die in mehreren Arbeitsbereichen ihrer Disziplin tätig sind, ermöglichen den Austausch von Interessen, Perspektiven und spezifischem Wissen zwischen diesen Arbeitsbereichen. Einerseits rezipieren sie Wissen und andererseits tragen sie durch Forschung und Publikation zur Veränderung dieses Wissens bei. Die verschiedenen Arbeitsbereiche einer Disziplin werden somit durch die bereichsüberschreitende Praxis ihrer Wissenschaftler direkt und indirekt (über intermediäre Arbeitsbereiche) verknüpft.
- Je größer die Zahl gemeinsamer Wissenschaftler, desto größer der potenzielle Wissenstransfer zwischen Arbeitsbereichen. Je mehr Wissenschaftler in zwei oder mehreren gleichen Arbeitsbereichen tätig sind, desto wahrscheinlicher ist der Wissenstransfer zwischen diesen Arbeitsbereichen. Stellt man darüber hinaus in Rechnung, dass in der Universität Personen mit unterschiedlichen Motiven, speziell aber mit Karriereabsichten, arbeitende Mitglieder sind, dann muss verstärkt beachtet werden, dass Wissen sozial geteiltes Wissen ist, das von Individuen immer nur ‚mitgewusst‘ wird (vgl. CARLEY 1983). Der soziale Ort, d.h. der Arbeitsbereich des geteilten Wissens erfährt so eine besondere Bedeutung.

2.4 Das Netzwerk der Arbeitsbereiche

Aufgrund der Selbstzuschreibungen auf die vom VGDH vorgegebenen Themengebiete lassen sich die Tätigkeiten der Geographen an deutschen Hochschulen über die Arbeitsbereiche hinweg als disziplinäres Wissensnetz verstehen und entsprechend ihrer Vernetzungsstruktur analysieren. Für die vorliegende Analyse des thematischen Wissensnetzwerks der deutschen Hochschulgeographie wurden von den 839 Personen insgesamt 748 berücksichtigt³, die jeweils bis zu sieben Arbeitsbereiche als ihre Tätigkeitsschwerpunkte nannten (Abb. 1). Die Information der Selbstzuordnung der eigenen Forschungstätigkeit zu vorgegebenen Arbeitsberei-

³ Die Differenz ergibt sich aus zwei Ursachen: erstens bleiben diejenigen Personen unberücksichtigt, die keine oder frei gewählte (nicht systematische) Angaben gemacht haben; zweitens entfallen alle Personen, die nur einen Arbeitsschwerpunkt haben, weil sie keine Arbeitsbereiche durch ihre Tätigkeit vernetzen. Sie sind folglich Spezialisten ohne Verknüpfung in den Arbeitsbereichen der Geographie und repräsentieren 4% aller Wissenschaftler in der Geographie.

chen lässt sich in Form einer 2-modalen Matrix darstellen, in der für jeden der 748 Wissenschaftler markiert wird, in welchem der 52 Arbeitsbereiche er oder sie tätig ist. Durch eine Konvertierung wurde daraus eine 1-modale Matrix der Arbeitsbereiche generiert, die für jedes Paar von Arbeitsbereichen angibt, wie viele Wissenschaftler in beiden Gebieten forschen. Insgesamt sind in dem Netzwerk 45% aller möglichen Verbindungen mit mindestens einem gemeinsamen Wissenschaftler realisiert. Für die weitere Analyse werden allerdings nur solche Verknüpfungen berücksichtigt, die mindestens drei Personen beinhalten⁴. Die Analyse des Netzwerks erfolgt mit Hilfe verschiedener Methoden der sozialen Netzwerkanalyse und bedient sich bei der Berechnung und Visualisierung der Netzwerke des Softwarepakets UCINET (BORGATTI et al. 2002).

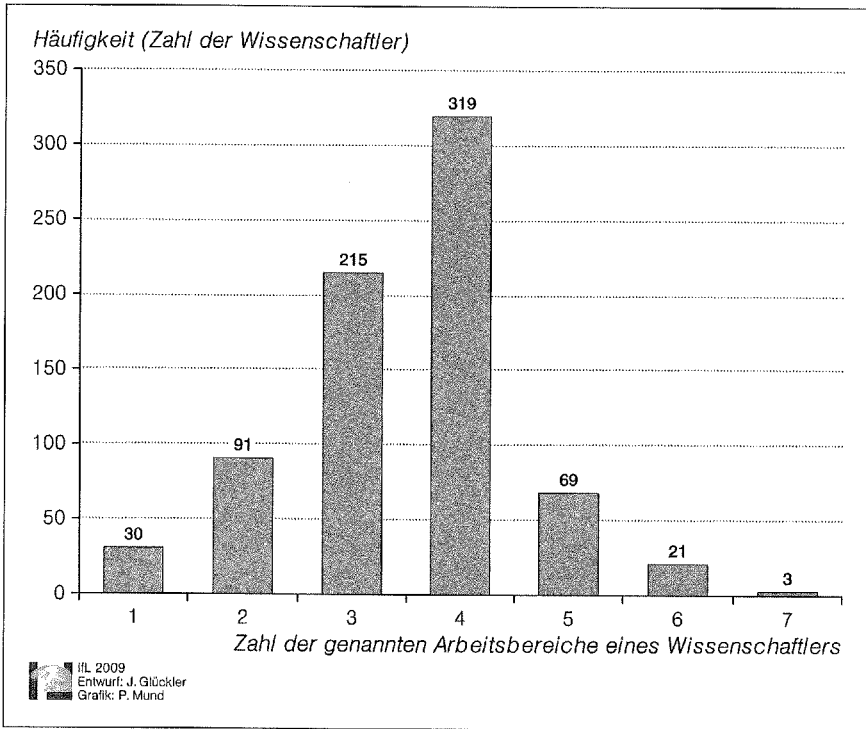


Abb. 1: Häufigkeitsverteilung der Zahl der Arbeitsbereiche, in denen die Wissenschaftler Tätigkeitsschwerpunkte haben.

⁴ Da die weitere Anwendung von Verfahren der sozialen Netzwerkanalyse binäre Daten voraussetzt, muss die Matrix mithilfe der Schwellenwertmethode dichotomisiert werden. Es herrscht eine große Varianz der Stärke der Beziehungen bzw. der Zahl der gemeinsamen Wissenschaftler, die zwischen einer und 92 gemeinsamen Wissenschaftlern schwankt. Wenngleich bei dem Schwellenwert 3 die Hälfte der Beziehungen verloren geht (sich also die Netzwerkdicke halbiert), bleiben die Strukturparameter der Arbeitsbereiche weitgehend ähnlich. Ein Vergleich der Matrix mit allen Beziehungen und der reduzierten Matrix der Beziehungen mit mindestens 3 Personen zeigt, dass ausgewählte Zentralitätsparameter (Grad und Betweennesszentralität) mit $r = 0,912$ ($p < 0,001$) und $r = 0,788$ ($p < 0,001$) korrelieren.

3 Das Wissensnetz der Geographie in Deutschland

3.1 Visualisierung des Wissensnetzwerks

Die Matrix der Arbeitsbereiche und ihrer Verbindungen untereinander lässt sich als Netzwerk visualisieren. Abbildung 2 zeigt zunächst das 2-modale Netzwerk der Wissenschaftler (Kreise), die ihre Arbeitsschwerpunkte den 52 Arbeitsbereichen (Quadrate) zugeordnet haben. Diese im Detail nicht näher bestimmbar Darstellung lässt einen ersten allgemeinen Effekt vermuten: die Aktivitäten der wissenschaftlichen Geographie in Deutschland scheinen um zwei separate Kerne konzentriert zu sein, die zwar absolut mit zahlreichen, jedoch relativ wenigen Verbindungen überbrückt werden. Dieser erste Eindruck lässt eine Spezialisierung der Geographie in zwei Segmente erkennen: In der Tat sind in der oberen Hälfte die human- und in der unteren die physisch-geographischen Wissenschaftler dargestellt. Ferner wird sichtbar, dass der Bereich der humangeographischen Arbeitsbereiche insgesamt mehr Personen umfasst als die der Physischen Geographie.

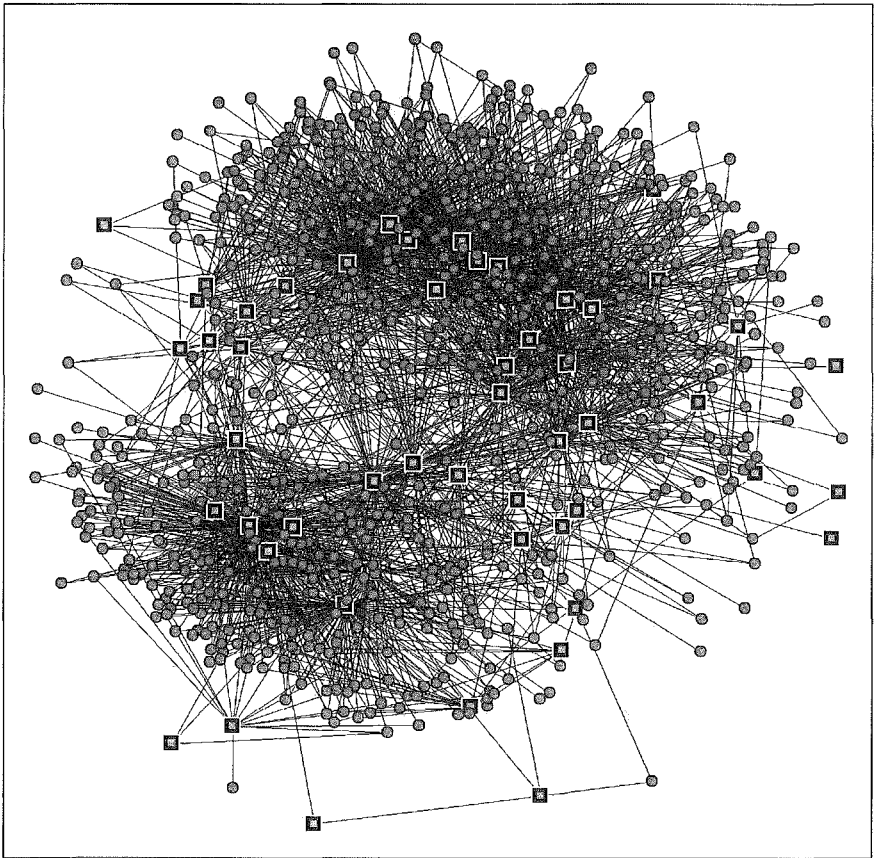


Abb. 2: 748 Wissenschaftler arbeiten in 52 Arbeitsbereichen der Geographie

Zentralität einnehmen. Hier werden zwei Formen der Zentralität unterschieden: die lokale Grad-Zentralität und die globale Betweenness-Zentralität. Die *Grad-Zentralität* misst die Zahl der direkten Verbindungen eines Arbeitsbereichs mit anderen Arbeitsbereichen und zeigt somit an, wie zentral ein Arbeitsbereich in seiner direkten Umgebung ist (Tab. 1). Stadtgeographie, GIS, Wirtschaftsgeographie, Entwicklungsforschung und Sozialgeographie haben jeweils den höchsten Grad. Sie besitzen mit mehr als der Hälfte aller übrigen Arbeitsbereiche Verbindungen. Der Grad ist somit Ausdruck einer lokalen Zentralität im Netzwerk. Demgegenüber ist die *Betweenness-Zentralität* ein Maß für die globale Zentralität in einem Netzwerk. Sie ist ein Index für die Zahl der kürzesten Pfade zwischen allen Paaren j, k von Arbeitsbereichen, die durch einen fokalen Arbeitsbereich i führen⁵. Je größer die Betweenness, desto mehr der übrigen Arbeitsbereiche werden stets durch einen Arbeitsbereich i verknüpft (FREEMAN 1979). Mit anderen Worten: Je größer die Betweenness eines Arbeitsbereichs, desto wahrscheinlicher wird es, unterschiedliches Wissen anderer Arbeitsbereiche direkt oder indirekt zu erhalten *und* zu beeinflussen. Arbeitsbereiche mit hoher Betweenness sind demnach potenzielle Schlüsselfelder, die den Gesamtaustausch an Wissen am stärksten prägen *können*. Nun ändert sich die Rangfolge der Zentralität (Tab. 1a/b). Geoökologie, Geomorphologie und Geostatistik rücken weiter nach oben, während die Stadtgeographie, GIS und Wirtschaftsgeographie an Plätzen verlieren.

(a) Grad-Zentralität			
	Arbeitsbereich	C_D	nC_D
1.	Stadtgeographie	28	54,90
2.	GIS	26	50,98
3.	Wirtschaftsgeographie	26	50,98
4.	Entwicklungsforschung	25	49,02
5.	Sozialgeographie	25	49,02
6.	Landschafts-(Geo)ökologie	24	47,06
7.	Raumordnung	23	45,10
8.	Bevölkerungsgeographie	23	45,10
9.	Geostatistik	22	43,14
10.	Freizeit/Tourismus	22	43,14
11.	Agrargeographie	19	37,25
12.	Siedlungsgeographie	19	37,25

⁵ Die Betweenness-Zentralität (C_B) des Knoten n_i ist definiert als

$$C_B(n_i) = \sum_{j < k} g_{jk}(n_i) / g_{jk}$$

wobei g_{jk} die Zahl der kürzesten Distanzen zwischen j und k darstellt.

(b) Betweenness-Zentralität			
	Arbeitsbereich	C_B	nC_B
1.	Landschafts-(Geo)ökologie	100,91	7,91
2.	Geomorphologie	82,72	6,49
3.	Stadtgeographie	74,61	5,85
4.	Geostatistik	73,82	5,79
5.	Sozialgeographie	68,56	5,38
6.	Entwicklungsforschung	66,49	5,21
7.	GIS	60,16	4,72
8.	Freizeit/Tourismus	40,33	3,16
9.	Wirtschaftsgeographie	38,81	3,04
10.	Klimageographie	28,24	2,21
11.	Landschaftsplanung	25,84	2,03
12.	Raumordnung	24,50	1,92

C_D = Grad, nC_D = normalisierte Grad-Zentralität

C_B = Betweenness-Zentralität, nC_B = normalisierte Betweenness-Zentralität

Tab. 1a/b: Rangfolgen der jeweils ersten 12 Arbeitsbereiche nach Grad und Betweenness

3.3 Fraktionsanalyse: Auf der Suche nach den Klüften

Anstelle normativer Gliederungen der Geographie in Human- und Physische Geographie soll hier der Frage nachgegangen werden, ob und wie sich die Geographie durch die Selbstverortung der Wissenschaftler spezialisiert oder intern untergliedert hat. Mithilfe einer Fraktionsanalyse werden die Arbeitsbereiche einer vorgegebenen Zahl von Fraktionen so zugeordnet, dass innerhalb der Fraktionen die Zahl der Verknüpfungen maximiert und zwischen den Fraktionen minimiert wird. Das hierarchische Verfahren optimiert folglich eine Zuordnung von Arbeitsbereichen in voneinander getrennte und in sich zusammenhängende Teilgruppen des Gesamtnetzwerks. Über viele Modellvarianten und Iterationen hinweg erzielt eine Fraktionsanalyse mit drei Fraktionen das beste Ergebnis⁶. Dargestellt in einem Blockmodell (Abb. 4) zeigt sich, dass die Interaktionen zwischen den Arbeitsbereichen der deutschen wissenschaftlichen Geographie zwei kohärente Fraktionen (1 und 3) sowie eine Residualfraktion ergeben. Letztere kann keiner der beiden Fraktionen eindeutig zugeordnet werden und bildet auch in sich selbst keine kohärente Struktur. Bei genauerem Hinsehen fügt sich die Fraktionierung des Netzwerks

⁶ Die anfängliche Fehlerzahl betrug 1.108, die abschließende Fehlerzahl nur noch 600. Auch über viele Iterationen ist kein besseres Modell ermittelt worden. Bei $52 \times 52 = 2.704$ möglichen Beziehungen im Netzwerk beträgt somit die Fehlerrate des Fraktionsmodells rund 22%.

		1	4	2	4	2	4	2	1	1	1	2	4	4	5	4	2	5							
		A	W	I	R	B	S	G	S	H	G	H	U	B	F	E	K	P	S	V	S	R	I	D	
1	Agrargeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
2	Wirtschaftsgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
16	Innovationsforschung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
42	Raumordnung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
5	Bevölkerungsgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
45	Sozialgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
20	GIS		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
47	Stadtplanung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
22	Historische Geographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
48	Geostatistik		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
24	Humanökologie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
12	Umweltwahrnehmung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
13	Bildungsgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
14	Freizeit & Tourismus		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
15	Entwicklungsforschung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
28	Kartographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
41	Politische Geographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
44	Siedlungsgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
51	Verkehrsgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
46	Stadtgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
40	Regionale Disparitätenforschung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
26	Industriegeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
52	Dienstleistungsgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	

4	Anthropogeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
6	Biogeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
17	Konfliktforschung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
11	Ethnogeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
36	Naturschutz		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
49	Umweltplanung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
30	Kulturlandschaftsforschung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
37	Ökosystemforschung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
19	Geschichte der Geographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
8	Didaktik Geographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
34	Methodik		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
3	Angewandte Geographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
43	Religionsgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
21	Glaziologie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1

10	Didaktik Schulgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
7	Bodengeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
27	Karteninterpretation		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
38	Paläogeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
29	Klimageographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
31	Landschafts-(Geo)ökologie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
18	Geomorphologie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
32	Landschaftsgeschichte		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
33	Landschaftsplanung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
9	Didaktik Hochschulgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
35	Naturgefahren		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
23	Hochgebirgsforschung		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
50	Vegetationsgeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
25	Hydrogeographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
39	Physische Geographie		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1

Abb. 4: Blockmodell der Fraktionsanalyse über ...

zunächst gut in das übliche Bild der Geographie. Fraktion 1 enthält ausschließlich humangeographische Arbeitsbereiche, Fraktion 3 fast ausschließlich physisch-geographische Arbeitsbereiche. Damit bestätigt die Fraktionsanalyse auch formal den visuellen Eindruck einer Spezialisierung der Geographie in eine naturwissenschaftliche und eine etwas größere sozialwissenschaftliche Orientierung. Dieser Befund ist Ausdruck der aggregierten Selbstbeschreibung des Fachs durch die Summe seiner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.

Das Blockmodell der Fraktionsanalyse zeigt einerseits an, wie vollständig die Verknüpfung innerhalb der Blöcke ist, d.h. wie gut die Teilgruppen zusammenhängen. Andererseits zeigen die Zwischenfelder an, wie stark die Interaktion zwischen den Blöcken ausgeprägt ist. Trotz der starken Spezialisierung in Physische Geographie und Humangeographie wird deutlich, dass die beiden Teilbereiche nicht vollständig getrennt, sondern durch eine Zahl von Arbeitsbereichen miteinander verknüpft werden. So ist die Rolle der Landschafts-(Geo-)Ökologie, der Land-

und drückt sich im Quotienten aus dem Grad (d.h. Zahl der Kontakte eines Arbeitsbereichs zu anderen Bereichen) und der Größe des Arbeitsbereichs (Zahl der tätigen Wissenschaftler) aus. Je größer der Quotient, desto mehr Personen eines Arbeitsbereichs arbeiten gleichzeitig in unterschiedlichen anderen Arbeitsbereichen. Die zuvor als zentral ausgewiesenen Arbeitsbereiche wie z.B. die Stadtgeographie oder Landschaftsökologie haben nun die niedrigsten Werte, während periphere Arbeitsbereiche wie z.B. die Humanökologie oder die Hochgebirgsforschung eine sehr hohe Außenorientierung ihrer Wissenschaftler haben. Wenngleich die Vermutung eines Größeneffektes nahe liegt – Stadtgeographie und Landschaftsökologie sind die mit Abstand größten Arbeitsbereiche – so besteht kein statistischer Zusammenhang zwischen der Größe und ihrer relativen Außenorientierung⁷. Die hohe Betweenness-Zentralität der großen Arbeitsbereiche ergibt sich folglich aus einer hohen absoluten Zahl direkter Beziehungen, wenngleich die relative Fokussierung auf sich selbst zum Teil sehr stark ausgeprägt ist (z.B. Stadtgeographie und Landschaftsökologie).

Die Vernetzung zweiter Ordnung zeigt das Maß an, in dem ein Arbeitsbereich Beziehungen nicht zu irgendwelchen anderen Arbeitsbereichen, sondern zu Arbeitsbereichen der jeweils anderen Fraktionen im Netzwerk hat. Der External-Internal-Index (E-I-Index) misst die Vernetzung zweiter Ordnung und gibt an, wie stark die relative Verteilung der Beziehungen innerhalb bzw. außerhalb der eigenen Fraktion konzentriert ist (KRACKHARDT u. STERN 1988)⁸. Diese Arbeitsbereiche repräsentieren *boundary spanners* im Sinne des Wissenstransfers zwischen Physischer Geographie, Humangeographie und der Residualfraktion der übrigen Arbeitsbereiche. Insgesamt tendiert der Wissensaustausch der Arbeitsbereiche stark dazu, sich innerhalb der gleichen Fraktion zu konzentrieren (Tab. 2)⁹: Die humangeographischen Arbeitsbereiche tendieren mit dem niedrigsten E-I-Gruppenindex am stärksten dazu, ihre Verflechtung mit anderen Arbeitsbereichen in der Humangeographie einzugehen. Demgegenüber weisen die Arbeitsbereiche der Physischen Geographie eine relativ stärkere Orientierung zur Humangeographie auf (der E-I-Gruppenindex ist zwar negativ aber näher Null).

Welche Arbeitsbereiche tragen nun besonders zur Vernetzung der disziplinären Fraktionen bei? Eine Reihe von Vermutungen ist möglich: Sind es die ohnehin großen, zentralen Arbeitsbereiche mit hoher Grad- oder Betweenness-Zentralität (z.B. Stadtgeographie)? Oder sind es die Arbeitsbereiche mit der größten generellen

⁷ Der Pearson Korrelationskoeffizient beträgt $r = -0,157$ und ist nicht signifikant ($p = 0,265$). Große Arbeitsbereiche haben stets auch einen höheren Grad (d.h. mehr Außenbeziehungen; $r = 0,87$, $p < 0,001$), deswegen aber keineswegs eine höhere relative Außenorientierung.

⁸ Er berechnet sich als der Anteil externer abzüglich der internen Beziehungen an allen Beziehungen:

$$E-I \text{ Index} = \frac{EL - IL}{EL + IL}$$

wobei EL = externe und IL = interne Beziehungen sind. Die Werte können maximal +1 sein, d.h. alle Beziehungen sind nach außengerichtet, und -1 sein, d.h. alle Beziehungen sind auf die eigene Gruppe gerichtet. Werte nahe Null zeigen eine ausgeglichene Verteilung der Beziehungen an. Der E-I-Index wird für verschiedene Aggregatebenen berechnet: hier für das Gesamtnetzwerk, die Teilgruppen und alle einzelnen Arbeitsbereiche.

⁹ Im Verhältnis zum Erwartungswert (0,323) ist der beobachtete E-I-Index (-0,512) deutlich kleiner und zwar negativ ($p < 0,001$).

	Interne Beziehungen	Externe Beziehungen	Beziehungen gesamt	E-I-Index
Humangeographie	352.000	70.000	422.000	-0.668
Residuen	2.000	23.000	25.000	0.840
Physische Geographie	86.000	49.000	135.000	-0.274

Tab. 2: E-I-Indizes auf Fraktionsebene

Vernetzung zu anderen Gebieten? Oder sind es wiederum ganz andere, vielleicht periphere Arbeitsbereiche, die Wissensbestände aus den verschiedenen Teilfraktionen integrieren? Zur Untersuchung dieser Fragen ist eine Gegenüberstellung der Vernetzungsmaße erster und zweiter Ordnung aus zwei Gründen gut eignet. Erstens sind beide Vernetzungsmaße größenunabhängig, d.h. die Zahl der Wissenschaftler, die in einem Arbeitsbereich tätig ist, ist kein Indikator für die Qualität der Vernetzung dieses Arbeitsbereichs¹⁰. Zweitens sind beide Vernetzungsmaße untereinander unabhängig, d.h. dass ein Arbeitsbereich mit einem hohen generellen Vernetzungsgrad (erste Ordnung) keineswegs automatisch einen großen Beitrag zur Vernetzung von Wissensbeständen zwischen den beiden Fraktionen der Geographie leistet. Umgekehrt kann es auch bedeuten, dass über die Fraktionen hinweg integrativ wirkende Arbeitsbereiche keineswegs durch hohe generelle Vernetzung gekennzeichnet sein müssen¹¹. Es besteht folglich eine relative Chancengleichheit der Vernetzung für jeden Arbeitsbereich. Entlang der unterschiedlichen Vernetzungseigenschaften lassen sich unterschiedliche Typen von Arbeitsbereichen ableiten, wie sie in der Abbildung 5 dargestellt sind. In Abhängigkeit der allgemeinen und der fraktionsübergreifenden Vernetzung unterscheiden wir vier Typen: den Typ geringer Vernetzung erster Ordnung (*Legitime Giganten*), den Typ hoher Vernetzung erster Ordnung (*Spezialisten*), den Typ hoher Vernetzung zweiter Ordnung (*Integrierten*) und eine Residualkategorie (*Residuum*).

Legitime Giganten: Diesem Typus werden die Arbeitsbereiche mit geringer Vernetzung zugeordnet. Sie haben im Verhältnis zur Zahl der in ihnen tätigen Wissenschaftler die geringste Außenorientierung und tragen nur schwach zur Vernetzung der Wissensbestände der Fraktionen bei. Bemerkenswert dabei ist, dass es sich hier vor allem um die größten, zentralen Arbeitsbereiche handelt wie z.B. die Stadtgeographie, Geomorphologie, Wirtschafts- und Sozialgeographie oder Bodengeographie. In jedem dieser Arbeitsbereiche sind mindestens zehn Prozent aller Geographen tätig, in der Stadtgeographie fast 30 Prozent aller Mitglieder des VGDH.

Spezialisten: Davon unterscheidet sich deutlich der Typ der Spezialisten. Er zeichnet sich einerseits durch eine viel stärkere direkte Vernetzung mit anderen Arbeitsbereichen aus, trägt aber noch weniger zu einer fraktionsübergreifenden

¹⁰ Die Pearson Korrelationskoeffizienten betragen für Größe*(Grad/Personen) $r = -0,157$ ($p = 0,265$) und für Größe*E-I-Index $r = -0,252$ ($p = 0,072$).

¹¹ Der Pearson Korrelationskoeffizient für (Grad/Personen)*E-I-Index beträgt $r = -0,093$ ($p = 0,510$).

Vernetzung von Wissensbeständen bei. Die Arbeitsbereiche scheinen auf spezielle Fragestellungen und Themen konzentriert und sind zwar mit häufig mit anderen aber meist nur fraktionsinternen Arbeitsbereichen verknüpft. Beispiele sind etwa die Hochgebirgsforschung, Paläogeographie, Industriegeographie oder Zentralitäts-/Dienstleistungsforschung.

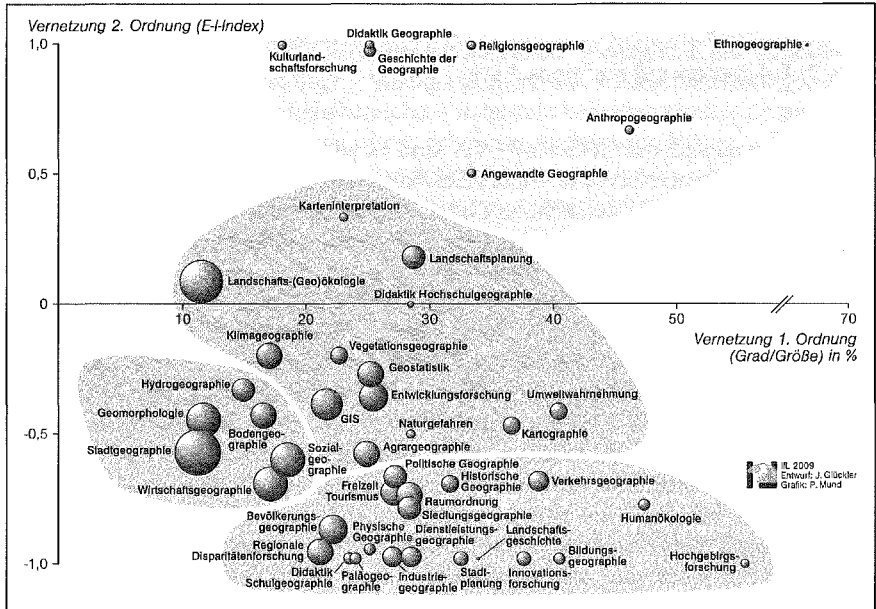


Abb. 5: Integrationsfunktion der Arbeitsbereiche

Integratoren: Dieser Typ umfasst diejenigen Arbeitsbereiche, die im Unterschied zu den anderen beiden eine deutlich stärkere Integrationsfunktion zwischen physisch- und humangeographischer Forschungspraxis übernehmen, d.h. einen tendenziell neutralen E-I-Index aufweisen. In dieser Gruppe sind zwei Arten von Arbeitsbereichen zu finden. Einerseits sind es die Methoden wie GIS, Kartographie, Geostatistik und Karteninterpretation, die eine starke Vernetzung zweiter Ordnung leisten. Jenseits der Sachtheorien werden hier fraktionsübergreifend Methoden und Verfahrensregeln für die wissenschaftliche Praxis thematisiert. Methoden sind als Programme der Wissenschaft zu verstehen, welche die Wege zur wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung festlegen. Obwohl nicht unumstritten integrierende Methoden die Disziplinen primär nach innen. Andererseits finden sich die dem Umweltkomplex zuzuordnenden Arbeitsbereiche wieder (z.B. Naturgefahren, Umweltwahrnehmung, Landschaftsplanung und z.T. die Entwicklungsforschung). Im Unterschied zu den Methoden können diese Themen als von außen integrierende Problemstellungen begriffen werden. Mit anderen Worten: Arbeiten, die sich diesen Themen verschreiben, werden relativ wenige Schwierigkeiten haben, aus der Außenperspektive als geographische Arbeiten anerkannt zu werden. Bemerkenswert in dieser Gruppe ist die Position der Landschaftsökologie. Sie ist nach der

Stadtgeographie der größte Arbeitsbereich der deutschen Geographie, in dem allein ein Viertel aller VGDH-Mitglieder arbeiten, und weist als einer der wenigen Arbeitsbereiche überhaupt einen positiven E-I-Index auf. Trotz der geringen relativen Vernetzung der Landschaftsökologie arbeiten ihre Wissenschaftler zu ähnlichen Teilen in Arbeitsbereichen der Physischen Geographie und der Humangeographie.

Residuum: Der vierte Typus ist eher als Residual denn als konstruktive Kategorie zu verstehen. Hier finden sich ausschließlich solche Arbeitsbereiche, die in der Fraktionsanalyse weder der Physischen Geographie noch der Humangeographie zugeordnet werden konnten. Dies begründet auch die einheitlich hohen positiven E-I-Indizes, da diese Arbeitsbereiche Beziehungen nicht untereinander, sondern vereinzelt zu Arbeitsbereichen der zwei großen Teilbereiche der Geographie unterhalten. Es handelt sich hierbei um eher kleine Arbeitsbereiche, die sich aus begrifflichen, taxonomischen (also rein methodischen) oder anderen Gründen in der gegenwärtigen Forschungspraxis nicht so sehr etabliert haben wie die anderen Disziplinen. So gründet zum Beispiel die marginale Position der Kategorie *Didaktik Geographie* darin, dass Wissenschaftler dieses Arbeitsbereichs überwiegend in einem eigenen Verband (Verband Deutscher Schulgeographen e.V.) organisiert und daher in den hier untersuchten Daten unterrepräsentiert sind.

4 Fazit

Dieser Beitrag nutzte das Wissenschaftlerverzeichnis des VGDH, um anstelle einer Norm eine Repräsentation der Struktur der Geographie als wissenschaftliche Disziplin zu entwickeln. Sie beruht nicht auf fachpolitischen Forderungen zur Gestalt der Geographie, sondern auf den Selbstbeschreibungen von über siebenhundert an deutschen Hochschulen tätigen Geographen. Wenngleich das vorgestellte Modell im Ansatz an die britische Schule der 1970er Jahre erinnert (HAGGETT 1991, 750), so bleibt es im Unterschied zu früheren normativen Forderungen eine empirische Repräsentation. Trotz des aufrichtigen Vorsatzes: keine Beobachtung ist normfrei. Denn die Selbstzuschreibungen der Wissenschaftler reflektieren die normative Nomenklatur der geographischen Arbeitsbereiche.

An dieser Stelle eröffnen sich drei komplementäre Wege für die weitere Diskussion.

Erstens kann aus dem empirischen Wortgebrauchsdiskurs wieder ein normativer Wortgebrauchsdiskurs werden (HARD 1990, 4). Die Offenlegung und Modellierung der Informationen, die Geographen im VGDH-Verzeichnis hinterlegt haben, dient auf dieser Route als Anregung, um die Systematik der Arbeitsbereiche in der Geographie anzupassen, weiterzuentwickeln, zu detaillieren, zu vereinheitlichen etc. Diese Diskussion greift die Formel auf, dass Geographie sei, was Geographen tun und fragt, ob die Tätigkeiten mit dem aktuellen Kategoriensystem befriedigend zu beschreiben sind.

Zweitens kann unsere Beschreibung als Baustein für weitere Anstrengungen hin zu einer Theorie des Faches verwendet werden. Sie könnte der Geographietheorie bei Aussagen darüber helfen, „was Geographie wesentlich ist, was Geographen tun, zu tun glauben und als Sinn ihres Tuns ansehen – und zwar in Bezug auf alle wesentlichen Teile der Disziplingeschichte“ (HARD 1990, 11). Wenn unser Vernet-

zungsmodell der Disziplintheorie darüber hinaus hilft, „zumindest implizit auch etwas darüber [zu] sagen, was Geographie unter diesen Voraussetzungen künftig sein kann oder sein könnte“ (ebd.), dann wären wichtige Anforderungen an eine Disziplintheorie erfüllt.

Der *dritte* Weg ist wissenssoziologischer Art. Unser Interesse an der Wissensarchitektur der Geographie in Deutschland wurde geleitet von Fragen darüber, welche Wissensbestände – verstanden als thematische Arbeitsbereiche – sich gegenseitig wie beeinflussen und wie stark das Fach zu Spezialisierung tendiert. Die aus der Analyse gewonnene Typologie von thematischen Arbeitsbereichen versteht sich als Angebot und Ausgangspunkt für neue Fragestellungen. Mit der Methode der Netzwerkanalyse suchten wir zugleich einen operationalen Ansatzpunkt zur Visualisierung der (Spuren der) Praxis des Wissenschaffens. In wirtschafts- und organisationswissenschaftlichen Arbeiten finden Verfahren der Netzwerkanalyse bereits in viel breiterem Umfang Anwendung, um aus der Überlappung von Wissensfeldern Erkenntnisse über Innovationsprozesse zu gewinnen (SORENSEN 2005; CANTNER u. GRAF 2006). So fragen empirische Arbeiten etwa danach, wie sich die Unähnlichkeit bzw. relative Entfernung von Kompetenzen im Austausch auf neue Innovationen auswirken (SONG et al. 2003) oder welche Wissensbestände (Patente) besonders zentrale, grundlegende Quellen für unterschiedliche neue Innovationen sind (BRESCHI u. CUSMANO 2006). Unsere Analyse führte zur Unterscheidung von vier Vernetzungstypen der thematischen Arbeitsbereiche der Geographie. Diese Typologie der legitimen Giganten, Spezialisten und Integratoren wirft weitere Fragen auf: Wie kommt neues Wissen in eine Disziplin? Welche innere Differenzierung und Vernetzung der Wissenspraxis fördert die Aufnahme externen Wissens? Welche Vernetzung fördert die Bildung legitimer Wissenskerne?

Noch allgemeiner: Repräsentieren diese verschiedenen Vernetzungstypen eine disziplinäre Arbeitsteilung? Legitime Giganten bilden die etablierten Knoten der Disziplin, in denen sich Wissenschaftler vor allem innerhalb des Arbeitsbereichs vernetzen. Daneben entwickeln sich spezialisierte Arbeitsbereiche, in denen sich Wissenschaftler vieler anderer Arbeitsbereiche engagieren, die aber allesamt in kognitiver Nähe des Arbeitsbereichs angesiedelt sind. Auf der anderen Seite gibt es den Bereich der Methoden und der übergreifenden Fragestellungen, zu denen Wissenschaftler aller Arbeitsbereiche der Gesamtdisziplin beitragen und beitragen können. Schließlich gibt es einen Bereich von Themenfeldern, die kleine Nischen besetzen, sich nicht durchsetzen können oder an Bedeutung und Vernetzung verlieren. Mit der Beobachtung von nur einer Disziplin in nur einem Kontext lässt sich diese Interpretation der disziplinären Arbeitsteilung nicht weit führen. Doch wir können weiter fragen: Unterscheiden sich verschiedene Disziplinen in ihrer inneren Struktur der Arbeitsbereiche, und wenn ja, wie? Unterscheiden sich die gleichen Disziplinen in unterschiedlichen institutionellen, nationalen oder anderen Kontexten? Bei allen Einwänden, methodischen Randbedingungen und interpretativen Reichweitebeschränkungen, die dieser wie jeder anderen Operationalisierung eines Beobachtungsversuchs zugrunde liegen: Wir haben ein Bild der Wissensarchitektur der deutschen Geographie erzeugt, ohne apriorische Sollvorstellung, aber mit der Offenheit einer Rekonstruktion der Einzelverständnisse der beteiligten Wissen-

schaffler, die unser Denken und unseren Dialog über die Situation des Fachs vielleicht befruchten kann.

Literatur

- BAECKER, D. 1999: *Organisation als System*. Frankfurt a.M.
- BORGATTI, S.P., M.G. EVERETT u. L. FREEMAN 2002: *Ucinet 6 for Windows*. Harvard.
- BRESCHI, S. u. L. CUSMANO 2006: Unveiling the texture of a European research area. Emergence of oligarchic networks under EU framework programmes. In: CALOGHIRO, Y., A. CONSTANTELOU u. N.S. VONORTAS (Hrsg.): *Knowledge Flows in European Industry*. London, S. 268–298.
- CANTNER, U. u. H. GRAF 2006: The network of innovators in Jena: An application of social network analysis. In: *Research Policy* 35, H. 4, S. 463–480.
- CARLEY, K. 1983: Knowledge acquisition as a social phenomenon. In: *Instructional Science* 14, S. 381–438.
- FREEMAN, L. 1979: Centrality in social networks: conceptual clarification. In: *Social Networks* 1, S. 215–239.
- GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE u. P. REUBER 2007 (Hrsg.): *Geographie. Physische Geographie und Humangeographie*. Stuttgart.
- HAGGETT, P. 1991: *Geographie. Eine moderne Synthese*. Stuttgart.
- HARD, G. 1973: *Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung*. Berlin/New York.
- HARD, G. 1990: »Was ist Geographie?« Re-Analyse einer Frage und ihrer möglichen Antworten. In: *Geographische Zeitschrift* 78, H. 1, S. 1–14.
- HARD, G. 2003: Studium in einer diffusen Disziplin. In: HARD, G. (Hrsg.): *Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie*, Band 2. Osnabrück, S. 173–230 (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 23).
- HARD, G. 2004: Von einem neuerdings erhobenen konfessionellen Ton in der Geographie. In: *Geographische Revue* 4, H. 1, S. 39–54.
- HENRITZ, G. 2006: Umfrage zur Stellensituation der Geographie an den deutschen Hochschulen. Beitrag zur Mitgliederversammlung des VGDH in Frankfurt, 2006. Geographisches Institut, LMU München (= unveröffentlichtes Manuskript).
- HOLZER, B. 2006: *Netzwerke*. Bielefeld.
- KRACKHARDT, D. u. R.N. STERN 1988: Informal networks and organizational crises: an experimental simulation. In: *Social Psychology Quarterly* 51, H. 2, S. 123–140.
- LESER, H. u. R. SCHNEIDER-SLIWA 1999: *Geographie – eine Einführung : Aufbau, Aufgaben und Ziele eines integrativ-empirischen Faches*. Braunschweig.
- LUHMANN, N. 1999: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.
- MÜLLER-MAHN, D. u. U. WARDENGA 2005 (Hrsg.): *Möglichkeiten und Grenzen integrativer Forschungsansätze in Physischer Geographie und Humangeographie*. Leipzig (= forum ifl, Heft 2).
- PARKINS, A.E. 1934: The Geography of American Geographers In: *Journal of Geography* 33, H. 6, S. 221–230.
- RYAN, J.R. 2004: History and philosophy of geography. Discipline and discourse, 2001–2002. In: *Progress in Human Geography* 28, H. 2, S. 235–245.
- SEDLACEK, P. 1999: *Klassiker der Geographie. Ergebnisse einer Umfrage*. Friedrich-Schiller-Universität Jena. Institut für Geographie (unveröffentlicht).
- SONG, J., P. ALMEIDA u. G. WU 2003: Learning-by-hiring: When is mobility more likely to facilitate interfirm knowledge transfer? In: *Management Science* 49, H. 4, S. 351–365.

- SORENSEN, O. 2005: Social networks, informational complexity and industrial geography. In: AUDRETSCH, D.B., D. FORNAHL u. C. ZELLNER (Hrsg.): The Role of Labour Mobility and Informal Networks for Knowledge Transfer. New York, S. 79–95.
- UHLIG, H. 1970: Organisationsplan der Geographie. In: Geoforum 1, S. 19–52.
- WEICHHART, P. 2008: Der Mythos vom ›Brückenfach‹. In: Geographische Revue 10, H. 1, S. 59–69.
- WHITAKER, J.R. 1941: Almon Ernest Parkins. In: Annals of the Association American Geographers 31, H. 1, S. 46–50.

Goeke, P. (2009): Was kann und soll öffentliche Wissenschaft leisten? Der Fall der wissenschaftlichen Begleitforschung. In: Geographische Revue 11(2), 27-33.

Pascal Goeke ■

Was kann und soll öffentliche Wissenschaft leisten? Der Fall der wissenschaftlichen Begleitforschung

Gutachten, Evaluationen oder wissenschaftliche Begleitforschungen sind ein bedeutender und wachsender Bestandteil öffentlicher Wissenschaftskommunikation, die heute zu praktisch allen gesellschaftlichen Problembereichen verfasst werden. Das Anschwellen dieser Literatur ist Teil und Ausdruck eines Wandels, der eindrucksvoll in den Arbeiten zur Audit-Gesellschaft beschrieben wurde (Power 1997). Die Formierung der Audit-Gesellschaft (alternativ: Evaluations-, Gutachter- oder Expertengesellschaft) steht in einem engen Zusammenhang mit dem Bedeutungsgewinn des New Public Managements, den damit einhergehenden Qualitätssicherungsmaßnahmen in neuen Modellen organisationaler Kontrolle sowie in allgemein gestiegenen Rechenschafts- und Transparenzanforderungen in der modernen Gesellschaft (Power 2000). Während dieser Wandel leicht zu beobachten ist, sind die Folgen dieser Entwicklung nur teilweise erforscht worden (für Universitäten vgl. Münch 2009; Radtke 2008; für politikrelevante Forschung vgl. Jasanoff 1987; Patzwaldt 2008). Dieses Manko gilt leider auch für jene Bereiche, in denen Geographinnen und Geographen regelmäßig beratend aktiv sind. Leider deshalb, weil eine Thematisierung dieser speziellen Wissensproduktion und der Aneignungs- und Verwendungsprozesse auf der Seite der Beratenen ganz sicher spannende und neue Einsichten gewähren würde. Und leider auch, weil das Gesagte, meine eigenen und fremde Erfahrungen bei der wissenschaftlichen Begleitung von sozialen Integrationsprojekten¹ sowie interaktions-, organisations- und wissenssoziologische Erkenntnisse tendenziell skeptisch in Bezug auf die Durchsetzungsmöglichkeiten von wissenschaftlicher Wahrheit in der Praxis stimmen. Diese Skepsis verlangt nach Antworten auf zwei konkrete Fragen:

- Sind Audits, Evaluationen, Gutachten und dergleichen mehr in der Lage, die normativen Anforderungen der Praxis an die Wissenschaft zu erfüllen, oder konterkarieren die unintendierten Handlungsfolgen nicht die hehren Ziele Effizienz, Qualität und Transparenz und führen geradewegs in einen Kontrollwahn?
- Welche Chancen für die Durchsetzung von wissenschaftlicher Wahrheit und Wissen gibt es in der Umwelt des Funktionssystems Wissenschaft?

1 Zur ersten Frage: Kontrolle unter Latenzschutz

In einer naiven Annäherung an die Aufgaben wissenschaftlicher Begleitforschung könnte man annehmen, dass sie implementiert wird, um die Ziele, Programme und Praktiken von Integrationsprojekten (oder Ähnlichem) einem prüfenden Außenblick zu unterziehen. Da Unverständliches und Unerklärbares als Eigenschaft der Welt kaum mehr akzeptiert wird, liegen die Anforderungen an die Wissenschaft hoch (vgl. Luhmann 1992, 624). Sie soll nicht nur den Gang der Dinge erklären, sondern mit ihren Erkenntnissen zur Verbesserung der Projekte, Maßnahmen etc. beitragen. Diese manifesten Funktionen, d.h. die ausgesprochenen und angestrebten Ziele, die von den Beteiligten beabsichtigt und erkannt werden (vgl. Merton 1995 [1949], 49), sind im Großen und Ganzen unverdächtig. Doch ein Blick auf die latenten Funktionen, also die unausgesprochenen und nicht immer erkannten Funktionen der Begleitpraxis, trübt das Bild erheblich ein. Definitionsgemäß bleiben die Ausschreibungen bezüglich der latenten Funktionen stumm, und in der Praxis wird nur hinter vorgehaltener Hand darüber gesprochen. Das kann auch nicht anders sein, denn latente Funktionen genießen als Struktursicherungsmaßnahme Latenzschutz. Das bedeutet nicht, „daß Bewußtheit bzw. Kommunikation unmöglich wäre; sondern es heißt nur, daß Bewußtheit bzw. Kommunikation Strukturen zerstören bzw. erhebliche Umstrukturierungen auslösen würde, und daß diese Aussicht Latenz erhält, also Bewußtheit bzw. Kommunikation blockiert“ (Luhmann 1991 [1984], 459).

In der Praxis der wissenschaftlichen Begleitung bleibt etwa latent, dass Auftraggeber (Prinzipal: EU, Kommune, Chef etc.) mitunter ihre Auftragnehmer (Agent: Träger der Bildungsarbeit, Angestellte etc.) kontrollieren möchten. Latent bleibt auch die Hoffnung des Agenten, dass am Ende der Begleitforschung ein mit wissenschaftlicher Autorität versehenes Dokument steht, das die Arbeit würdigt und die Fortführung empfiehlt. Auf der Seite der Wissenschaft bleibt latent, dass man mit diesem Geld drittmittelfinanzierte Karrieren am kärglichen Leben erhalten und die Drittmittelquoten von Instituten in die Höhe treiben möchte, weil die neuen Exzellenzkriterien einen starken Bias zur monetären Inputorientierung haben (Münch 2007). Verschwiegen wird auch die Hoffnung auf Reputationsgewinn, und vorgeschlagen wird stattdessen, das Gutachten am Ende Ministern oder doch wenigstens Staatssekretären vorzustellen. Diese latenten Funktionen sind nicht mit Motiven zu verwechseln und sodann jedem zu unterstellen. Entscheidend ist, dass latente und manifeste Funktionen mindestens gleich wichtig sind, aber nicht gleichermaßen artikuliert werden. Entscheidend ist auch, dass die latenten Funktionen der wissenschaftlichen Begleitung eine Bedrohung für die manifesten Ziele darstellen, weil sie Misstrauen fördern.

2 Zur zweiten Frage: Durchsetzungschancen wissenschaftlicher Wahrheit

Das Aufzeigen der Differenz von manifesten und latenten Funktionen weist zwar auf eingeschränkte Möglichkeiten der Begleitforschung hin, doch noch könnte man argumentieren,

dass wissenschaftliche Begleitung grundsätzlich in der Lage sei, Projekte, Politiken etc. zu verbessern. So geht etwa Paul Kirchhof davon aus, dass 20 Wissenschaftler mit großem Einfluss im Bundestag ein Erfolg wären, weil Politik oft mehr Wissen als Entscheiden voraussetze (Diez/Waechter 2009, 25). Solche Aussagen vertauschen nicht nur unter der Hand Wissen und Wissenschaft, sondern haben ihre eigene Naivität in den Annahmen, dass wissenschaftliches Wissen persönlicher Autorität übergeordnet sei, zu einer beobachtungsunabhängigen Wahrheit vordringen könne und sich diese Wahrheit als Entscheidungsgrundlage in allen gesellschaftlichen Bereichen durchsetzen könne – wenn sie nicht unterdrückt wird. Dass dem nicht so ist, kann anhand von regelhaften Konflikten bei der wissenschaftlichen Begleitforschung verdeutlicht werden, die nicht mit Unterdrückung zu verwechseln sind. Dabei ist nicht zu erkennen, dass oder wie die Konflikte, die in unterschiedlichem Ausmaß auf die Charaktere, die Organisationen und die Logiken der Funktionssysteme zurückzuführen sind, aufgelöst werden könnten.

2.1 Charaktere und Interaktionen

Ein erster Quell von Streitigkeiten kann sich aufgrund der involvierten Charaktere ergeben. Die Annahme und im Streit die Ablehnung von Ratschlägen ist dann nicht mehr sachlich, sondern persönlich begründet. Auf der wissenschaftlichen Seite sorgen Zyniker, Weltfremde oder Intellektuelle besonders häufig für Ressentiments auf der Seite der Beratenen. Speziell der Intellektuelle (und seltener die Intellektuelle) begegnet der Praxis mit größtmöglicher Skepsis – „Penser, c’est dire non“ (Alain). Diese Grundskepsis ist für die Wissenschaft zwar unerlässlich, weil Kritik eine ihrer vornehmsten Aufgaben ist, und auch gute Gedanken oft und zuallererst gegen sich selbst kämpfen sollten. Doch im Kontakt zur Umwelt wird diese Haltung anstrengend. Sie wird einerseits anstrengend, weil Intellektuelle auch denjenigen Veränderungen habituell kritisch gegenüber stehen, die sie selbst mit veranlasst haben, und sie wird andererseits anstrengend, weil Intellektuelle sich aus den Ereignissen seltsam herausnehmen und mit einer heute unangemessen Autorität in die Welt treten. Autorität ist für „Sprecherrollen in einer monokontextural definierten Welt reserviert“ (Luhmann 1992, 629), doch „soweit funktionale Differenzierung sich durchsetzt, verlieren [...] autoritative Sprecherrollen ihre Position“ (ebd., 631). Nicht selten wird dann „Ideologiekritik zum Schwerpunkt des eigenen Denkens, und die eigene Gesellschaftsbeschreibung verlagert sich in immer raffiniertere Bemühungen [...] zu erklären, auf Grund welcher gesellschaftlichen Bedingungen andere nicht in der Lage sind, die Gesellschaft (inclusive sich selber) so zu sehen, wie es von den Kritikern für richtig gehalten wird“ (Luhmann 1991, 149). Praktiker der sozialen Hilfe (Baecker 1994) werden dann von intellektuellen Besserwissern unter Motivverdacht gestellt, auch weil sie die Komplexität der Theoriearchitektur nicht abbilden (wie könnten sie auch). Der Disput und noch öfter Resignation und Rückzug in die eigenen Sphären (auf beiden Seiten) sind das beobachtbare Ergebnis dieser Konstellation.

Umgekehrt können typische Charaktere der Praxis die wissenschaftliche Seite verärgern. Im Fall von Integrationsprojekten können Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter oder Lehrerinnen und Lehrer dann besonders zermürbend wirken, wenn sie ihre Welt als einen besonderen Kosmos verstehen, zu dem die Wissenschaft, aber auch die Politik, aufgrund der unterstellten Weltfremdheit keinen Zugang mehr hat. Der Typ ‚Praktiker‘ monopolisiert und priorisiert seinen empirischen Wissensvorsprung und schottet sich somit vor reformfreudigen Beratern, die im Normalfall von dem zu lösenden Problem höchstens mittelbar betroffen sind, ab.

2.2 Organisationen in unsicheren Umwelten

Rückzug und Resignation seitens der Begutachteten können auch das Ergebnis der gesteigerten Unsicherheit im Kontext wissenschaftlicher Begleitungen sein. Die untersuchten Organisationen müssen sich, wie andere Organisationen auch, in unsicheren Umwelten behaupten und ihre Entscheidungsfähigkeit sicherstellen. Die Steigerung ergibt sich nun durch die Tatsache, dass die wissenschaftlich begleiteten Träger einerseits von Informationen und andererseits von Ressourcen abhängig sind. In Bezug auf die *Ressourcen* erfährt die Organisation mit Blick auf ihre kontingente Umwelt *Abhängigkeit*. In Bezug auf *Informationen* verspürt die Organisation *Unsicherheit* (vgl. Luhmann 1991 [1984], 252). Die unsichere Abhängigkeit ist zweiseitig determiniert. Einerseits sind die Integrationsprojekte ressourcenabhängig und die Begutachtung kann für die Fortführung entscheidend sein. Andererseits entsteht das Gefühl der Unsicherheit, da nicht gewusst werden kann, was in den Gutachten stehen wird. Dies zwingt Organisationen zum Kontingenzmanagement. Um die Unsicherheiten zu absorbieren, halten sie sich an „interne, umweltunabhängige Gewissheitsgrundlagen, selbstgeschaffene Evidenzen, Akten oder Protokolle“ (Luhmann 1991 [1984], 252f.). Trotzige Rückzugsbemerkungen, diskreditierende Urteile, andere zuvor latent gehaltene Wertmaßstäbe und Ähnliches sind dann typische Reaktionen, weil die Anforderungen partout nicht in die eigene Programmatik zu integrieren sind (vgl. Brunsson 2002 [1989]). Lernen, und das heißt hier das Verwerfen und Verändern von Entscheidungsprämissen, Zielen und Programmen, findet in einem solchen Umfeld denkbar schlechte Voraussetzungen.

2.3 Wahrheit und Wissen im Kontext funktionaler Differenzierung

Zuletzt müssen Spannungen auf die Logiken der involvierten Funktionszusammenhänge zurückgeführt werden. Die Letztorientierungen der Funktionssysteme wie Erziehung, Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Recht oder Kunst sind so robust, dass sie kaum hintergangen werden können und, wenn der Fortbestand des Funktionssystems gesichert werden soll, auch nicht zu ersetzen sind. Was wäre die Wissenschaft, wenn sie das Streben nach Wahrheit aufgäbe? Sie würde aufhören, das zu sein, was sie zu sein vorgibt. Nota bene, das ist kein Argument gegen politische Interventionen von Wissenschaftlern. Der Punkt ist nur,

dass sie, sobald sie politisch intervenieren, nicht mehr Wissenschaftler, sondern Politiker sind, die versuchen, ihre wissenschaftliche Autorität für die Vorbereitung von kollektiv bindenden Entscheidungen einzusetzen. In diesem Sinn ist es kritisch zu beurteilen, wenn Wissenschaftler ihre Position ausnutzen, um politische Mandate zu interpretieren, die sie nicht innehaben (Power 2000, 116). Diese Grundorientierung macht die wissenschaftliche Begleitung nicht leichter, denn auch die anderen Funktionssysteme haben ihre je eigenen Vorgaben. Für die Wissenschaft kommt erschwerend hinzu, dass die Aufträge üblicherweise befristet sind, doch für Wahrheitssuchende ist ein solcher Zeitdruck mindestens misslich: „Man weiß ja nicht, wie lange man prüfen muß“, um zu Wahrheit zu gelangen (Luhmann in: Knipphals/Schlüter 2009 [1996], 75).

3 Ein bescheidener Ausweg

Diese in den empirischen Ausprägungen unvollständige aber theoretisch systematisch-umfassende Skizze hat auf regelhafte Konflikte in der Praxis der wissenschaftlichen Begleitung hingewiesen. Indem die Skizze sich auf die Möglichkeitsgrenzen der wissenschaftlichen Begleitung konzentrierte und dabei aufgezeigte, dass das hohe Konfliktpotenzial das Frustrationspotenzial steigert, hat sie nur einen kleinen, zur Bescheidenheit mahnenden, Ausweg für eine gute wissenschaftliche Begleitung offen gelassen.

Was eine gute wissenschaftliche Begleitung ausmacht, kann aus diesen Erkenntnissen abgeleitet und normativ bestimmt werden. Von einer *guten* wissenschaftlichen Begleitung kann gesprochen werden, wenn *Lernen*, also das Anpassen von Erwartungsstrukturen, stattfindet und das *Reflexionsniveau* im beobachteten und beratenen System gesteigert wird. Diese Benennung der Qualitätskriterien fordert implizit die Beachtung der wissenschaftlichen Gütekriterien im Prozess der Erkenntnisgewinnung. Zugleich akzeptiert die Forderung die fundamentale Einsicht, dass Wissenschaft per se nicht besser wirtschaften, erziehen, integrieren oder entscheiden kann und die „Verwendung wissenschaftlichen Wissens [...] unter den Prämissen seiner Verwender“ erfolgt (Bommes 2008, 162; vgl. Luhmann 1992, 638). Die Einsicht mahnt zur Bescheidenheit, weil sie verlangt, dass Wissenschaft in toto sich nicht primär und unmittelbar der besseren Erziehung, räumlichen Integration oder politischen Meinungsbildung widmen sollte. Wissenschaft ist dann besonders leistungsfähig, wenn sie Wissen bereitstellt, welches nach den Spielregeln der Nutzer zu Rate gezogen werden kann. Diese Formulierung vermutet, dass die Wissenschaft einen privilegierten Zugang zu Wissensbeständen hat. Tatsächlich hat die Wissenschaft dieses Privileg, weil sie im Idealfall über die nötige Zeit zum Aufbau von Wissensbeständen verfügt. Außerhalb der Wissenschaft ist dieses Wissen oft nicht oder nur ungleich mühsamer zu erarbeiten. Wenn Wissenschaft im Vermittlungsprozess eine theoretische Sprache benutzt, dann kann sie von der Praxis nicht verlangen, dass diese den ganzen Theorieapparat übernimmt – dies ist schlicht zu aufwändig. Aber die Theorie kann und soll ein Faktor sein, „der Irritation erzeugen kann, um andere Leute dazu zu bewegen, selbst zu denken“ (Luhmann in: Taschwer

2009 [1995], 23) – also das Reflexionsniveau zu steigern. Wahre Einsichten, die Lernen erleichtern und theoretische Intervention, die das Denken stimulieren, sind dann die zwei Ziele der wissenschaftlichen Begleitung, die mit sorgfältiger Kritik, d. h. dem Operieren mit Unterscheidungen erreicht werden kann (Bittner 2009) – nicht mehr, aber auch nicht weniger!

Anmerkungen

¹ Seit 2002 sind Itta Bauer und ich für die wissenschaftliche Begleitung von Modellprojekten zum Übergangsmanagement zwischen Schule und Beruf in Nürnberg verantwortlich. Seit 2009 begleite ich zudem das Frankfurter Projekt Stadtteilbotschafter im Auftrag der Stiftung Polytechnische Gesellschaft.

Literatur

- Baecker, Dirk (1994): Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 23. S. 93-110.
- Bittner, Rüdiger (2009): Kritik, und wie es besser wäre. In: Rahel Jaeggi und Tilo Wesche (Hg.): Was ist Kritik? Frankfurt a.M. S. 134-149.
- Bommers, Michael (2008): »Integration findet vor Ort statt« – über die Neugestaltung kommunaler Integrationspolitik. In: Michael Bommers und Marianne Krüger-Potratz (Hg.): Migrationsreport 2008. Frankfurt a.M./New York. S. 159-194.
- Brunsson, Nils (2002 [1989]): The Organization of Hypocrisy. Talk, Decisions, and Actions in Organizations. Oslo.
- Diez, Georg und Johannes Waechter (2009): »In der Öffentlichkeit wird die Wahrheit unterdrückt«. Interview mit Paul Kirchhof. In: Süddeutsche Zeitung Magazin, 26.06.2009, Nr. 26. S. 22-25.
- Jasanoff, Sheila S. (1987): Contested Boundaries in Policy-Relevant Science. In: Social Studies of Science 17. S. 195-230.
- Knippahls, Dirk und Christian Schlüter (2009 [1996]): »Wahrheit ist nicht zentral«. Niklas Luhmann im Interview mit Dirk Knippahls und Christian Schlüter. In: Wolfgang Hagen (Hg.): Was tun, Herr Luhmann? Vorletzte Gespräche mit Niklas Luhmann. Berlin. S. 70-79.
- Luhmann, Niklas (1991): Am Ende der kritischen Soziologie. In: Zeitschrift für Soziologie 20. S. 147-152.
- Luhmann, Niklas (1991 [1984]): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Merton, Robert K. (1995 [1949]): Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin.
- Münch, Richard (2007): Die akademische Elite. Frankfurt a.M.
- Münch, Richard (2009): Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co. Frankfurt a.M.

- Patzwaldt, Katja (2008): Die sanfte Macht. Die Rolle der wissenschaftlichen Politikberatung bei den rot-grünen Arbeitsmarktreformenten. Bielefeld.
- Power, Michael (1997): The Audit Society: Rituals of Verification. Oxford.
- Power, Michael (2000): The audit society – second thoughts. In: International Journal of Auditing 44. S. 111-119.
- Radtke, Frank-Olaf (2008): Die außengeleitete Universität. In: WestEnd 5. S. 117-133.
- Taschwer, Klaus (2009 [1995]): »That's not my problem«. Niklas Luhmann im Gespräch mit Klaus Taschwer. In: Wolfgang Hagen (Hg.): Was tun, Herr Luhmann? Vorletzte Gespräche mit Niklas Luhmann. Berlin. S. 17-33.

Goeke, P. (2007): Drei Blicke und ein Problem – Migrationsforschungen und das ungebrochene Verhältnis zum Gegenstand. In: Geographische Zeitschrift 95(4), 179-198.

Drei Blicke und ein Problem – Migrationsforschungen und das ungebrochene Verhältnis zum Gegenstand

PASCAL GOEKE, Frankfurt am Main

Three viewpoints and one problem – migration research and the unreflected relationship with its subject matter

Despite its wide-spread popularity, the theoretical returns from migration research have been relatively small. This general statement also applies to the subfields of migration research where geographers participate in the interdisciplinary endeavour. Yet what are the reasons for the theoretical deadlock? This paper reveals that both critical and affirmative migration studies often maintain an unreflected relationship with the object of investigation: Problems and answers are not defined by science but by others. This unreflected relationship between science and the object of investigation will be analysed within the two classic migration topics 'international migrations' and 'segregation/integration' as well as a recent field of research which was and still is influenced by 'post'-theories. The embedding of migration research in general social theory or more precisely in systems theory could provide a possible avenue out of this impasse, since systems theory, as a theory of observation, reappears within itself.

1 Einleitung¹

Wer heute Migrationsforschung betreibt, braucht sich bezüglich der Gegenstandswahl nur selten zu rechtfertigen. Migrationsphänomene sind massenmedial präsent und alle Sozial-, Geistes- und Wirtschaftswissenschaften beschäftigen sich wie selbstverständlich mit ihnen, haben längst Arbeitsgruppen, Sektionen oder Forschungsbereiche ausgeflaggt. Innerhalb der Geografie sind die Zeiten, in denen noch explizit gefragt wurde, ob etwa ‚Gastarbeiter‘ überhaupt auf die geografische Forschungsagenda gehören (vgl. Evrensel 1985), offensichtlich vorbei. Das Forschungsfeld ist dynamisch und neue Theoriekoalitionen zeichnen sich ab, zum Beispiel weil jene Teile der Migrationsforschung, die sich lange der Bevölkerungsgeografie untergeordnet hatten, aus deren Schatten heraustreten. Dies geschieht aufgrund von programmatisch formulierten Wenden oder weil die Bevölkerungsgeografie das Triplett Fertilität, Natalität und Mortalität

zunehmend vernachlässigt, sodass dort andere Themen relativ an Bedeutung gewinnen (vgl. Boyle/Findlay/Newbold 2004). Umgekehrt führt die Omnipräsenz von Migranten dazu, dass sie auch in Arbeiten erscheinen, die sich selbst vermutlich nicht als Migrationsforschungen bezeichnen würden. Zu denken ist hier an die weiten Felder der Bildungs-, Identitäts- oder Wirtschaftsforschung. Insgesamt treffen die vielfältigen Ergebnisse der Migrationsforschung auf eine breite Abnahme- und günstige Förderbereitschaft. In diesem Milieu kommt die gesamte Migrationsforschung gut zurecht. Ihre empirischen Ergebnisse sind vielfältig, detailliert und gelegentlich auch erstaunlich: Selbst Studien, bei denen Migrationsfragen eigentlich nur Forschungsnebenprodukte sind (z. B. PISA), können Nationen in Schockzustände versetzen (auch wenn sie zum Teil nur seit langem Bekanntes bestätigen). Andere Forscher erzählen spannende Geschichten aus den Schattenreichen der modernen Gesellschaft, wenn es zum Bei-

spiel um ‚Illegalität‘ geht (z. B. Hillmann 1997; Müller-Mahn 2000; Valenzuela 2001).

So betrachtet könnte die Migrationsforschung unbeirrt fortfahren, besäße die Erfolgsgeschichte nicht einen Makel. Dem jüngsten Boom zum Trotz müssen die *theoretischen* Ergebnisse und Fortschritte der allgemeinen wie auch der geografischen Migrationsforschung als eher schwach bewertet werden. Lässt man sich auf die noch grobe These ein und versucht sie mit dem Hinweis zu stützen, dass die mitunter detailverliebte Migrationsforschung erstens wenig Theorien, also Fernsichten, die ihre Leistungsfähigkeit gerade aus dem Ausblenden von Details gewinnen, offeriert und zweitens ihre Perspektiven und Erkenntnisse nur selten den Weg in disziplinäre Zentren finden (so wie sich umgekehrt die jeweils zentralen Theorien dem Thema Migration nicht in besonderer Weise widmen), dann tritt die Frage nach dem Warum in den Vordergrund.

Gewiss kann man die aus wissenschaftlicher Sicht abwertende These und die daraus abgeleitete Frage nach dem Warum auch als irrelevant abtun. Man könnte gutmütig einwenden, dass hier keine Makel bestehen, sondern eine effektive inter- wie intradisziplinäre Arbeitsteilung funktioniere. Nicht jede Forschungsarbeit müsse, so mag man generös fortfahren, die Theorieentwicklung vorantreiben. Und so könnte man speziell geografischen Migrationsforschungen bescheinigen, dass die praktizierte Bereitstellung von Orientierungswissen als besondere Leistung weiterhin in genau dieser Form nötig sei und auch erbracht werde (z. B. Salt/Almeida 2006; Fassmann/Münz 2002). Arbeitsteilig gedacht, müsste es einen nicht kümmern, dass die Beiträge der geografischen Migrationsforschung oft unterhalb einer theoretischen Reizschwelle verharren oder dass in drei wichtigen Sammelbänden zum Thema Interdisziplinarität in der Migrationsforschung (Hammar et al. 1997; Brettel/Hollifield 2000; Bommes/Morawska 2005) die Geografie nur einmal mit einem schwachen Beitrag vertreten ist (Malmberg 1997). Was aber, wenn die geringe außerdisziplinäre Rezeption der Geografie als ein Gütekriterium

betrachtet wird? Und was, wenn erkannt wird, dass Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen aufgrund ihrer Finanzmittel und Größe sowie aufgrund ihrer Zugänge zu Primärdaten die universitäre (Einzel-)Forschung ausspielen und ihre Statistik- und Kartografieabteilungen die alte Migrationsfrage – wer, woher, wohin und mit welchen Folgen wandert – zumindest deskriptiv besser und schneller beantworten können? Oder anders gefragt: Was passiert, wenn es zur weiterhin nachgefragten Darstellung von aggregierten Migrationsströmen zwar einer hohen Kompetenz, aber nicht mehr zwingend Geografen bedarf? Und so gebietet es sich doch, der sich auf die Bühne drängenden Frage nachzugehen: Warum erschüttern die Ergebnisse der (geografischen) Migrationsforschung so selten unser *theoretisches* Weltwissen?

Weil die gestellte Frage wie auch die Rede von *der* geografischen Migrationsforschung voraussetzungsvoll ist, müssen einige Annahmen an dieser Stelle expliziert werden. Dass es eine einheitliche geografische Migrationsforschung nicht gibt, ist klar. Daher soll die Frage in jenen drei Bereichen diskutiert werden, in denen Geografen regelmäßig Migrationsforschung betreiben und verstehen wollen, warum Menschen von wo und wohin mit welchen Folgen migrieren. Es sind dies freilich Forschungsbereiche, die auch von anderen Disziplinen bearbeitet werden, sodass die Analyse sich nicht bloß auf Geografen beschränken wird. Als erster Themenschwerpunkt kann die *internationale Wanderungsforschung* ausgemacht werden. Der zweite Themenbereich widmet sich Migrationsfolgen in den Städten und läuft unter dem Rubrum *Segregationsforschung*. Diese Forschungen sind an sich schon sehr lange umstritten und werden noch fragwürdiger, wenn die in ihr versteckte Moralvorstellung genauer betrachtet wird. Der dritte und letzte Bereich ist (noch) nicht zum Steckenpferd der (deutschsprachigen) Migrationsforschung geworden. Es geht um Migrationsphänomene, die unter dem Einfluss *postmoderner, postkolonialer oder poststrukturalistischer Theoriediskussionen* im angelsächsischen Raum verstärkte Aufmerksamkeit erfuhren.

Offensichtlich klammert die Ausweisung der drei Forschungsfelder Arbeiten aus, in denen Migranten vorkommen. Dies liegt daran, dass die Abgrenzung auf einem konventionellen, aber selten explizierten Selbstverständnis der Migrationsforschung aufbaut. Migration entzieht sich einem direkten Zugriff, weil das Phänomen ein Effekt seiner Kontexte ist, die es selbst mit erzeugt. Die Bewegung von Menschen wird überhaupt nur zu einem bemerkenswerten Phänomen, weil bestimmte Kontexte, z. B. Nationalstaaten und Grenzen, existieren. Umgekehrt verdeutlicht die Bewegung von Menschen und deren eventuelle Abweisung an Grenzen überhaupt erst die Wirksamkeit der Grenze. Bei der Beobachtung der gesellschaftlichen Kommunikation fällt auf, dass nur ein beschränkter Teil der schier unendlichen Anzahl von Bewegungen als Migration klassifiziert wird. Diese Einteilung ist uneindeutig und positionsabhängig, aber es ist ein Kernbereich zu erkennen, der als Migration im Unterschied zu Mobilität gilt. Aus dieser Situation kann in Anlehnung an Bommes (1999) folgende definitorische Minimalgrenze für Migration gewonnen werden: Nationalgrenzen überschreitende Bewegungen von Menschen gelten als Migration, wenn das Hauptziel die Neuinklusion in ein wichtiges Funktionssystem der Gesellschaft oder genauer die formale Mitgliedschaft in einer Organisation ist (z. B. Wirtschaftssystem/Arbeitsplatz, Bildungssystem/Ausbildungsplatz oder Politisches System/Staatsbürgerschaft). Setzt der Grenzübertritt hingegen die formale Mitgliedschaft in einer bestimmten Organisation zwingend voraus (z. B. Expatriates auf unternehmensinternen Arbeitsmärkten, Pauschaltouristen oder Erasmusstudierende²), so gilt dies als räumliche Mobilität und wird hier nicht weiter behandelt. Die Grenzen dazwischen mögen durchlässig sein und die Differenzenerfahrungen, Anpassungsschwierigkeiten oder das Heimweh der Menschen mögen sich ähneln. Doch die unterschiedlichen Startpositionen – Mitgliedschaft ja oder nein – rechtfertigen die eingezogene Differenzierung und lassen auch erkennen, weshalb die Politik so große Probleme mit der sogenannten ‚illegalen‘

Migration hat: ‚Illegale‘ umgehen formale Mitgliedschaften und versperren sich freiwillig und unfreiwillig den sonst so allgegenwärtigen Formalisierungsprozessen in der Gesellschaft. Die an Organisationen orientierte Definition von Migration hat zugleich den Vorteil, dass sie Organisationen eine ihrer Bedeutung angemessene Rolle zuweist. Denn im Eingliederungs- und Entfaltungsprozess sind die Organisationen und die in ihnen ausgetragenen Verteilungskämpfe maßgeblich für die Platzierung von Individuen verantwortlich (vgl. allgemein dazu Lengfeld 2006).

Gegen ein solches engführendes Verständnis von Migration, das zugleich viele Forschungsaktivitäten ausschließt, ohne sie abwerten zu wollen, gibt es regen Widerspruch. Die Kategorienlehre der Systemtheorie, aus der sich dieser Definitionsversuch speist, sei zu eng und presse die Vielfalt in ein Korsett. King spricht mit Blick auf andere Migrationstheorien davon, dass Migrantinnen und Migranten im Ergebnis als „poor and uneducated“ gelten (2002, S. 89). Wie auch bei Konferenzen hat er erkennbar Spaß daran, übliche Kategorien zu hinterfragen und sich auf ein lockeres und in der Tat inspirierendes Spiel mit ihnen einzulassen. Doch es ist zu oft ein Spiel, das nur einen Artikel weit trägt, weil die Beliebigkeit bei der Wahl der Grundbegriffe kaum systematisch Forschungen anleiten kann.

2 Von der Kritik zur Beobachtung der Beobachtung – oder: Die Migrationsforschung ist ihrem Gegenstand zu nah

Auf die Frage nach den Gründen der skizzierten Situation wird dreimal die Antwort gegeben, dass in den Forschungsarbeiten die Migrationsphänomene samt ihrer Problemdefinition zu direkt und ungebrochen in die wissenschaftlichen Programme eingeführt und dabei zu leicht fremde, vor allem politische Problemdefinitionen übernommen werden. Diese Aussage mag überraschen, weil etwa quantitative Arbeiten der Nähe zu Migranten unverdächtig sind oder

weil fragwürdiges Vokabular reflektiert und auf als verwerflich empfundene Semantiken (z. B. Bevölkerungsexplosion, Asylantenflut, Ghetto oder Parallelgesellschaft) herrschaftskritisch reagiert wird. Doch das Argument ist ein anderes. Es geht nicht um die Frage, ob Migranten zu Wort kamen und nicht darum, ob die Kritik von der affirmativen auf die ablehnende Seite des Wortes springt. Das Problem ist, dass all dies ohne eine Grundthematization des Problems möglich ist. Der wissenschaftliche Ertrag eines so verstandenen und routinisierten Forschungs- und Kritikverständnisses ist mittelfristig arm, langweilig und vorhersagbar. Zudem droht eine Realitätsdopplung, weil ohnehin fast jede Migrationspolitik in einer Demokratie Gegenwind erfährt.

Speziell der erwähnten Kritikpraxis soll ein vollkommen differentes Verständnis von Kritik zur Seite gestellt werden: Demnach ist Kritik die Operation einer Unterscheidung. Anstelle der Negation, die der Position entgegengestellt wird, tritt das Desiderat, mit anderen als den schon bekannten Unterscheidungen zu beobachten. Damit ist bereits die Brücke zum wissenschaftstheoretischen Standpunkt dieses Beitrags geschlagen.

Eingenommen wird eine beobachtungstheoretische Position, wie sie insbesondere von Luhmann (1992) für die Sozialwissenschaft formuliert und jüngst von Pott der ‚Neuen Kulturgeographie‘ nahegelegt worden ist (2005).³ Knapp zusammengefasst lautet die Idee, soziale und psychische Systeme beim Beobachten auf ihre getroffenen Unterscheidungen hin zu beobachten. Dahinter steht die Annahme, dass jeder Bezeichnung eine Unterscheidung vorausgeht und so die Innenseite der Unterscheidung aus unbestimmtem Anderem herausgetrennt werden kann. Die Bezeichnung selbst ist nicht in der Lage, die Form der Unterscheidung zu benennen. Erst die Beobachtung zweiter Ordnung, die fragt, *wie* beobachtet wird, kann dies tun. Somit steht nicht mehr das Was der Beobachtung im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern die Form der Beobachtung. Kritik ist nicht mehr bloß der Wechsel der Seiten, sondern die Infragestellung

der Form und nachfolgend die Verwendung anderer Unterscheidungen.

Die hier geäußerten Bedenken bezüglich der aktuell praktizierten Beobachtungsformenübernahme und dem damit einhergehenden unebrochenen Verhältnis zum Gegenstand werfen auch Fragen bezüglich der meist fehlenden gesellschaftstheoretischen Einbettung dieser Forschungen auf. Zwar kann eine mögliche Einbettung hier nicht in extenso beschrieben werden, doch wenn Verweise fallen, so werden sie sich auf die soziologische Systemtheorie beziehen, wie sie maßgeblich von Luhmann (1998) ausgearbeitet und von Bommes (1999) für die Migrationsforschung adaptiert wurde. Es wird also nicht eine Theorie für das Thema Migration erstellt, die sich ändern muss, wenn sich die Migrationsmuster ändern, sondern es wird gefragt, wie mit einer allgemeinen Gesellschaftstheorie Spezialphänomene wie Migration zu greifen sind. Dabei profitiert man vom Zusammenfallen von Gesellschafts- und Sozialtheorie in der Systemtheorie.

3 Internationale Wanderungen

Zum ersten Fall: Die internationale Wanderungsforschung lehnt sich grundsätzlich stark an die Bevölkerungsgeografie und zum Teil auch an die Demografie an. Dabei werden Herkunfts- und Zielregionen der Migranten lokalisiert und nach den Gründen für die Wanderungen gesucht (z. B. Bartels 1968). In konventioneller geografischer Manier geht es um Objekt- und Systemlokalisierungen, um Mensch-Umwelt-Beziehungen sowie um die Bestimmung von Regionen und anderen räumlichen Einheiten. Doch wo sich Migrationsforschung und Disziplin konstitution so schön fügen, werden voraussetzungsvolle Annahmen ausgeblendet. Die Forschungsfragen nach Herkunft, Motivationen, Gründen und Zielen besitzen zwar die Überzeugungskraft der Selbstverständlichkeit, doch die Idee, Migration mit einem Ort oder einer Region beginnen und enden zu lassen, spiegelt eine Weltordnung wider, die räumliche Stabili-

tät bevorzugt und Migration und Mobilität als Störfaktoren dieser Ordnung begreift. Dass die Erwartung raumbezogener Gesellschaftsgrenzen das Verständnis moderner Gesellschaften behindert (Bahrenberg/Kuhm 1999, S. 194), entgeht diesen Forschungen; ebenso verkennen sie, dass Migrationen zu einem festen Bestandteil moderner Gesellschaften geworden sind und anhaltende Migrationen ökonomische Disparitäten nicht ausgeglichen haben, dass Migrationen also gerade kein vorübergehender Störfaktor, sondern sich fortschreibende Normalität sind (letzteres betonend: Bade 2002, S. 11; Berndt 2004; Bade/Oltmer 2004).

Der Blick ist daher zu verrücken. Bei genauem Hinsehen fällt auf, dass der eigentliche Akt der körperlichen Wanderung nur selten thematisiert wird. Die Wanderung selbst stößt vor allem dann auf Interesse, wenn tragische Todesfälle zu beklagen sind oder gefährliche Menschen-smugglerbanden befürchtet werden. Migration, so ist schon jetzt zu erkennen, interessiert nur in Relation zu sozialen Strukturen, wird durch diese überhaupt erst zu einem bemerkenswerten und kontingenten Phänomen. Der Begriff soziale Strukturen umfasst nach systemtheoretischer Lesart alle kommunikativ erzeugten Formen, d. h. auch jene, die üblicherweise als ethnische oder kulturelle Formen beschrieben werden. Es ist also ein Irrglaube anzunehmen, dass alle, wenn um Migration und Migranten gestritten wird, ein gleiches Objekt in nur unterschiedlicher Weise bezeichnen. Migranten sind Effekte ihrer Kontexte, die sie selbst mit erzeugen, und so ist die Illusion eines gemeinsamen, nur in vermeintlich unterschiedlicher Weise bezeichneten, Objekts selbst zu dekonstruieren (vgl. Luhmann 1995, S. 10). Es ist also zu fragen, wie Migranten in der Gesellschaft zu Sonderfällen der Gesellschaftsordnung gemacht werden oder, auf die Geografie bezogen, welche Unterscheidungen in der sinnhaft erzeugten Raumdimension Migration hervorbringen können.

Weil dies jedoch selten geschieht und weil beinahe jede und jeder mit der Migrations-thematik irgendwie in Berührung geraten ist, besteht die Gefahr, dass das Thema nicht von

der Wissenschaft formuliert wird, sondern die Wissenschaft hegemonialen Perzeptionen folgt und sodann Migrationen und ihre Folgen als Probleme in den Herkunfts- und Ankunftsregionen begreift. Themen wie Vergreisung, *brain drain* oder kultureller Wandel im Quellgebiet und Fragen der Eingliederung und Anpassung im Zielgebiet stehen dann auf der Agenda – alles Fragen, bei denen Migration wenigstens als Problem, meistens sogar als *Problemauflöser* oder *-verstärker* gilt. Deskriptivere Forschungen vermeiden zwar die Problematisierung, bleiben dem Beobachtungsrahmen aber verhaftet und schildern die Folgen in einer distanzierten Sprache (z. B. Lewandowska/Elrick 2007).

Dass es die Migrationen sind, welche Probleme hervorrufen oder verschärfen, wird durch die Darstellung von Migrationsströmen implizit gestützt. Die Verknüpfung von Zeit und Reihenfolge suggeriert ein eindeutiges Ursache-Wirkungs-Gefüge. Die Erkenntnisbedingung Zeit, im Sinne von zeitbenötigenden (und damit zugleich zeitkonstituierenden) Beobachtungen, suggeriert eine Kausalität der Ereignisse. Das Zählen von Menschen, welche die Region A verlassen und in Region B ankommen, geht einher mit der Feststellung von Unterschieden zwischen Region A und Region B. Regionale Unterschiede firmieren sodann als externe abstoßende und anziehende Migrationsgründe und werden übereifrig kausal gedeutet. Auch die Migrationsbefürworter gründen ihre Argumente auf diesem Modell und betonen, abermals in Herkunfts- und Zielregion gegliedert, die *positiven* Migrationsfolgen: Rücküberweisungen, *brain gain*, kultureller Reichtum oder so ähnlich lauten die Schlagworte (z. B. Seeger/Valenzuela 2006). Dass vermeintlich gleiche Phänomene positiv als auch negativ bewertet werden können, weist auf involvierte und perspektivisch gebundene Moralvorstellungen und Werturteile hin.

Nun darf nicht vergessen werden, dass Migrationsforschungen bisweilen schwierig sind, weil sie ein hohes Maß an interkultureller und interdisziplinärer Kompetenz erfordern, doch allzu oft beschränken sich die Überraschungen

in den Forschungsergebnissen auf Abweichungsüberraschungen. So zum Beispiel wenn gezeigt wird, dass Migrationen stets auch eine beachtliche Zahl von Remigrationen hervorrufen (vgl. schon früh dazu King 1978) oder wenn von hohen Rücküberweisungssummen die Rede ist. Solche Abweichungsüberraschungen reichen für eine Forschungskontinuität aus. Sie können zusätzlich als Beleg für falsche Methoden gedeutet werden, was wiederum neue Forschungen nötig macht, denn es gilt: „Das Wahre kann auch aus falschen Prämissen folgen: wiewohl nie das Falsche aus wahren“ (Schopenhauer 1983 [1864], S. 35). Immerhin kann ein Teil der universitären Arbeit so die Entlarvung von falschen Spuren in den Statistiken vorantreiben und belegen, dass die Statistik nicht das misst, was sie zu messen vorgibt (vgl. Mammey 2001, S. 35). Die Forderung nach mehr und besseren Erfassungsinstrumenten ist dann nicht weit,⁴ nicht zuletzt weil man insgeheim hofft, dass das Wachstum von Datenmengen sich proportional zu Erkenntnisgewinnen verhält. Das ist nicht ganz falsch und innovative Methoden sind von großem Wert, doch abstrakte Erkenntnisgewinne sind dabei selten.

Greift man das in diesem Forschungsfeld prominente Push-Pull-Konzept auf, dann ist zunächst zu betonen, dass sich die Zählebigkeit des Modells, trotz seiner empirischen Unschärfe, aufgrund des simplen Charakters und seiner intern stimmigen Modellogik einstellt. Nun wird auch hier nicht bestritten, dass Menschen sich zu bestimmten Orten hingezogen fühlen und sich von anderen entfernen wollen oder müssen. Die einschlägigen Push- und Pull-Faktoren suggerieren jedoch, dass Individuen *äußerlich* angetrieben oder angezogen werden und nach dem Akt der Wanderung eine *innere* individuelle Leistung zu erbringen ist – Migranten sich also anpassen oder integrieren sollen. Dieser irreführende Wandel *von äußerlichen Faktoren zu innerlichen Geboten* erklärt, warum Migranten tendenziell ein Anpassungsunwillen unterstellt wird oder häufige Migrationen sorgenvoll mit Blick auf mögliche negative Folgen hin untersucht werden (Diehl 2002), hingegen in ihnen

enthaltene Entfaltungspotenziale nur selten berücksichtigt werden (dazu Goeke 2006). In den Modifikationen der Push-Pull-Modelle, etwa in verhaltensorientierten Ansätzen oder in Constraints-Modellen, wird diese merkwürdige Setzung zwar abgeschwächt, aber nicht umgangen (vgl. Bähr/Jentsch/Kuls 1992, S. 569 ff.).

Während das Gros der Forschung in einem nationalstaatlichen Weltordnungsrahmen verharrt, offeriert die Systemtheorie Auswege, indem sie eingefahrene Problemstellungen neu justiert. Das Verhältnis von Push- und Pull-Faktoren wird als „Frage nach der mehr oder weniger prekären Struktur der sozialen Inanspruchnahme von Individuen in sozialen Systemen“ reformuliert (Bommes 1999, S. 222) und mit dem Begriffspaar Inklusion/Exklusion verbunden. Dabei bezeichnet Inklusion bloß die Fähigkeit oder Chance von Individuen, an der je spezifischen Kommunikation von Sozialsystemen teilzunehmen, oder genauer, in der Kommunikation als adressabel zu gelten (vgl. Fuchs 2005). Wenn Personen der Kommunikationsabbruch droht – z. B. Arbeitslosigkeit –, dann kann es zur Migration kommen, weil sich mit der Wanderung die Hoffnung verbindet, an einem anderen Ort über größere Inklusionschancen zu verfügen. Die Wanderung an sich ist somit Ausdruck eines starken persönlichen Veränderungs- und Anpassungswillens. Pauschale Assimilationsforderungen an die Adresse von Migranten werden zweifelhaft. Das abstrakte Begriffspaar Inklusion/Exklusion ist auch deshalb leistungsfähig, weil es „auf eine einzige zentrale und allen anderen Benachteiligungen vorgelagerte Schlüsselkategorie“ verzichtet (Kuhm 2000, S. 63), ohne zugleich das Erkenntnisziel aufzugeben, In- wie Exklusionsprozesse in ihrer Verbundenheit verstehend zu erklären.

Die kommunikativ erzeugten Herkunft und Ziele der Migranten sind immer auch Teil von mit staatlichen Gewaltmonopolen belegten Territorien. Territorien auf denen, wenn man der Politikrhetorik Glauben schenkt, ein enormer Migrationsdruck lastet. Speziell an den südlichen EU-Außengrenzen findet dieser Druck auch einen dramatischen, oft tödlichen Aus-

gang. Darauf hinzuweisen, dass die EU zu einer Festung ausgebaut wird und die EU-Organe in Bezug auf Migration mit gespaltener Zunge sprechen, ist ein in der Sache treffender Hinweis, der aber mittlerweile so routinisiert vorgetragen wird, dass sich die Hypothese eines entstehenden *methodologischen EU-Unionismus* aufdrängt. Wissenschaft und EU-Politik lassen sich auf eine für beide Seiten erfreuliche Beziehung ein: Der EU wird von Seiten der Wissenschaft Versagen vorgeworfen (oder: Nichterreichen der selbstgestellten Nomen), doch zugleich finanzieren EU-Organe wissenschaftliche Studien, um mit den zu erwartenden Kritiken über Argumente zum Ausbau der eigenen Kompetenzen zu verfügen und sich so gegen nationale Ansprüche durchsetzen zu können (vgl. Geddes 2005, S. 267). Die *Form* der EU oder der Nationalstaaten zu beachten heißt hingegen zu erkennen, dass es die wohlfahrtsstaatliche Form selbst ist, die fortwährend Migrationsanreize herstellt. Tatsächlich erzeugen staatliche Wohlfahrtsstrukturen – und hier wird der Auffassung gefolgt, dass alle modernen Staaten Wohlfahrtsstaaten sind (Stichweh 2000 [1998]) – durch Verteilungsmechanismen und Gleichheitsversprechen nach innen eine Ungleichheitsschwelle nach außen. Diese institutionalisierte Ungleichheitsschwelle schafft strukturell fortwährend Reize zu grenzüberschreitender Migration, deren Realisierungsmöglichkeiten der Staat zugleich selbst steuern möchte (Bommes 1999, S. 200). Nationalstaaten oder die EU sind also an modernen Migrationsformen und deren Folgen konstitutiv beteiligt – eine paradoxe Situation, auf die in Forschungsarbeiten zwar hingewiesen, aber die selten ausgehalten wird.

Aus einer systemtheoretischen Perspektive ist diese Paradoxie weniger verwunderlich. Gesellschaft wird hier als aus Kommunikationen bestehendes soziales System verstanden und ist damit immer auch allumfassende Weltgesellschaft, weil die Annahme von Kommunikationen als operative Letzteinheiten der Gesellschaft sofort eine klare Außengrenze entstehen lässt, denn was nicht kommunikativ erreichbar ist, gehört auch nicht zu Gesellschaft (Luhmann 1991

[1971]; Stichweh 1995). Dies wirft die Frage auf, was unter Kommunikation verstanden wird. Grundsätzlich konzeptualisiert die Systemtheorie Kommunikation als die Synthese der drei Selektionen Mitteilung, Information und Verstehen der Differenz zwischen Information und Mitteilung. Kommunikation wird dadurch zunächst zu einem sehr unwahrscheinlichen Ereignis und es stellt sich die Frage, wie aus dieser Relation von Bestimmtheit und Unbestimmtheit (eine Kommunikation sagt zwar, was sie sagt, lässt aber offen, was anschließend gesagt wird) Regelmäßigkeiten entstehen können. Stabilität und eine höhere Eintrittswahrscheinlichkeit von erfolgreicher Kommunikation wird durch Medien möglich. Die Systemtheorie unterscheidet hier zwischen Verbreitungsmedien, wenn es um die Reichweite der Kommunikation geht, und Erfolgsmedien (auch symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien genannt), wenn es besonders um die Akzeptanz von Kommunikation geht (z. B. Macht, Geld, Wahrheit, Liebe etc.). Soziale Asymmetrien oder spezielle Ungleichheiten sind letztendlich auch kommunikativ erzeugte soziale Ordnungsformen (vgl. Luhmann 1998, S. 190 ff. und 685 ff.). In diesen Aussagen ist kein gesellschaftliches Entwicklungsziel auszumachen, doch in der Tradition der allgemeinen Theorie funktionaler Differenzierung betrachtet die Systemtheorie die moderne Gesellschaft als primär funktional differenziert (Nassehi 2004). Das Vorkommen von segmentären, zentral-peripheren oder stratifikatorischen Differenzierungen wird nicht ausgeschlossen. Auch die Existenz von Ungleichheiten wird erkannt, aber eben nicht als primäre Differenzierungsform betrachtet.

Das Funktionssystem Politik, also alle Kommunikationen, die letztendlich auf die Herstellung und Durchsetzung von kollektiv bindenden Entscheidungen hinauslaufen und die sich allgemein am Code Macht/Ohnmacht beziehungsweise am Code Mehrheit/Minderheit in Demokratien orientieren, ist so gesehen weltweit zu finden. Intern ist das Funktionssystem Politik in Nationalstaaten segmentiert beziehungsweise nationalstaatliche Logiken setzen sich weltweit

durch (Meyer et al. 1997). Heute regeln Nationalstaaten wie Organisationen oder Clubs Solidar- und Versicherungsgemeinschaften. Aus dieser Konstruktionsweise folgt beinahe zwingend, dass die Politik und mit ihr gekoppelt das Rechtssystem, den Zugang zur politischen Gemeinschaft regeln. Das heißt nichts weniger, als dass die Entwicklung des Nationalstaates in einem funktionslogischen Zusammenhang mit Migrationskontrollen steht: Der Nationalstaat bringt Migration als eigenes Problem hervor und kontinuiert es (vgl. Stichweh 2000 [1998]; Wimmer 1999). Nationalstaaten sind demnach Filter, welche die internationalen Migrationsströme erheblich beeinflussen, weil sie mit ihren rechtlichen Zugangsregelungen den Spielraum zwischen Unmöglichkeit und Notwendigkeit gestalten.

Jetzt wird klar, weshalb Aufenthaltstitel ein spezifisch politisches Problem darstellen, von dem sich andere Funktionssysteme aufgrund ihrer eigenen Systemrationalität leicht gestört fühlen: Die Ökonomie interessiert sich, ihren eigenrationalen Selbstbeschreibungen folgend, nicht primär für die Staatsbürgerschaft ihrer Arbeiterinnen und Arbeiter und präferiert die freie Allokation des Produktionsfaktors Arbeit. Wenn Wirtschaftsunternehmen ihre Arbeitsplätze nicht in Hinblick auf ökonomische oder ökonomisierbare Kriterien vergeben, dann wird sich schnell Kopfschütteln einstellen. Dass hinter diesem ökonomischen Kalkül persönliche Vorlieben eine Rolle spielen und transparente Marktsituationen nur selten vorhanden sind, sind Binsenweisheiten, die nur wenig an der Durchsetzung ökonomischer Modelle ändern. Mögliche externe negative Folgen einer flexiblen Allokationspraxis können von profitmaximierenden Unternehmen nur begrenzt reflektiert werden. Die Grundspannung zwischen Systemrationalitäten und Störkategorien ist auch in anderen migrationsrelevanten Bereichen zu erkennen: Kranke werden behandelt, wenn sie krank sind, so der hippokratische Eid. Dass die Zahlungsfähigkeit dabei an die Staatsbürgerschaft gekoppelt sein kann und eine wichtige Rolle spielt, ist ein Übel, dem sich Ärzte beugen. Ebenso wollen

aufrichtige Pädagogen Kinder in der Schule bilden und erziehen, und zwar unabhängig von der Frage, ob die Kinder oder ihre Eltern sich legal oder illegal im Land aufhalten. Die Reihung ließe sich fortführen. Immer wieder taucht die Frage nach dem Verhältnis von Störern und Gestörten auf. Weil die Systemtheorie kein Präjudiz für bestimmte (z. B. nationale, ethnische, geschlechtliche) Grenzen kennt, kann sie diese Fragen prinzipiell als empirisch offene Fragen behandeln.

Nun garantiert weder diese Skizze noch irgendeine andere Regel *theoretisch* interessante oder überraschende Ergebnisse. Greift man jedoch aufschlussreiche Ergebnisse auf, dann ist zu erkennen, dass die Ergebnisse auf die Methode der Beobachtung von Beobachtungen zurückzuführen sind. Als etwa die Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien noch existierte und die ‚emigrierte Gastarbeiterbevölkerung‘ aus Jugoslawien beachtlich war, entwickelte der jugoslawische Zensus eine ‚Hilfskonstruktion des Glaubens‘ (vgl. Mehan/Wood 1976, S. 31): Arbeitsmigrantinnen und -migranten sowie deren Familienangehörige konnten bei Volkszählungen in die Kategorie ‚privremeno zapošljavanje u inostranstvu‘, ‚privremenog boravka u inozemstvu‘ (*vorübergehend* im Ausland beschäftigt/sich aufhaltend) eingeordnet werden. Die kategoriale Faktizität kann im Nachhinein nicht bestritten werden – Jugoslawen lebten und leben (temporär) im Ausland. Auch darf nicht vergessen werden, dass dieser Status hier und in anderen Staaten eine rechtliche Dimension haben konnte, weil hier Rechtsansprüche zur Disposition standen (z. B. Erb-, Bau-, Investitions- und Nutzungsrechte). Wie und wann wurde aber entschieden, ob jemand *vorübergehend* im Ausland lebte, lebt oder leben wird, wenn doch die Volkszählung die Aktualität der Lage erfassen will? In Jugoslawien verband die Kategorie auf eine eigentümliche Art und Weise die Aktualität im Moment der Zählung mit zukünftiger Possibilität, weil sich das Wort ‚vorübergehend‘ weder eindeutig auf die Vergangenheit noch auf die Gegenwart beziehen ließ, sondern die Zukunft mit einband, die im

Moment der entscheidenden Erhebung aber *niemals* entscheidbar war. Der Zensor hatte ein praktisches Problem, weil er nicht das Sein, sondern das politisch erwünschte Sollen erfassen musste. Aus ideologischen Gründen neigten die Zensoren dazu, einen, wie sich später herausstellen sollte, deutlich zu großen Bevölkerungsanteil als vorübergehend abwesend einzustufen (Roux 1995, S. 42). Diese bis zur letzten Volkszählung Jugoslawiens 1991 beibehaltene Klassifizierung ist ein Paradebeispiel nationaler Selbstbeschreibungen, deren typisches Merkmal die Vermischung von Sein und Sollen ist. Sie bringt zum Ausdruck, dass (E-)Migranten Teil *und* Zukunft des Nationalstaates sind und – ob sie wollen oder nicht – ihre Abwesenheit als flüchtige Erscheinung in der nationalen Historie gilt.

Ähnlich verhält es sich mit den Kategorisierungen in einer Studie von Mountz (2003). Sie benennt nicht nur merkwürdige Klassifizierungen, sondern achtet auch auf die Folgen der Einteilungen: Chinesische Flüchtlinge werden im Moment ihrer Aufnahme in die kanadische Administration beobachtet. Die Autorin zeigt, dass die kanadischen Behörden den Begriff ‚Bootsflüchtlinge‘ auf die Mehrzahl der Chinesen anwendeten, obwohl die Mehrzahl mit dem Flugzeug eingereist war. Die Bundesbehörde für Staatsbürgerschaft und Immigration klassifizierte die Ankömmlinge entlang eines Spektrums der Erwünschtheit, welches nur lose mit den Einreiserouten verbunden war. Für die Flüchtlinge ist die Kategorisierung folgeschwer, weil sie als Effekt der Kategorien (Beobachtungen) durch staatliche Integrations- oder Abschiebeinstanzen laufen.

4 Segregation und Integration

Ein weiterer geografischer Migrationsforschungsschwerpunkt thematisiert die *Folgen* internationaler Wanderungen und fokussiert, weil die Hegemonie des Sehens die Geografie fest im Griff hat, eine ihrer augenfälligsten Formen, die residenzielle Segregation im städtischen Raum (z. B. van Kempen/Özüekren

1998).⁵ Die Grundannahmen der Segregationsforschung sind einfach: Im prozessualen Sinn bezeichnet Segregation die Entmischung von unterschiedlichen Personen oder Gruppen in einem Beobachtungsgebiet. Im Sinne eines Zustands bestimmen Segregationsindices das Ausmaß der disproportionalen Verteilung von Bevölkerungsgruppen in Bezug auf räumliche Teileinheiten der Stadt. Die beiden zentralen Größen der Segregationsforschung, Gruppe und Raum, müssen aber vor jeder Forschung definiert werden – ein stets strittiger Vorgang. Dass die moderne Gesellschaft Ungleichheiten kennt und soziale Distanz sich besonders in Großstädten auch räumlich abbildet, wird niemand bestreiten wollen. Allerdings empfiehlt sich der Hinweis, dass ein Anstieg von Segregation oder Armut nicht vorbehaltlos bestätigt werden kann (vgl. Klage 2005; Berger 2005). Fassmanns Behauptung jedoch, dass Segregation nicht nur die Übersetzung der sozialen Ungleichheit, sondern ein Element derselben sei (2002, S. 14), ist ebenso umstritten, wie die Annahme, dass das Bild einer vertikal ungleich strukturierten Nationalgesellschaft noch eine hinreichende Beschreibung der modernen Gesellschaft bietet.

Selbstverständlich ist die Segregationsforschung auch kontinuierlich ein Gegenstand der Kritik. Dabei stehen besonders die Methoden sowie die Konzepte von Raum, Sozialraum und Gruppe zur Debatte (vgl. statt vieler Pott 2001). Welcher Beobachtungsrahmen wird aber in der Segregationsforschung verwendet? Ganz ähnlich der massenmedialen Themenstruktur, die lokalisierbaren Konflikten mit extremen Normverstößen hohe Aufmerksamkeit schenkt (Kuhm 2000, S. 70), kennen auch Segregationsforscherinnen und -forscher die Unterscheidungen zwischen gut und böse, Licht und Schatten oder arm und reich, ohne zu reflektieren, ob diese alltäglich kommunizierten Unterscheidungen auch theoretische Erträge bieten, wenn sie als konzeptioneller Startpunkt verwendet werden. Als Artikelaufreißer mag diese Anknüpfung legitim sein, doch wenn der gesetzte Rahmen nicht mehr verlassen werden kann, drohen Regressionen. Gewiss sind nicht alle Artikel wie

das folgende Beispiel strukturiert, doch das geografische Autorentrio illustriert beispielhaft die unmittelbare Übernahme von politischen Programmen in der Segregationsforschung:

„It is now some 130 years since the passage of the post-Civil War amendments to the United States Constitution (the ‚Bill of Right‘) which guaranteed equal rights to all citizens, and more than 30 years since the launch of Johnson’s ‚great society‘ whose goal was to ensure that those constitutional guarantees were being met [...]. And yet census after census has shown that most African-Americans residents in US cities have been living in virtually exclusive ghettos throughout that period” (Johnston/Poulsen/Forrest 2003, S. 39).

Analog zur politischen Sprechweise stellen die Autoren eine Lücke zwischen Gleichheitsforderungen und aktueller Ungleichheit fest.⁶ Die Segregationsforschung fragmentiert die nationale Ungleichheitsschwelle intern und projiziert das Gleichheitspostulat der modernen Gesellschaft auf einen nationalen Teilraum, wo sie mit erwarteter Verwunderung Ungleichheit findet. Die Rede von Ghettos, Slums, Favelas oder Banlieues als massenmedial stets schon präsente räumliche Indexierungen von Strukturen der sozialen Ungleichheit macht dies einfach. Zu oft verkennt sie, dass der Gleichheitsgrundsatz nicht als Verbot von Ungleichheit, sondern als Willkürverbot zu deuten ist (vgl. Luhmann 1998, S. 844; Rawls 1979).⁷ Im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland heißt es auch, dass alle Menschen vor dem *Gesetz* gleich sind (Art. 3 Abs. 1 GG).

Nun ist gegen die Ungleichheitsforschung per se nichts einzuwenden, zumal sie zeigt, dass die Gesellschaft an ihren selbstgestellten Normen scheitert und Ungerechtigkeiten alltäglich sind. Die in diesem Beitrag aufgeworfene Frage lautet jedoch, weshalb die Migrationsforschung so selten zu theoretischen Fortschritten beiträgt. Und in Bezug auf diese Frage lautet die Antwort abermals, dass sie zu dicht an der politischen Definition des (vermeintlichen) Problems forscht, denn Ungleichheit kann nur registriert werden, wenn es den Wert der Gleichheit gibt. Die Forschungen machen es sich bei ihrer Fragestellung zu einfach, wenn sie ihren Forschungsauftrag aus der Lücke zwischen der modernen Selbst-

beschreibung und der Faktizität gewinnen. So verkennen sie zum Beispiel, dass selbst wenn Chancengleichheit hergestellt wird und alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind, Ungleichheit folgen wird, weil die Menschen eben nicht gleich sind. In einer Leistungsgesellschaft wie der Bundesrepublik Deutschland ergibt Chancengleichheit nur dann Sinn, wenn unter Konkurrenzbedingungen auch jemand den Anderen enteilen kann. Ungleichheiten können sehr wohl als gerecht akzeptiert werden. Aber weil bestimmte Ungleichheiten Unmut in der Öffentlichkeit erregen und die Politik zur Entwicklung von Gegensteuerungsmaßnahmen ermuntert, ist der Forschungsbedarf leicht zu begründen. Aus der Sicht von Individuen erwächst aus dem modernen Gleichheitspostulat ein Anspruchsindividualismus in Bezug auf die Inklusion in die gesellschaftlichen Teilsysteme. Hierauf reagieren die Funktionssysteme tendenziell expansiv und nehmen, aufgrund der breiteren Inklusion, sogar durchschnittlich schlechtere Leistungen in Kauf (vgl. Schimank 2005). In Kombination mit der nur selektiven Inklusion von Individuen in Organisationen via Mitgliedschaften, sind es aber vor allem Organisationen, die ungleiche Chancen vermitteln.

Im Fall der Segregationsforschung spitzen sich Probleme der Ungleichheitsforschung zu. Zunächst beschreiben die diversen Untersuchungen die mannigfaltigen Ungleichheiten und die sich wandelnden Segregationsindices. Darüber hinaus werden auch die Gründe für Segregation herauspräpariert. Zwar gibt es allgemein keinen eindeutigen Konsens über den Ursprung der (Einkommens-)Ungleichheit unter Menschen (vgl. Berger 2004), doch im Fall der Segregationsforschung gibt es wenigstens einen Kanon an möglichen Gründen für die Segregation. Man kann diese Gründe in *ökonomische* – hier sind vorrangig die Mechanismen des Wohnungsmarktes zu nennen (z. B. Krätke 1995, Glebe 1997) –, in *sozialpsychologische* – zu erwähnen sind hier eventuelle Diskriminierungen, aber auch freiwillige Segregation (z. B. Bürkner et al. 1999, Peach 2000) – und in *politische* – hier steht die Gesellschaftsordnung

in der Kritik (z. B. Harvey, 1996 [1992]; Mohan 2000) – untergliedern, obgleich sie miteinander in Verbindung stehen.

Die kausalen Erklärungen von Segregation werden hier nicht bestritten, zumal bei diesem Phänomen keine universale Transformationsregel zwischen Ursache und Wirkung existiert. Doch es gibt Zweifel, ob die Segregation an sich ein Problem ist, ob sie also für eventuell zuvor ausgemachte Ungerechtigkeiten und für die Kontinuität der daraus resultierenden Ungleichheiten mitverantwortlich ist (vgl. Häußermann/Siebel 2004, S. 162 ff.). Der Common Sense nimmt genau dies an und widerspricht damit Forschungsergebnissen, die zeigen, dass es auch und vielleicht gerade in segregierten Vierteln zu sozialer Mobilität und eventuell zu einer ethnischen Elitenbildung kommt (Pott 2002). Dieser Widerspruch zwischen Einzelbeschreibungen und aggregierten Annahmen kann vielleicht damit erklärt werden, dass

„besonders diejenigen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft für eine ideologische, also gegen Beobachtung resistente Verwendung geeignet sind, die von der Interaktionsebene abstrahieren und daher nicht durch unmittelbare Erfahrung kontrolliert werden können“ (mit Bezug auf Luhmann: Kuhm 2000, S. 61).

Aus dem Effekt Segregation entsteht im Handumdrehen ein Segregationsgrund. Ein solcher Effekt mag statistisch probabilistisch nachzuweisen sein, aber das ist eben nicht mit der Ursache gleichzusetzen. Wenn der Segregationsindex zu einem Problem an sich mutiert und von Kontext- und Milieueffekten gesprochen wird, dann steht der Index fetischgleich im Zentrum, obwohl diesbezügliche Forschungsergebnisse ausgesprochen vage sind. Lässt man hingegen den Index Index sein, dann ist klar, dass die Politik schlecht beraten ist, wenn sie, um Änderungen herbeizuführen, am Index beziehungsweise an der Verringerung des Effekts Segregation arbeitet. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass nicht nur negative Milieueffekte vermutet werden, sondern im Fall von residenzieller Segregation wohlhabender Transmigranten von einem „gateway to the upper class“ gesprochen wird (Peach 2000, S. 624).

Notabene: Nicht die Aufwärtsmobilität wird bestritten, sondern ihre ursächliche Zurückführung auf die residenzielle Segregation.

Die einschlägige Forderung lautet daher, stärker sozial- als raumorientiert zu intervenieren (Landhäußer/Otto/Ziegler 2005). Das entbindet niemanden davon, genau zu überlegen, *wohin* die Mittel fließen sollen, zumal bestimmte Wohnviertel aufgrund ihrer schlechten infrastrukturellen Ausstattung benachteiligend wirken. Bezweifelt werden aber simple Pläne, die sich zu stark auf die bauliche Umwelt konzentrieren (vgl. dazu auch die Kritik am New Urbanism von Fainstain 2000, S. 461 ff.). Die Geografie gerät leicht in die Bredouille, weil sie, will sie Möglichkeiten zur Ungleichheitsverringering aufzeigen, nach Lösungen suchen muss, die meist außerhalb ihres konstitutiven Blickes und vielleicht auch Wissens liegen.

Bedenklich ist auch, dass der in der Segregationsforschung verwendete Begriff Integration extrem vage ist. Man muss sogar sagen, dass der Erfolg des Begriffes in ebendieser Vagheit und nicht in der theoretischen Leistungsfähigkeit gründet. Man hat sich mit der Polysemie angefreundet und nutzt Integration als Surrogat für den diskreditierten Begriff ‚Assimilation‘, nachdem zuletzt auch das politische Leitbild einer multikulturellen Gesellschaft massenmedial zum Beispiel von Scheffer (2002), Preuß (2001), Schönbohm (vgl. Schneider 2006) und vielen anderen erfolgreich madig gemacht worden ist. Es ist auch nicht mehr zu sagen, zu welchem Lager der Begriff Integration heute gehört, aber wer sich öffentlich gegen Integration stellt, braucht auf Kritik nicht lange zu warten. Wem bei Integration unwohl ist, der flüchtet sich eher in andere vermeintlich positive Begriffe wie Pluralität oder Hybridität.

In der allgemeinen Diskussion ist von einer gelungenen Integration die Rede, wenn eine gegenseitige Annäherung von Migranten und Einheimischen stattgefunden hat, wenn also Migranten in etwa so leben wie die Einheimischen. Wörterbücher schlagen ‚Vervollständigung‘ vor und sprechen von einer ‚Eingliederung‘ in eine gesellschaftliche oder soziale Ordnung‘.

Die Etymologie des Wortes macht zudem auf die Idee einer Wiederherstellung aufmerksam, bei der das Ganze – aber wer oder was ist das? – unberührt gelassen werden soll. Leicht ist zu erkennen, dass der Begriff eine Ordnung voraussetzt. Weil wie erwähnt ein transitives Verständnis von Assimilation im Zeichen politischer Korrektheit verworfen wurde und weil gemeinhin akzeptiert wird, dass Migranten die Lebenswelt der Einheimischen beeinflussen, wird die Unberührtheit vernachlässigt und anerkannt, dass Integration ein von beiden Seiten Mühen verlangender Prozess ist. So gesehen, ist gegen den Begriff nichts einzuwenden. Die offene Auseinandersetzung um seine inhaltliche Ausgestaltung ist in freien Gesellschaften zu begrüßen. Doch eignet sich ein solcher Begriff für Analysen, wenn der Streit zwischen Seins- und Sollensaussagen hin- und hertaumelt? Wer von Integration spricht, wird sich vielleicht davor drücken, aber letztlich nicht umhinkommen, die präsupponierte Normvorstellung zu benennen. Implizit handelt diese Imago von stabilen nationalen oder städtischen Gesellschaften, die durch Wanderungsprozesse gestört werden. Der methodologische Nationalismus oder, auf die Geografie bezogen, der methodologische Territorialismus (vgl. Johnston/Thrift 1996) feiern so fröhlichen Urstand. Behelfsweise wird Integration zu Forschungsbeginn definiert und nach geeigneten Indikatoren gesucht, um so aus (politischen) Sollensaussagen wissenschaftliche Seinsaussagen zu gewinnen. Weil ein Indikator niemals der Sache selbst gleich ist, sind sämtliche Indikatoren fragwürdig und stehen regelmäßig im Zentrum der Kritik. Wie in der allgemeinen Ungleichheitsforschung sind es nur noch Konventionen der Forschung. Auch ein raffiniertes und vermeintlich besseres Methodenarsenal kann das Grundproblem der Nichtidentität von Indikator und Sache nicht abschaffen.

Die Diskussion würde aber nicht florieren, wenn das Thema uninteressant wäre. Aufschlussreich ist daher die landläufige Anwendung des Integrationsbegriffs auf Arme oder ethnische Minderheiten in hochsegregierten Vierteln,

obwohl Reiche ungleich stärker segregiert sein können, ohne dass man von Integrationsproblemen spräche. Sieht man davon ab, dass in dem wohlwollend scheinenden Wert ‚Integration‘ auch Differenzphobie enthalten ist, dass also Anpassung gefordert wird, weil einem Fremdes unerträglich ist, dann stößt man auf einen modernen Wert, der auf seiner Rückseite mehr Toleranz einklagt als viele zu ertragen bereit sind. Gemeint ist der moderne Selbstbeschreibungswert der Freiheit, der seinen Eingang auch ins Grundgesetz gefunden hat: Artikel 2 Abs. 1 räumt allen Menschen das Recht auf die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit ein. Nicht Differenzphobie und die Möglichkeit damit politische Mehrheiten zu gewinnen (vgl. Mahnig 2001), sondern das Recht auf freie Entfaltung steht zur Debatte, wenn man nicht das Grundgesetz ändern will. Wird nun der genannte Artikel mit dem Gleichheitsgebot vor dem Gesetz verbunden und zudem anerkannt, dass Migranten und erst recht ihre Nachkommen am Projekt des Wohlfahrtsstaates mit Kosten und Nutzen teilnehmen, dann werden die Ergebnisse von Schulstudien wie etwa PISA zum Skandal (Radtko 2004; Maas 2005). Denn sie zeigen, dass die Schutzbefohlenen des Staates im Bildungssystem nicht immer das Rüstzeug erhalten, um sich jetzt und später frei zu entfalten. Die Schule fördert nur dort, wo entsprechende Kapitalien aus dem Elternhaus mitgebracht werden. Dabei gelingt es manchen nationalen Bildungssystemen offenbar besser als anderen, die Startungleichheiten wenigstens annähernd auszugleichen. Dass Schulen in diesem Kontext erwähnt werden, ist kein Zufall, sondern verweist auf die Bedeutung von Organisationen bei der Herstellung von sozialen Ungleichheiten allgemein. Zugleich wird hier die alte Spur in Richtung Organisationsprogramme und die in ihnen enthaltenen exklusionsrelevanten, räumlichen Differenzierungen wieder aufgegriffen (vgl. Klüter 1999; Kuhm 2000, S. 72) – eine Spur, die allerdings weder im Hauptstrom der Geografie noch in der geografischen Migrationsforschung große Beachtung gefunden hat.

Was aber bleibt vom Integrationsbegriff? Vielleicht ist es geschickter, den Begriff Integra-

tion präzise als *Reduktion von Freiheitsgraden* zu begreifen (Luhmann 1998, S. 631). So verstanden stünde Integration tendenziell im Widerspruch zu modernen Freiheitspostulaten. Die Wissenschaft könnte dann aufdecken, wessen Freiheitsgrade – verstanden als Wahlmöglichkeiten von Individuen aber auch von sozialen Systemen – wann, wo, von wem und wie eingeschränkt werden. Diese Begriffswendung bietet noch keinen Lösungsweg, um soziales Elend zu verringern, doch sie macht auf die unterschiedlichen Interessen aufmerksam und versetzt die Wissenschaft in eine analytische Position. Sie kann nun versuchen, den Kontingenzraum, also den Raum zwischen Notwendigkeit und Unmöglichkeit, zu bestimmen und kann dabei angeben, auf wessen Interessen Einschränkungen zurückzuführen sind. So kann etwa der Streit um die doppelte Staatsbürgerschaft als ein Ausdruck des Integrationskonfliktes gesehen werden: Der Staat möchte die Bürger möglichst mit nur einer Staatsbürgerschaft an sich binden. Er reduziert die Freiheitsgrade, weil Bürger mit nur einer Staatsbürgerschaft nicht ohne weiteres in zwei Staaten leben, arbeiten, erben oder Immobilien erwerben können. Doppelte Staatsbürgerschaft kommt dem Recht auf freie Entfaltung sehr nah – zu nah für die Politik, der solche Ambivalenzen ein Graus sind. Die begriffliche Neujustierung erlaubt es, das Recht auf freie Entfaltung als einen modernen Wert zu untersuchen und nach den Entfaltungsbedingungen zu fragen, ohne dass von einem Indikator, wie etwa Sozialkontakt zu Deutschen, darauf geschlossen werden muss, ob jemand integriert ist oder nicht. An dieser Stelle schließt sich der Kreis zum oben erläuterten Begriffspaar Inklusion|Exklusion.

5 ‚Post‘-ismen in der Migrationsforschung

Das letzte zu beobachtende Themenfeld grenzt sich durch seine Verweise auf postmoderne, poststrukturalistische oder postkoloniale Theorien von den beiden erstgenannten ab und demonstriert eindrucksvoll, dass nicht Theoriearmut, sondern abermals das ungebrochene

Verhältnis zum Gegenstand Teil des Problems ist, auch wenn die hier stark vereinfachend und homogenisierend als ‚Post‘-Theorien bezeichneten Arbeiten hochgradig (selbst-)reflexiv sind. Tatsächlich ist ihr zentraler Verdienst in den ausgelösten Reflexionen über migrationswissenschaftliche Kategorien zu sehen (vgl. Mitchell 1997). Latent angelegte Fissuren zwischen verschiedenen Forschungstraditionen wurden vor allem in Zusammenhang mit der Transnationalismusdebatte zu unübersehbaren Klüften. Die konventionell-konservative Wanderungs- und Segregationsforschung, tendenziell um einen deduktiv-nomologischen Kern strukturiert, war erstaunt, „to find their subject matter assailed by a bevy of postmodernists, novelists and scholars of cultural studies“ (Cohen 1997, S. 127). Und die Klüfte zwischen konventioneller und postistischer Migrationsforschung sind in Ermangelung einer dafür geeigneten Sprache bis heute nicht überbrückt worden (Schiffauer 2006).

Neben dem hohen Irritationspotenzial ist als Verdienst unbedingt noch festzuhalten, dass sich eine beachtliche Zahl von Forscherinnen und Forschern der Expressivkultur zuwandte und vor vermeintlich trivialem Kitsch nicht mehr Halt machte, dass speziell Anthropologen nicht mehr nur in den Herkunftsregionen, sondern auch in den Zielregionen der Migranten zu forschen begannen und so der wachsenden Mobilität gerecht zu werden versuchten (Kearney 1995), dass von abstrakten Zahlen abgesehen und den Erzählungen von Migrantinnen und Migranten mehr Gehör und Aufmerksamkeit geschenkt wurde, und dass Fremdheit genutzt wurde, um mehr über das Eigene zu erfahren (Hitzler 1999).

Mittels der zentralen Kategorie ‚Differenz‘, so möchte man meinen, sei es einfach, die Relation zum Gegenstand zu brechen. Tatsächlich changieren in empirischen Arbeiten die Deutungen und Perspektiven fortwährend, wird zum Beispiel eine transterritoriale Stadtlandschaft verunordnend geordnet und so vermeintlich Natürliches in seiner ganzen Kontingenz vorgeführt (Berndt/Boeckler 2005). Nun ist zwar bekannt und weitgehend akzeptiert, dass die Möglichkeit der Selbsttherausnahme des Schreibenden aus

der Theorie ein Ding der Unmöglichkeit ist, doch über die Konsequenzen lohnt es sich zu streiten. Ist es sinnvoll, jedes Wort zugleich als bedenkliche Machtausübungspraktik, von der es sich selbst zu distanzieren gilt, zu begreifen (z. B. Rose 1997)? Ist es wissenschaftlich ergiebig, Fluidität, Juxtapositionen und Intersektionen nicht allein als empirische Phänomene zu beobachten, sondern sie dem Theoriegeist folgend in die eigene Arbeit einzuschreiben (z. B. Bhabha 2000)? Der zu zollende Tribut ist eine verschwindende Unterscheidung zwischen der Sache, die ein Begriff bezeichnen soll, und einer Bewertung der Tradition des Begriffes. Die Beliebigkeit bei der Wahl der theoretischen Grundbegriffe ist zumindest erstaunlich. So fallen Phänomene aus dem Blickfeld, weil Begriffe verworfen werden, ohne Ausgleichsbegriffe zu bieten. Am augenfälligsten ist dies am Assimilationsbegriff zu erkennen: Niemand bestreitet ernsthaft, dass Assimilation die hegemonial-brutale Geschichte der Nationalstaatenbildung begleitete und legitimierte. Aber lässt sich deswegen auch abstreiten, dass es zu An-Ähnlichkeiten zwischen Menschen kommt oder dass Individuen sich komplementär zu sozialen Kontexten an-ähnlichen? Bronfen/Marius mögen Recht haben, wenn sie argumentieren, dass Assimilation komplexe Wechselwirkungs- und Rückkoppelungsprozesse in der kulturellen Evolution übersehe und sie zu einem asymmetrischen, teleologischen Vorgang zwischen zwei überzeitlichen Wesenheiten reduziere (1997, S. 18). Doch die Bewertung von Assimilationsdiskursen rechtfertigt nicht immer die Verwerfung analytischer Theoriebestandteile. Zum Teil wird erneut ersichtlich, dass die Kritik in der ursprünglichen Beobachtungsform verharrt und von Einfach auf Vielfalt umstellt, um sodann gegen Hegemone zu rebellieren.

Diese Auflehnung gegen Reduktionismus soll und kann hier nicht im Modus falschlich bewertet werden. Aber sie kann auf drei für die Theorieentwicklung interessante Gründe zurückgeführt werden: *Erstens* ist Vielfalt zu betonen, weil fortschreitende Differenzierung ein Mehr an alltäglich erfahrbarer Differenz und Kontingenz hervorruft – sogar Historiker

stimmen zu (Morawska 2005, S. 217). *Zweitens* ist die Verschiebung der Aufmerksamkeitsverteilung von der Mehrheit zur Minderheit ein Mittel, um selbst mehr Aufmerksamkeit zu erhalten. Und *drittens* sind die beobachteten Fälle von außergewöhnlicher Interessantheit – ein Aspekt, der nun weiter behandelt werden soll.

Es drängt sich die Frage auf, was Interessantheit bedeutet und wer oder was interessant sein sollte. Interessantheit ist im Rahmen des wissenschaftlichen Supercodes Wahrheit ein Bewertungskriterium, weil mit ihm der systematische Aufbau von Wissen beeinflusst werden kann. Das Kriterium Novität reicht nicht aus, um den Wissensaufbau zu lenken, denn neu kann vieles sein. Um interessant zu sein, sind zwei grundverschiedene Wege möglich: Erstens kann eine Forschung interessant sein, weil sie Leserinnen und Leser in Lebenswelten entführt, die ihnen fremd und verschlossen sind. Arbeiten zu Sexarbeit, zum Leben in der Illegalität oder zu Menschenschmugglern profitieren zu einem erheblichen Maß von einer solchen ‚Ausflugsinteressantheit‘, auch weil das empirische Arbeiten in diesen Bereichen mühsam und entsprechend zu honorieren ist.

Auf den zweiten Herstellungsweg weist Borges' Kommissar Lönnrot hin:

„[...] reality hasn't the slightest need to be of interest. [...] reality may avoid the obligation to be interesting, but that hypothesis may not” (Borges 1993 [1944], S. 103; vgl. auch Hard 1995, S. 147 ff.).

Theoretische Interessantheit ist eine denkintensive wissenschaftliche Herstellungsleistung, die teilweise durch Importe substituiert werden kann. So gewinnen empirische Arbeiten in diesem Feld an Interessantheit, indem sie auf intentional alternative Deutungen von sozialer Realität schauen oder sich explizit Sinnzusammenbrüchen widmen. In der Praxis bedeutet das, dass eine Zuwendung zu Personen, Texten oder Werken, die im weitesten Sinn der Kunst zugerechnet werden können, erfolgt. Es werden also auf Beobachtung bedachte Expressionen beobachtet, denn künstlerische Werke können, trotz unterschiedlicher Ansprüche an die Kunst (z. B. Schönheit, Harmonie, Kunstfertigkeit),

systemtheoretisch als Offerten zur Weltdeutung verstanden werden, die sich an der Leitdifferenz von ungewohnt/gewöhnlich oder auch passt/passt-nicht orientieren (Baraldi/Corsi/Esposito 1997, S. 104 ff.). Kunst fällt damit die Aufgabe zu, vertraute Sinnkombinationen zu zerstören, vergessene Deutungen zu reaktivieren oder neue Auslegungen der Welt zu wagen. Ganz ähnlich arbeitet eine theoretisch interessante Wissenschaft, wenn man von dem großen Unterschied absieht, dass wissenschaftliche Aussagen noch immer Wahrheit, wenn auch relativ, beanspruchen. Die Hinwendung zur Kunst bringt dann den Vorteil der ersten Alltagsbrechung mit sich und führt, auch wenn es um Migration geht, zur Distanzierung von alltäglichen Migrationsphänomenen (z. B. Jurgens 2001). Die hohe Zitationsquote von Belletristen wie etwa Hanif Kureishi, Salman Rushdie, Feridun Zaimoglu und vielen anderen ist diesem Umstand geschuldet. Das soll keineswegs heißen, dass Kunst nicht der Rede wert sei und Wissenschaft sich nicht belletristischer Texte bedienen dürfe, doch erneut ist hier weder eine konsequente theoretische Einführung von Migration zu erkennen, noch wird nach einem Modus gesucht, der es verstünde, Kunst, oder besser: Imago, mit sozialer Wirklichkeit zu verbinden (vgl. Schiffauer 2006).

Jetzt wird verständlich, weshalb der Schritt aus der Theorie in die Empirie gefährlich ist und weshalb eine Kluft zwischen konventioneller und postistischer Migrationsforschung klafft. Zu oft hat man thematisch Unterschiedliches im Blick. ‚Identitätsjongleure‘ oder aufgeklärte Kosmopoliten sind außerhalb der Kunst nicht immer zu finden. Verbitterte und vom Leben enttäuschte Menschen, deren Lebenswelt nichts mit der Welt der Künstler gemein hat und die sich vielleicht auch nicht in deren Kunst aufgehoben fühlen, sind mit der Theorie nicht ohne weiteres zu verstehen. Die Theorie gerät bekanntermaßen ins Straucheln: Sie hat zu viel von der künstlerischen Weltdeutung in ihr Programm aufgenommen, als dass sie den theoretischen Fortschritt in der Migrationsforschung antreiben und das Thema Migration im Rahmen einer Gesellschaftstheorie einführen könnte.

6 Ausblick

Die Diagnose des theoretischen Erkenntnisstillstandes in der Migrationsforschung mag strittig sein. Sie soll keineswegs die anderen (empirischen) Verdienste dieses Forschungszusammenhangs schmälern. Doch wer die Diagnose teilt, dem wurden hier Gründe vorgeführt und Auswege angedeutet. Die Mehrzahl der von Geografen mitgeteilten und routinisierten Forschungsblicke bleibt in vordefinierten Problemrahmungen gefangen, Auflehnung und Widerstand finden nur in selbigen statt. Diese einfache Übernahme außerwissenschaftlicher Probleme und Fragestellungen und deren weitgehend ungebrochene Implementierung in die Theorieprogramme bedingt die theoretische Erkenntnisarmut.

Ein möglicher Ausweg aus diesem Kognitionsgefängnis konnte hier nur angerissen werden. Er besteht grundsätzlich in einer gesellschaftstheoretischen Einbettung von Migrationsphänomenen und der damit einhergehenden konsequent theoretischen Einführung von Migrationsthemen. Gefragt ist eine Theorie, die nicht von einem vorgängigen und quasi-natürlichen Fall Migration ausgeht, sondern erklären kann, wie Migration überhaupt erst als ein bemerkenswertes Phänomen hergestellt wird. Erst wenn die Hervorbringung von Migration in der Gesellschaft verstanden ist, wird es möglich, die unterschiedlichen Wanderungsformen in ihrer historischen Gebundenheit und außerwissenschaftlichen Problematisierung zu erklären (dazu z. B. Wimmer 1999). Eine Gesellschaftstheorie wie die Systemtheorie macht das in der Migrationsforschung akkumulierte Wissen nicht plötzlich falsch. Sie teilt sogar Aussagen, wie etwa, dass es sich bei Migrationen um einen Normalfall handelt. Aber sie gewinnt diese Erkenntnis nicht aus der Ablehnung der (bundesdeutschen) Politikrhetorik, sondern aus einer Strukturanalyse der modernen Gesellschaft.

Insgesamt kann die Systemtheorie Migrationsthemen unaufgeregter und theoretisch als Normalfall einführen. Antworten auf Fragen nach bestimmten Wanderungsverläufen, nach

Aufstiegsbahnen von ethnischen Minderheiten oder ähnliche migrationstypische Fragen kann auch sie nicht unmittelbar liefern. Aber sie ist mit ihrem komplexen Begriffsapparat in der Lage, außerwissenschaftliche Komplexität zu reduzieren und neue Einsichten über den Aufbau der sozialen Welt zu gewinnen. Im besten Fall kann sie darüber informieren und die Welt dann vielleicht auch zum Staunen bringen.

Literatur

- Bade, K. J. (2002): Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München.
- Bade, K. J. und Oltmer, J. (2004): Normalfall Migration. Bonn.
- Bähr, J., Jentsch, C. und Kuls, W. (1992): Bevölkerungsgeographie. Berlin/New York.
- Bahrenberg, G. und Kuhm, K. (1999): Weltgesellschaft und Region – eine systemtheoretische Perspektive. Geographische Zeitschrift 87, S. 193–209.
- Baraldi, C., Corsi, G. und Esposito, E. (1997) (Hrsg.): GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Frankfurt am Main.
- Bartels, D. (1968): Türkische Gastarbeiter aus der Region Izmir. Zur raumzeitlichen Differenzierung der Bestimmungsgründe ihrer Aufbruchentschlüsse. Erdkunde 22, S. 313–324.
- Berger, J. (2004): Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Zur Vergangenheit und Gegenwart einer soziologischen Schlüsselfrage. Zeitschrift für Soziologie 33, S. 354–374.
- Berger, J. (2005): Nimmt die Einkommensungleichheit weltweit zu? Methodische Feinheiten der Ungleichheitsforschung. Leviathan 33, S. 464–481.
- Berndt, C. (2004): Globalisierungs-Grenzen. Modernisierungsträume und Lebenswirklichkeiten in Nordmexiko. Bielefeld.
- Berndt, C. und Boeckler, M. (2005): Ordnung der Verunordnung transterritorialer Stadtlandschaften. Die Nürnberger Gartenvorstadt Werderau im Globalen Zeitalter. Erdkunde 59, S. 102–119.
- Bhabha, H. K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen.
- Bommes, M. (1999): Migration und nationaler Wohlfahrtsstaat. Ein differenzierungstheoretischer Entwurf. Wiesbaden.
- Bommes, M. and Morawska, E. (2005) (eds.): International migration research. Constructions, omissions and the promises of interdisciplinarity. Aldershot.
- Borges, J. L. (1993 [1944]): Ficciones. London.
- Boyle, P., Findlay, A. and Newbold, B. (2004): Editorial introduction to *Population, Space and Place*. Population, Space and Place 10, S. 1.
- Brettel, C. B. and Hollifield, J. F. (2000) (eds.): Migration theory. Talking across disciplines. New York/London.
- Bronfen, E. und Marius, B. (1997): Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. E. Bronfen (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen. S. 1–29.
- Bürkner, H.-J., Bruse, M., Jassens, F., Proell, K. und Sauerland, S. (1999): „Interethnische“ Konflikte im Wohnquartier. Ethnisierung und Kulturalismus als Hintergründe der Interpretation von Konflikten zwischen Einheimischen und Migranten durch politische Akteure. Geographische Zeitschrift 87, S. 13–28.
- Cohen, R. (1997): Global diasporas. An introduction. London.
- Derrida, J. (1999 [1988]): Die *différance*. P. Engelmann (Hrsg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart. S. 76–113.
- Diehl, C. (2002): Die Auswirkungen längerer Herkunftslandaufenthalte auf den Bildungserfolg türkisch- und italienischstämmiger Schülerinnen und Schüler. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 27, S. 165–185.
- Evrensel, A. (1985): Gastarbeiter – ein Problem für das Fach „Geographie“ und für die Gesellschaft? Geographica Helvetica 40, S. 107–112.
- Fainstain, S. (2000): New directions in planning theory. Urban Affairs Review 35, S. 541–478.
- Fallenbacher, T. (2001): „Ethnic Business“ in Nürnberg. Fallstudie Dönerkebab. Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 48, S. 247–272.
- Fassmann, H. (2002): Zuwanderung und Segregation. H. Fassmann, J. Kohlbacher und U. Reeger (Hrsg.): Zuwanderung und Segregation. Europäische Metropolen im Vergleich. – Publikationsrei-

- he des Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit 7. Klagenfurt/Celovec. S. 13–24.
- Fassmann, H. und Münz, R. (2002): Die Osterweiterung der EU und ihre Konsequenzen für die Ost-West-Wanderung. K. J. Bade und R. Münz (Hrsg.): Migrationsreport 2002. Frankfurt am Main/New York. S. 61–97.
- Fuchs, P. (2005): Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie. M.-C. Fuchs (Hrsg.): Konturen der Modernität. Systemtheoretische Essays II. Bielefeld. S. 37–61.
- Geddes, A. (2005): Migration research and European integration. The construction and institutionalization of problems of Europe. M. Bommers und E. Morawska (eds.): International migration research. Constructions, omissions and the promises of interdisciplinarity. Aldershot. S. 265–280.
- Glebe, G. (1997): Urban economic restructuring and ethnic segregation in Düsseldorf. Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie 88, S. 147–157.
- Goeke, P. (2006): Transnational assimiliert? Transmigranten der zweiten Generation zwischen Kroatien und Deutschland. S. De Carlo, M. Menz und A. Walter (Hrsg.): Grenzen der Gesellschaft? Osnabrück. S. 337–360.
- Häußermann, H. und Siebel, W. (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt am Main/New York.
- Hammar, T., Brochmann, G., Tomas, K. and Faist, T. (1997) (eds.): International migration, immobility and development. Multidisciplinary perspectives. Oxford/New York.
- Hard, G. (1995): Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. – Osnabrücker Studien zur Geographie 16. Osnabrück.
- Harvey, D. (1996 [1992]): Social Justice, Postmodernism and the City. C. Hamnett (ed.): Social Geography. London/New York. S. 291–308.
- Hillmann, F. (1997): „*all'italiana*“: Wohnen und Arbeiten von ImmigrantInnen im Mailand der 90er Jahre. H. Häußermann und I. Oswald (Hrsg.): Zuwanderung und Stadtentwicklung. Opladen. S. 273–289.
- Hitzler, R. (1999): Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. Soziale Welt 50, S. 473–482.
- Johnston, R. J., Poulsen, M. and Forrest, J. (2003): Ethnic residential concentration and a ›new spatial order‹? Exploratory analyses of four United States metropolitan areas, 1980–2000. Journal of Population Geography 9, S. 39–56.
- Johnston, R. J. and Thrift, N. J. (1996) (eds.): On the nation-state, the global, and social science. Environment and Planning A 28.
- Jurgens, J. (2001): Shifting Spaces. Complex identities in Turkish-German migration. L. Pries (ed.): New transnational social spaces. International migration and transnational companies in the early twenty-first century. New York, S. 94–112.
- Kearney, M. (1995): The local and the global. The anthropology of globalization and transnationalism. Annual Review of Anthropology 24, S. 547–565.
- King, R. (1978): Return migration. A neglected aspect of population geography. Area 10, S. 175–182.
- King, R. (2002): Towards a new map of European migration. International Journal of Population Geography 8, S. 89–106.
- Klagge, B. (2005): Armut in westdeutschen Städten. Strukturen und Trends aus stadtteilorientierter Perspektive. – Erdkundliches Wissen 137. Stuttgart.
- Klüter, H. (1999): Raum und Organisation. P. Meusbürger (Hrsg.): Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. – Erdkundliches Wissen 130. Stuttgart. S. 187–212.
- Krätke, S. (1995): Stadt. Raum. Ökonomie. Einführung in aktuelle Problemfelder der Stadtökonomie und Wirtschaftsgeographie. – Stadtforschung aktuell 53. Basel u. a.
- Kuhm, K. (2000): Exklusion und räumliche Differenzierung. Zeitschrift für Soziologie 29, S. 60–77.
- Landhäußer, S., Otto, H.-U. und Ziegler, H. (2005): Informelles Lernen in benachteiligten Stadtteilen. Regiestelle E&C der Stiftung SPI Sozialpädagogisches Institut Berlin (Hrsg.): Orte der Bildung im Stadtteil. Dokumentation. Berlin. S. 6–9.
- Lengfeld, H. (2006): Organisierte Ungleichheit. Wie Organisationen Lebenschancen beeinflussen. Wiesbaden.
- Lewandowska, E. und Elrick, T. (2007): Der Einfluss von Migration auf die Herkunftsgemeinden. Fallstudien polnisch-deutscher Migrationen. M. Nowicka (Hrsg.): Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa. Bielefeld. S. 249–270.
- Luhmann, N. (1991 [1971]): Die Weltgesellschaft. N. Luhmann (Hrsg.): Soziologische Aufklärung

2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen. S. 51–71.
- Luhmann, N. (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Luhmann, N. (1995): Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung. H. de Berg und M. Prangel (Hrsg.): Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus. Tübingen. S. 9–59.
- Luhmann, N. (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Maas, U. (2005): Sprache und Sprachen in der Migration im Einwanderungsland Deutschland. U. Maas (Hrsg.): Sprache und Migration. Osnabrück. S. 89–133.
- Mahnig, H. (2001): Die Debatte um die Eingliederung von Migranten oder: was ist das Ziel von „Integrationspolitik“ in liberalen Demokratien? Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft 7, S. 124–130.
- Malmberg, G. (1997): Time and space in international migration. T. Hammar, G. Brochmann, K. Tomas und T. Faist (eds.): International migration, immobility and development. Multidisciplinary perspectives. Oxford/New York. S. 21–48.
- Mammey, U. (2001): Europa im Fokus internationaler Migration. Geographische Rundschau 53 (2), S. 32–36.
- Mehan, H. und Wood, H. (1976): Fünf Merkmale der Realität. E. Weingarten, F. Sack und J. Schenkein (Hrsg.): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Aushandelns. Frankfurt am Main. S. 29–63.
- Meyer, J. W., Boli, J., Thomas, G. M. and Ramirez, F. O. (1997): World society and the nation-state. The American Journal of Sociology 103, S. 144–181.
- Mitchell, K. (1997): Transnational discourse. Bringing geography back in. Antipode 29, S. 101–114.
- Mohan, J. (2000): Geographies of welfare and social exclusion. Progress in Human Geography 24, S. 291–300.
- Morawska, E. (2005): The sociology and history of immigration. Reflections of a practitioner. M. Bommes und E. Morawska (eds.): International migration research. Constructions, omissions and the promises of interdisciplinarity. Aldershot. S. 203–239.
- Mountz, A. (2003): Human smuggling, the transnational imaginary, and everyday geographies of the nation-state. Antipode 35, S. 622–644.
- Müller-Mahn, D. (2000): Ein ägyptisches Dorf in Paris. Eine empirische Studie zur Süd-Nord-Migration am Beispiel ägyptischer ›Sans-papiers‹ in Frankreich. M. Bommes (Hrsg.): Transnationalismus und Kulturvergleich. Osnabrück. S. 79–110.
- Nassehi, A. (1995): Différend, Différence und Distinction. Zur Differenz der Differenzen bei Lyotard, Derrida und in der Formenlogik. H. de Berg und M. Prangel (Hrsg.): Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus. Tübingen. S. 17–59.
- Nassehi, A. (2004): Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik. Zeitschrift für Soziologie 33, S. 98–118.
- Peach, C. (2000): Discovering white ethnicity and parachuted plurality. Progress in Human Geography 24, S. 620–626.
- Pott, A. (2001): Der räumliche Blick. Zum Zusammenhang von Raum und städtischer Segregation von Migranten. N. Gestring, H. Glasauer, C. Hannemann und W. Petrovsky (Hrsg.): Jahrbuch StadtRegion 2001. Schwerpunkt: Einwanderungsstadt. Opladen. S. 57–74.
- Pott, A. (2002): Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration. Opladen.
- Pott, A. (2005): Kulturgeographie beobachtet. Probleme und Potentiale der geographischen Beobachtung von Kultur. Erdkunde 59, S. 89–101.
- Preuß, U. K. (2001): Multikulti ist nur eine Illusion. Die Zeit, 31.5.2001, Nr. 23, S. 13.
- Pütz, R. (2004): Transkulturalität als Praxis. Unternehmer türkischer Herkunft in Berlin. Bielefeld.
- Putnam, R. D., Feldstein, L. M. und Cohen, D. (2004): Better together. Restoring the American community. New York u. a.
- Radtke, F.-O. (2004): Die Illusion der meritokratischen Schule. Lokale Konstellationen der Produktion von Ungleichheit im Erziehungssystem. K. J. Bade und M. Bommes (Hrsg.): Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche. Osnabrück. S. 143–178.
- Rawls, J. (1979): Eine Theorie der Gerechtigkeit. Frankfurt am Main.

- Rose, G. (1997): Situating knowledges. Positionality, reflexivities and other tactics. *Progress in Human Geography* 21, S. 305–320.
- Roux, M. (1995): La population de la Yougoslavie en 1991. Inventaire avant le chaos. *Méditerranée* 81, S. 35–46.
- Sachverständigenrat für Zuwanderung und Integration (2004): Jahresgutachten 2004. Migration und Integration – Erfahrungen nutzen, Neues wagen. Berlin.
- Salt, J. and Almeida, J. C. (2006): International migration in Europe. Patterns and trends since the mid-1990s. *Revue Européenne des Migrations Internationales* 22, S. 155–175.
- Scheffer, P. (2002): Das Scheitern eines Traums. *Die Zeit*, 11.07.2002, Nr. 29, S. 3.
- Schiffauer, W. (2006): Transnationale Solidaritätsgruppen, imaginäre Räume, irrealen Konditionalsätze. H. Berking (Hrsg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt am Main/New York. S. 164–180.
- Schimank, U. (2005): Gerechtigkeitslücken und Inklusionsdynamiken. M. Corsten, H. Rosa und R. Schrader (Hrsg.): *Die Gerechtigkeit der Gesellschaft*. Wiesbaden. S. 309–343.
- Schneider, J. (2006): Neue Farbenlehre. Minister Schönbohm stört sich am Namen „Radio Multikulti“. *Süddeutsche Zeitung*, 22./23.07.2006, Nr. 167, S. 7.
- Schopenhauer, A. (1983 [1864]): *Eristische Dialektik oder die Kunst, Recht zu behalten*. Zürich.
- Seeger, C. R. und Valenzuela, M. E. D. (2006): Ausländische Postgraduiertenstudierende in Santiago de Chile: Brain gain in einer Stadt von Weltklasse? P. Gans, A. Priebis und R. Wehrhahn (Hrsg.): *Kulturgeographie der Stadt*. – Kieler Geographische Schriften 111. Kiel. S. 433–455.
- Stichweh, R. (1995): Zur Theorie der Weltgesellschaft. *Soziale Systeme* 1, S. 29–45.
- Stichweh, R. (2000 [1998]): Migration, nationale Wohlfahrtsstaaten und die Entstehung der Weltgesellschaft. R. Stichweh (Hrsg.): *Die Weltgesellschaft*. Frankfurt am Main. S. 66–84.
- Stillwell, J. and Phillips, D. (2006): Diversity and change. Understanding the ethnic geographies of Leeds. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 32, S. 1131–1152.
- Valenzuela, A. (2001): Day labourers as entrepreneurs. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 27, S. 335–352.
- van Kempen, R. and Özüekren, Ş. A. (1998): Ethnic segregation in cities. New forms and explanations in a dynamic world. *Urban Studies* 35, S. 1631–1656.
- Walzer, M. (2006 [1983]): *Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit*. Frankfurt am Main/New York.
- Waters, J. L. (2006): Geographies of cultural capital. Education, international migration and family strategies between Hong Kong and Canada. *Transactions of the Institute of British Geographers* 31, S. 179–192.
- Wimmer, A. (1999): *Territoriale Schließung und die Politisierung des Ethnischen*. C. Honegger, S. Hradil und F. Traxler (Hrsg.): *Grenzenlose Gesellschaft? Opladen*. S. 510–518.
- Anschrift des Autors: Dr. Pascal Goeke, Institut für Humangeographie, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Robert-Mayer-Str. 6–8, 60325 Frankfurt am Main, E-Mail: goeke@em.uni-frankfurt.de

- 1 Ich danke Christian Berndt, Andreas Pott und den GutachterInnen für die konstruktiven Kritiken und Kommentare. Die hier eingenommenen Standpunkte sind allein von mir zu vertreten.
- 2 Bildungsmigration und -mobilität umreißen ein Themenfeld, in dem die hier eingezogene Trennung im Zweifel nur im Einzelfall zu entscheiden ist. Dennoch, selbst in Fällen, in denen nach der hier vorgeschlagenen Nominaldefinition von Migration zu sprechen ist, weil das gesamte Studium im Ausland absolviert wird – also Neuinklusio- n das Hauptziel räumlicher Mobilität ist –, zeigt sich, dass die Grenze nicht als Hürde wahrgenommen wird, sondern die Grenze oder die Entfernung bei der Bildung von symbolischem Kapital hilft (vgl. Waters 2006).
- 3 Arbeiten mit einem ähnlichen Impetus finden sich auch im Umfeld der Methode der Dekonstruktion, auf die hier aber nicht näher eingegangen wird (vgl. dazu Derrida 1999 [1988]; Nassehi 1995; Luhmann 1995).
- 4 Vgl. Bericht des Sachverständigenrates für Zuwanderung und Integration (2004, Kapitel 9.3 Datensituation in Deutschland: Migrations- und Integrationspolitik „im Blindflug“).

- 5 Optische Wahrnehmungen dürften, neben der vermuteten Abweichung von westlicher Unternehmerrationalität, ein Hauptgrund dafür sein, dass sich Geografen der sogenannten ‚Migrantenökonomie‘ annehmen (z. B. Fallenbacher 2001; Pütz 2004), sich aber immer fragen lassen müssen, wieso die Dönerbude in der Innenstadt untersucht wird, hingegen die Dönerfabrik im Industriegebiet unberücksichtigt bleibt.
- 6 Die wissenschaftlichen Artikel variieren national: In Großbritannien wird beispielsweise der Bericht des nationalen ‚Community Cohesion Review Teams‘ als Maßstab verwendet und ‚community cohesion‘ als normatives Ziel gesetzt, nachdem multikulturelle Differenzpolitiken gescheitert seien (Stillwell/Phillips 2006). Solche vermeintlich schönen Ziele haben ihre eigenen Tücken, weil sie vage und ambivalent sind. Die Ziele können von ihren Befürwortern auch selten präzisiert werden. Stattdessen versucht man sich auf einen Zustand zu einigen, wo sich ‚bonding‘ und ‚bridging social capital‘ in etwa die Waage halten (vgl. Putnam/Feldstein/Cohen 2004, S. 2 f.).
- 7 Der Verweis auf John Rawls‘ Theorie der Gerechtigkeit kann hier nur andeuten, in welche Richtung die Gleichheits- und Gerechtigkeitsdiskussion gehen müsste, die in der Segregationsforschung aber nur selten geführt wird. Diese Debatte müsste sich dann auch auf das eher fallweise und vorübergehende Denken eines Michael Walzers einlassen (2006 [1983]).